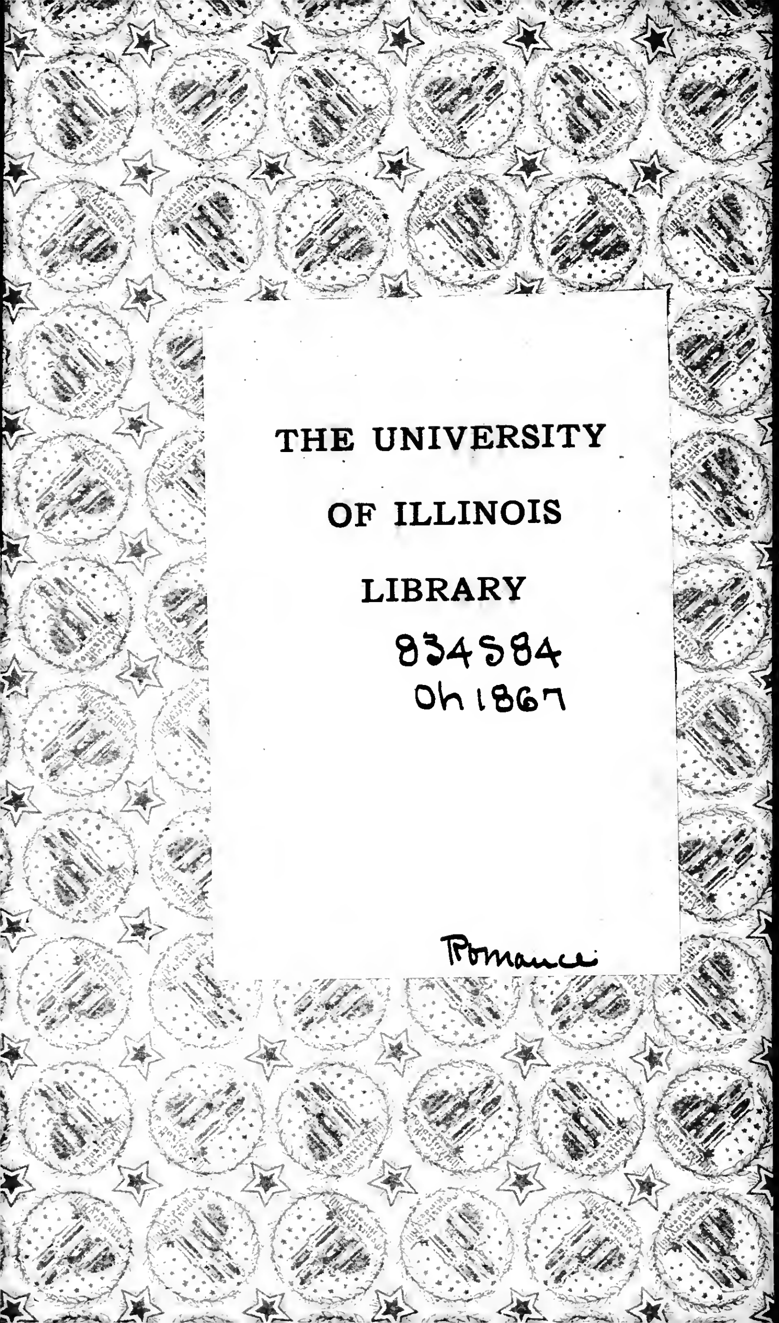

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
834S84
Oh1867
Romance



Herbsttage in Tirol

von

Ludwig Steub.

München.
Carl Merhoff's Verlag.
1867.

Vorwort.

Was dieses Büchlein bringen wolle, spricht sich da und dort auf seinen Blättern selber aus und es ist daher kein Anlaß, hier eine Erläuterung darüber vorzutragen. Nur die Ethnographischen Betrachtungen möchte ich nicht ganz unbesprochen lassen, vielmehr das Bekenntniß ablegen, daß sie mir eigentlich das Liebste seien an dieser kleinen literarischen Erscheinung. Sie sind die Nachwirkung tiefer Jugendeindrücke, welche nie mehr erlöschen wollten. Als ich nämlich aus der bayerischen Ebene die ersten Gänge in die rhätischen Alpen versuchte, dünkten mir diese Landschaften so träumerisch und märchenhaft, so voll verhallender Stimmen aus vergessener Vorzeit, daß ich mich schon damals wunderte, warum die deutsche Gelehrsamkeit ihr scharfes Auge nicht auch auf diese Räthsel werfe. Und je mehr ich die Eigenthümlichkeiten, die Geschichte und Alterthümer des Gebirges kennen lernte, desto fester ward die Ueberzeugung, daß das schöne Land Tirol ein Focus sei, ein Feuerherd, von dem noch manches Licht über uraltes Völkerleben, alte Sprachen, alte Sagen und alten Glauben ausgehen werde. Aber was meine Neugierde gefunden zu sehen wünschte, das bemühte sich keiner zu suchen und da ich's nicht

erwarten konnte, bis andre kämen, die dazu geschickter wären, so ging ich mitunter selbst daran, jene Geheimnisse aufzuhellen und die verhallenden Stimmen verstehen zu lernen.

Wie viel ich mir dazu Berechtigung beimesse, habe ich im Büchlein selbst nicht undeutlich zu verstehen gegeben. Ich wiederhole hier nur den Wunsch, daß sich bald bessere Kräfte finden möchten, welche alle die angeregten Fragen, so weit sie bisher noch keine entsprechende Pflege gefunden, mit tiefer gehender Wissenschaft zu behandeln im Stande wären.

Uebrigens habe ich diese Ethnographischen Betrachtungen, seitdem sie im Januar dieses Jahres in der Allgemeinen Zeitung erschienen, so weit es die Anlage gestattete, nach bestem Wissen zu begründen und zu erweitern gesucht, solche Zuthaten aber, welche wohl nicht jeden Leser ansprechen, lieber als Anmerkungen an den Schluß verlegt. Dort werden gleichgesinnte Freunde sie so zu sagen im stillen Kämmerlein beisammen finden, wenn sie nur den arabischen Ziffern nachgehen wollen, welche auf Seite 116 beginnen.

München, im Juni 1867.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Betrachtungen über Tirol	1
II.	Hall. Innsbruck	13
III.	Von Innsbruck nach Brixen	34
IV.	Philipp Jakob Fallmerayer	40
V.	Die Fallmerayeriden	80
VI.	Tschötsch	85
VII.	Ethnographische Betrachtungen: Rhätier und Romanen	113
VIII.	Bajuvaren, Gothen und Longobarden	153
IX.	Die deutschen Ansiedelungen in Wälschtirol und im venedischen Gebirge	168
X.	Schluß der ethnographischen Betrachtungen	192
XI.	Das Etschland	199
XII.	Das Trentino	212
	Anmerkungen	237

Herbsttage in Tirol.

I.

Betrachtungen über Tirol.

(Im Herbste 1865.)

Es war Sonntag, der dritte des Herbstmonds im gesegneten Jahr 1865; die Uhr am Karlsthor zeigte drei Viertel auf zehn Uhr — die schönen Münchnerinnen kamen eben aus dem Hochamt in der Frauenkirche; der Wind dagegen blies aus Osten und versprach eine heitere Witterung. Die Stimmung war angenehm und auf alles gefaßt — letzteres vielleicht nur scheinbar, denn als mich ein neugieriger Freund am Bahnhof fragte: wohin die Reise gehe, verlor ich schon die Zuversicht und sagte erröthend: „Nach Tirol."

„Was? jetzt, da im gebildeten Deutschland Sänger- Turner- und Burschenfeste, Scheibenschießen, Philologen- und Volksversammlungen, Abgeordnetentage, Nationalvereinsconvente und Bundesbeschlüsse im Anzug sind, jetzt gehst du nach Tirol? Läßt denn nicht ab von dem bigotten Völklein?"

Es schien mir eine fühlbare Erleichterung, daß der Zug eben abging. „Einsteigen, meine Herren! nach Holzkirchen, Aibling, Rosenheim, Salzburg, Wien!" Ich war schnell im Wagen und rief „Ade!", meine Rechtfertigung auf die Heimkehr sparend.

Die Tiroler leiden wirklich an dem historischen Ungemach, daß sie für die Freiheit zwar rühmlich zu sterben wußten, aber nicht würdig zu leben verstehen. Als sie seiner Zeit „frei“, d. h. wieder kaiserlich geworden, verloren sie sich in einen blöden Servilismus, der niemanden interessirte. Als sie nach langen Jahren wieder von sich reden machten, war es die Verjagung der Zillerthaler, die sie uns als Xenie darbrachten, und jetzt, wenn man von ihnen spricht, betrifft es die altmodische Protestantenhetze. Sie rufen freilich inständigst nach Deutschland herüber: „Redet uns nichts ein! Beurtheilt uns nicht, denn wir sind für euch ganz unverständlich“ — aber derlei Geschichten versteht man leider überall. Also ist es so weit gekommen, daß man sich fast entschuldigen muß, wenn man jetzt noch in's Tirol fährt. Thäte man's nur um Trauben und Pfirsiche zu versuchen oder um einen alten Katarrh durch Meraner Luft zu heilen, so würde die Kritik noch milder sein; aber wenn man gar gesteht, daß man sich auch auf die Leute freue und daß man dort manchen guten Freund zu haben glaube, so kann man leicht verdächtig und als ein nachzügelnder Romantiker verschrieen werden.

Und doch! was liegt denn eigentlich daran? Wenn einer etwa durch das grelle Münchner Licht geblendet worden, darf er sich nicht nach jener magischen Dämmerung sehnen, die jetzt noch über dem wundervollen Alpenlande schwebt? Wer sich etwa in unsrer reinen und scharfen Vernunft erkältet hätte, der könnte vielleicht bei jenen brutwarmen Glaubenseiferern wieder in gesunden Schweiß gerathen und seine geistigen Rheumatismen loswerden. Ist es ferner nicht anziehend mit den großen Charakteren, an denen wir in Deutschland heraußen so reich sind, jene kleineren

dort drinnen zu vergleichen, die ebenfalls und unter schwereren Umständen nach Preis und Anerkennung ringen und von Unsterblichkeit träumen? Oder umgekehrt, wenn uns das Neueste in der cisalpinen Poesie nicht duftend, nicht sinnreich genug erscheint, soll es uns nicht freistehen, in der Alpenliteratur bei L. von Hörmann, bei Angelica, H. von Vintler und J. E. Waldfreund*) nachzusehen, ob ihre ersten Blüthen nicht etwa duftender, nicht sinnreicher sind? Und ist es endlich nicht der Mühe werth, sich von den vornehmen, liebelosen Hôtels am Rhein mit ihren lucullischen Tafeln nach jenen heimlichen Wirthshäusern in Tirol zu wenden, wo alles Freundschaft, Vertrauen und Herzlichkeit, kurz alles vortrefflich ist, nur die Verpflegung nicht?**)

Warum also sollte ich's nicht offen sagen, daß meine Seele sich gern zwischen den hohen Schneebergen in jenen warmen, rebenbekränzten Thälern ergeht, wo die dunkeln Cypressen stehen, daß die weißen Ferner über den schwarzen Wäldern mein Auge erfreuen, daß der rauschende Fall jener Wildbäche mein Ohr entzückt, daß ich die Zinnen von Meran und seine Burgen gern im Abendroth erglänzen sehe, daß mich selbst das harmlose Geplauder reisiger Capuciner, wallfahrender Frauen und lustiger Wirthe erfrischt und daß ich am Ende des Tages mit Vergnügen einkehre, um mit den Männern der Nachbarschaft einen biderben Trunk zu thun, der sie und mich erheitert und uns über die Zukunft Tirols,

*) Nämlich in deren „Frühblumen aus Tirol.“ Gedichte von L. von Hörmann u. s. w. Innsbruck, 1863.

**) Diese Behauptung könnte sehr übel genommen werden, wenn wir nicht gleich hinzusetzten, daß namentlich im Unterinnthal einige recht gute Gasthöfe zu finden sind. Wo wir eigentlich hindeuten wollen, wird sich später errathen lassen.

Deutschlands und der ganzen Welt die gewichtigsten Worte wechseln läßt?

Und in der That, es läßt die gute Art des Volks alle Wege zum Verständniß leichtlich finden. „Ich zahl' mein' Sach'," wie der Münchner sagt, wenn er seine Achtung vor Recht und Pflicht bezeugen will, und spendire gern ein kleines aber niedliches Trinkgeld, so daß mir die Wirthin und die Kellnerin einen freundlichen Abschied geben und für's nächstemal wieder dringend um die Ehre bitten. Den Celebritäten, die am Wege liegen, bring' ich meine Huldigungen dar und wenn ich zu Tisch geladen bin, so suche ich mich so fein zu benehmen, als man es in Altbayern zwischen Ebersberg und Dachau etwa lernen kann. Sobald ich den Gastfreund in München wiedersehe, unterlasse ich nicht, ihn dafür an meine fürstliche Tafel zu ziehen, die durch ihre heitere Frugalität bereits einen kleinen Namen hat. Wenn mich ein zu großes Vertrauen behelligen will, das heißt, wenn die Verdrießlichen und Niezufriedenen zu seufzen anheben, daß in Bayern draußen doch viel schöneres Geld und weniger Steuern und eine wohlfeilere Regierung, und daß man Anno Neune vielleicht besser gethan . . . dann hebe ich warnend den Finger empor und sage ablehnend: „Ich bin nicht hieher gekommen, um Eroberungen zu machen." Und wenn der Niezufriedene, was öfter vorkommt, einer von denen ist, welche gar zu sehr für die überirdischen Güter, für Einheit und Reinheit des Glaubens schwärmen, dann suche ich ihn milde zu belehren, daß der Mammon den wahren Christen nicht beherrschen dürfe und daß die ewige Gerechtigkeit in der andern Welt leicht wieder ersetzen könne, was in diesem Jammerthal am Agio verloren gegangen sei.

Wegen meiner Friedfertigkeit bin ich auch bei der hohen und niederen Geistlichkeit nicht übel angesehen. Wenn die tirolischen Kleriker irgendeine menschliche Schwäche, Sectenhaß, Neid oder Hochmuth beschleicht, so legen sie deren Ausdruck heimlich in eines jener kleinen Landesjournälchen nieder, die nur sie selber schreiben und lesen, und gehen dann wieder gereinigt und neugestärkt an ihr Amt der Liebe. (So unsittlich sind aber doch jene kleinen Blättchen nicht, für Spielhöllen und Selbstmorde in den heiligen Krieg zu gehen und mit geweihten Schilden selbst einen blutigen Benazet zu decken, wie man es mitunter im Freiburger Sprengel erlebt.) In den Tagen nach jener Reinigung ist der Umgang mit den tirolischen Priestern recht wohlthuend und belebend. Es fällt nicht schwer, ein angenehmes Gespräch mit ihnen zu pflegen, da sie die schöne Literatur und die Geschichte ihres Vaterlandes nicht blos für Sache der „Gelehrten" ansehen, sondern sich gewöhnlich in beiden wohl bewandert zeigen. Allerdings gilt auch hier die Mahnung, die Knigge's Leser fast für überflüssig halten wird, daß man Gegensatz und Widerspruch nicht geflissentlich herausfordern soll, wenn man einigen Werth auf friedlichen Verkehr mit den Menschen legt. Es ist z. B. gar nicht nothwendig, die oft widerlegte und augenscheinlich falsche Meinung jener modernen Skeptiker, daß die herkömmliche Redaction unsrer schwachen Ahnungen vom Uebersinnlichen jetzt schon etwas „ältele" (wie man auch vom edlen Weine sagt), den gläubigen Landcuraten zum Gutachten vorzulegen, um so weniger, als diese mit ihren gegenwärtigen Begriffen leicht bis an's Ende der Weltgeschichte auszureichen hoffen. Ja, wie das auserwählte Volk der Israeliten im alten Testament, so betrachten es

jetzt die Enkel der Breonen und Genaunen als ihre Bestimmung, den wahren Glauben in seiner wahren Form und seiner ganzen üppigen Fülle aus der Sündhaftigkeit dieser Welt den kommenden Geschlechtern zu erhalten, überzeugt, daß wir andern in diesen Stücken sämmtlich auf dem Holzweg und daß, wenn auch bei uns einmal der wahre Fortschritt und die wahre Freiheit eingerissen, alle die jetzt noch gering von ihnen denken, in Bewunderer umschlagen und ihnen für die Erhaltung des rettenden Palladiums heißen Dank mit Thränen zollen werden. Daß auch die Revolution eine Zulassung Gottes gegen gottlose Tyrannei der Machthaber und als ein mit Vorsicht anzuwendendes Hausmittel selbst von der Kirche anerkannt sei (z. B. der von so vielen geistlichen Händen gesegnete Befreiungskampf der Tiroler), wird jetzt nicht mehr gerne zugegeben. Im Gegentheil — es sehen die tirolischen Dialektiker Protestantismus und Revolution beständig in demselben scheußlichen Winkel lauern, um der Menschheit Unheil und Verderben zu bereiten. Wenn in irrgläubigen Reichen von Umwälzungen jetzt kaum die Rede, während es in den orthodoxen Ländern von den Karpathen bis zu den hohen Cordilleren fortwährend gährt und zischt, so gilt dieß nur als eine von jenen starken Ausnahmen, welche die Regel erst recht befestigen.

Aber auch mit der Gegenseite, mit den Liberalen, einen freundlichen Umgang zu pflegen, erheischt nicht blos die Schicklichkeit, sondern auch der Zug des eigenen Herzens — obgleich wir nicht behaupten können, daß man durch ihre Mittheilungen wesentlich aufgerichtet und getröstet werde. Auf dem hohen Ida im fröhlichen Wien scheint man nämlich dem Kampfspiel zwischen Trojanern und Griechen, viel-

mehr dem Glaubenseinheitsstreit in Tirol, nur deßhalb so lange zugeschaut und geschwiegen zu haben, um sich zuletzt für die stärkere Partei zu entscheiden. Die Stimme aber, welche jüngst gegen die Protestanten zu Meran erging, schien den Liberalen nicht mehr und nicht weniger sagen zu wollen, als: Ihr seid gewogen und zu leicht befunden worden.

Kein Wunder auch, da der Unabhängigen sehr wenige im Lande sind und von den übrigen gar viele trotz alles Schnupperns nie recht herausbringen, woher denn eigentlich der Wind weht. Wie, sagt der tirolische Bezirksvorsteher oder Landvogt, soll ich unter die „Freimaurer“ gehen (in Tirol gibt es zwar keine Freimaurer mehr*), aber die clericalen Blättchen wenden das bissige Wort auf alle ihre Gegner an, auf jeden, meint Adolf Pichler, „der sich über das Niveau des bäuerlichen Aberglaubens erhebt“) und soll ich mich zum geistigen Kampf für religiöse und politische Freiheit rüsten und weiß doch nicht, wo die Regierung hinaus will? Andere dagegen wissen dieß zwar auch nicht, aber nur zu gut wie sie selbst daran sind. „Ich bin zwar im Herzen liberal,“ sagte der Schuhmacher von Brixen im Stellwagen, „aber wenn das heut ein Mensch vermerkt, bekomme ich morgen keinen alten Stiefel mehr zu flicken. Im Innern Gedankenfreiheit!“ fuhr er belehrend fort, „aber nach außen schaue der Familienvater auf seinen Verdienst

*) In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bestand zu Innsbruck in einem Haus nicht weit von der Brücke die Johannisloge, zu welcher die vornehmsten Cavaliere, Geistliche und Naturforscher gehörten. Sie wurde erst aufgelöst, als Kaiser Franz an die Regierung kam. Adolf Pichler: Aus den Tirolerbergen. München, 1861. S. 6.

— nur so kann man ihn achten!“ Anderwärts wirken wieder andere Verhältnisse ein. Hat dich z. B. dein Herr Oheim=Prälat oder dein Herr Vetter=Bischof auf seine Kosten studiren lassen, so wirst du es, sobald du die nöthigen Wissenschaften eingenommen und das practische Leben zu betreten hast, nicht sehr angenehm finden, wenn du dich gleich unangenehm machen sollst. Der adeliche Kleingütler, der auf seinem Felsennest oder Ansitz kauert, oder der hinausgesetzte Beamte, tief hinten „in einem Thal bei armen Hirten,“ wo die Ferner zum Fenster hereinschauen, der denkt sich natürlich auch: soll ich's mit dem Herrn Curaten verderben, meinem liebsten Spiel= und Trinkcameraden, auf daß ich an den langen Winterabenden den Genickkrampf kriege vor lauter Langweile? Dazu kommt noch, daß es so viele gemischte Ehen gibt, Ehen nämlich, worin der Mann für Fortschritt, Zukunft, einiges Deutschland, die Gattin für Andachten, unbefleckte Empfängniß und Kreuzpartikeln schwärmt. Stürmt er wild hinaus in's heiße Leben und will Reden halten, so nimmt sie ihn schmeichelnd bei der Hand, führt ihn in die kühle Pfarrkirche und läßt ihn eine gute Predigt hören. Will er seine titanische Kraft einsetzen, um das Vaterland in neue Bahnen zu lenken, so sucht sie den lieben Gott durch Bußgürtel und Kasteiungen zu bewegen, daß er selber ausdenken und vollführen möge, was für das liebe Tirol das beste sei, damit sich ihr Mann nicht einzumischen und zu compromittiren brauche. „Weißt, Seppela,“ sagt sie dann liebkosend, wenn sie's ihm anvertraut, „es ist nicht blos wegen des Vaterlands und wegen deiner, es ist auch wegen meiner, damit mir nicht im Beichtstuhl die Dienstboten verhetzt werden und ich die Zimmerböden selbst aufwaschen muß!“ Der Bauer, der biedere

tirolische Landmann, „der Ritter im Lodenhemde" fügt sich jetzt eigentlich in alles. Er gilt zwar noch immer als der reizbare Gigant, dessen „heilige Gefühle" man schonen müsse, der ihre „Verhöhnung" wie ein verheerender Wildbach rächen würde, aber in Wahrheit ist er ein gutmüthiger Gnome geworden, der überall mithumpelt, wo man ihn als Statisten brauchen kann. Betet er auch für sich, wenn er an den Touristenwegen liegt, um eine „gute Losung", nämlich, daß der liebe Gott recht viele Reisende von allen möglichen Secten schicken und seine bittere Armuth dadurch versüßen möge, dankt er auch dem gütigen Himmel für jeden Kreuzer, den er an einem Ketzer verdient, so geht er doch, wenn das Glöcklein ruft, ganz willig auch mit der Glaubensprocession und bittet mit derselben Inbrunst um das diagonale Gegentheil seiner Wünsche. Wenn er ein Wirth oder Posthalter ist, so renommirt er gern unter vier Augen, daß er eigentlich ein ganz anderer Kerl sei, als er scheine, zeigt auch ein paar verbotene Bücher her, läßt einige schlechte Witze los, aber was die Praxis betrifft, so hält er's gerade wie jener Schuster von Brixen. — Die guten Seiten des Tirolers dürften überhaupt kaum auf diesem Felde zu suchen sein. Der Kampf der alten Zeit mit der neuen, die Gefahren, die jeden bedrohen, dem der inländische Gedankenvorrath nicht genügt, sie bringen viel Doppelzüngigkeit und Heuchelei mit sich. Darum ist es sehr zu wünschen, daß auch dort bald jenes, von Tacitus gerühmte Glück der Zeiten anbreche, „wo du denken, was du magst und was du denkst, auch sagen darfst."

Bei dieser Fassung der Gemüther in den rhätischen Alpenschlünden, und da sich die „freimaurerischen" Ideen nur immer halbverstohlen durch die engen Gedankenpässe

quetschen müssen wie einst die Sachsen durch die Eisack-schlucht, fortwährend in Gefahr, ob nicht unversehens ultramontane Lärchenbäume und Steinblöcke ihnen zerschmetternd auf's Haupt fallen, kann man wohl begreifen, daß die liberalen Tiroler weder durch Siegeszuversicht imponiren, noch durch Heldendünkel verletzen. Etliche wohlhabende Honoratioren zu Innsbruck und zu Bozen, ein paar Bürger zu Hall, ein paar vermögliche Gutsbesitzer, ein paar Professoren zu Innsbruck, das ist ungefähr der Katalog der Heerschaaren, die sie in's Feld stellen können, unter einer Bevölkerung von achtmalhunderttausend Seelen. Es versteht sich, daß sie am Landtag der andern Partei gegenüber fortwährend in der Minderheit waren. Doch haben sie sich mit geringen Kräften und der Niederlage immer sicher, wacker geschlagen, obgleich sie selbst gestehen, daß ihnen ein Mirabeau gefehlt hat, während die andern manchen guten Schlacht-Elephanten in's Treffen führten.

Es könnte mich leicht verdrießen, wenn an dieser Stelle ein Leser lachen und sich auf die Brust schlagen und Gott danken würde, daß er nicht sei wie diese, zumal wenn jener Hochmüthige ein bayerischer Landsmann wäre. Denn traurig wäre es in der That, wenn wir vergessen hätten, daß wir im Schatten unserer Buchenwälder, will nicht sagen in dem Duft unserer Märzenfässer, auch einmal in einem gewissen Schlummer lagen, den einige nach Jahrzehnten, andere nach Jahrhunderten zählen. Es gibt noch manche, die sich erinnern, daß die Klugen und die Weisen bei uns erst „freisinnig“ oder gar „gesinnungstüchtig“ wurden, nachdem sie ihre Taube siebenmal aus der Arche hatten fliegen lassen und diese jedesmal ein Permittimus der Polizei zurückgebracht. Oder blieb es bis dahin nicht den Liberalen,

Demokraten, „Freimaurern," den Empfindsamen für innere Freiheit, für Deutschlands Ehre und Größe, anheimgegeben, sich verfolgen, einsperren, verjagen zu lassen, vor dem Königsbildniß abzubitten, ohne daß der wahrhaft gute Bürger, der wohlerzogene Säcklermeister und tugendsame Kupferschmied, ein Wort der Theilnahme für sie hatte, während sich im löblichen Beamtenstand gerade so viele Denuncianten fanden, als man brauchte, um das damalige politische Richteramt immer würdig zu beschäftigen. Und doch ist noch lange nicht der zwanzigste Frühling in's Land gegangen und wir zählen die Liberalen schon nach Legionen, haben auch der breitmauligen Krischer fast über Bedarf, und Gesinnung, Einsicht, Theilnahme an öffentlichen Dingen sind, wie wir alle behaupten, in einem Aufschwung begriffen, der uns nachgerade für den halben Welttheil als Beispiel hinstellt. Jedem Ländchen schlägt sein Stündchen! Man mag die milden und humanen Ideen der Zeit stigmatisiren, sie Freimaurerei nennen oder wie man will, sie haben ihre Schlachten schon gewonnen und es ist auch in Tirol keine Rettung mehr vor ihnen. Mit leisem Schritt, aber unwiderstehlich, beschleichen sie die Geister; bald wird das, was man einst als Pest gefürchtet, vielen als die wahre Gesundheit gelten, aus den alten Gedankenruinen wird neues Leben sprossen und der Tag ist vielleicht nicht mehr ferne, wo der hochwürdige Herr Professor Joseph Greuter, der Vorkämpfer des alten Tirols, vom schelmischen Genius des Landes in den künftigen protestantischen Tempel zu Meran geleitet wird, um dort vor gerührten Christen jedes Namens die erste Versöhnungspredigt zu halten.

Rühmenswerth ist es übrigens, daß bei den gebildeten

Tirolern der Zank der Parteien die gegenseitige Vertraulichkeit nicht ganz zu stören vermag. Dieß rührt allerdings auch daher, daß sich über ein enges, Jahrhunderte hindurch fast ohne fremdes Connubium bestandenes Land ein unzerreißbares Geflecht von Heirathen, Verwandtschaften, Rücksichten und Beziehungen ausspannt, welches manche Reibung und manchen Anstoß mildert. Deßwegen ist auch das Urtheil über den Gegner nie ganz frei von Humanität und es gibt wenig leerköpfige Schreier, welche sich selbst zu erheben glauben, wenn sie andere schimpflich heruntersetzen. Es erregt daher kein widerliches Aufsehen, wenn man z. B. den oben gerühmten Herrn Professor Joseph Greuter und Herrn Professor Adolf Pichler durch die Innsbrucker Neustadt in freundlichem Gespräche lustwandeln sieht, obgleich man weiß, daß sie beide über das was noth thäte sich fast gar nicht verständigen können. Dieser Landessitte pflegt sich auch meine Bescheidenheit unterzuordnen und mit allerlei Leuten von allerhand Farben gemüthlich umzugehen. Ich wüßte auch wirklich nicht, warum ich in tirolischen Dingen unverträglicher sein sollte als die Landeskinder und ich spreche daher im Bewußtsein meiner eigenen Fehler mit der Sophokleischen Jungfrau:

Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!

II.

Hall. Innsbruck.

Unter solchen und andern Betrachtungen waren wir bis nach Hall gekommen. Hall, zwei Stunden von Innsbruck gelegen, zwar von himmelhohen wilden Gebirgen überragt, aber in breiter fruchtbarer Landschaft erbaut und von vielen hübschen Dörfern umgürtet, ist nicht die letzte unter den wenigen Städten Tirols. Hier beginnt der Innstrom schiffbar zu werden, was jetzt freilich nicht mehr viel sagen will; hier sind bedeutende Salzsiedereien, zu denen die nächsten Berge den Salzstein liefern; hier auch der Münzthurm, in welchem die frühern Erzherzoge in Tirol ihre Münzen prägten, zuletzt noch Andreas Hofer seine „Sandwirthszwanziger" schlug. Die Stadt rühmt sich ferner einer hohen gothischen, Ehrfurcht und Andacht weckenden Pfarrkirche zum heiligen Nikolaus, eines hochadeligen, freilich längst aufgelösten Damenstifts und eines ehemaligen Jesuitencollegiums, dessen Gebäude jetzt das Gymnasium einnimmt. In einem Kloster, das vordem die Clarissinnen innehatten, ist eine Irrenanstalt untergebracht, welche wegen ihrer zweckmäßigen Einrichtungen von den Kennern gerühmt und von Herrn Director von Stolz weise geleitet wird. An ihr entfaltet auch der durch mehrere tiefsinnige Schriften bekannte Seelenarzt Capellan Sebastian Ruf seine segensvolle Thätigkeit. Die Stadt zeigt eine hübsche Häuser-

zeile unten im ebenen Innfeld, an welcher die früher so belebte Heerstraße hinzieht, ist aber sonst bergig, auch nicht besonders gut gebaut, jedoch merkwürdig durch einige finstere Gassen von alttirolischer Enge, die aus einer längst vergangenen Zeit zu stammen scheinen. Die Häuser stehen sich da in der That so nahe gegenüber, daß z. B. Liebende aus den beiderseitigen Erkern zu jeder Tageszeit zwar nicht Küsse wechseln, aber sich doch die Hände schütteln können. Gleichsam als Ersatz für so manche versiegte Erwerbsquelle des Innthals, wie z. B. für den Handel mit Canarienvögeln, den einst die Imster betrieben, hat sich auch in Hall ein noch junger Industriezweig gebildet. Die Stadt gilt nämlich als Seminar für treffliche Schenkmädchen oder Kellnerinnen, welche sich durch Anmuth wie Tugend auszeichnen und ziemlich weithin versendet werden. Wenn der bedachtsame Reisende von Kufstein herauf im Gasthof oder Wirthshaus ein anstelliges und artiges Mädchen trifft und die Frage aufwirft, wo sie her sei, so wird er in der Regel zur Antwort erhalten: Von Hall. Diese Leichtigkeit für die Töchter ihrer Armuth zu sorgen, ist der guten Stadt wohl gern zu gönnen, da ihre eigentliche Frühlingsblüthe längst verwelkt ist und ihre Wohlhabenheit nur noch einen sehr herbstlichen Flor entfaltet.

Diese ehemalige Blüthe hat übrigens auch erst Sebastian Ruf, ein unermüdlicher Wühler in den dortigen Archiven, wieder in Erinnerung gebracht und in verschiedenen kleineren Aufsätzen dargestellt. Daß zur Zeit jener Blüthe die Haller Männlein und Weiblein sich auch lutherischen Irrlehren zugewendet, wollen wir ihnen jetzt nicht mehr aufmutzen, doch da uns, was das tirolische Archiv für Geschichte und Alterthumskunde (II, S. 67) bietet, keine ge-

fährliche Lectüre scheint, so meinen wir gleichwohl folgende Sätze, die ein Zeitgenosse niedergeschrieben hat, herausheben zu dürfen:

„Anno 1521 ist hie zu Hall ein Doctor gewesen, Jakob Strauß genannt, von Berchtoldsgaden, ein Religios, ein wohlberedter Mann. Er hat hie zu Hall am ersten den Priestern das Evangelium Matthäi lateinisch, gemeiniglich alle Tage, gelesen, wie es der Brauch auf den Universitäten ist. Sie haben ihm dafür seine Belohnung geben, nämlich einer dreißig Kreuzer. Nachmals ist er bekannt worden durch die Priester bei den Herren und Meistern der Stadt. Derohalben er hat angefangen im Frauenkloster hie zu predigen. Ist mit der Weil ein großer Zulauf geworden vom Stadtvolk, auch von den umliegenden Dörfern und dem Bauernvolk, daß die Kirche zu unserm Herrn zu eng ist worden.

„Dieser Doctor hat ein trefflich gutes Aussprechen gehabt und ist dem gemeinen Mann fast annehmlich gewesen mit seiner Predigt. Aber gegen die Geistlichen, als Bischöfe, Priester, Mönche und Klosterfrauen ist er sehr hitzig gewesen; hat ihren geistlichen Stand getadelt und verworfen, auch ihre Mißbräuche grob an Tag gegeben und sie Spitzgeister genannt.

„Drei Wochen nach Ostern ist er (auf Betrieb des Regiments zu Innsbruck) mit Begleitung zweier Bürger, auch mit vieler guter Zehrung und Verehrung, insgeheim von Hall gerückt nach Sachsen zu.“

Auf Dr. Jakob Strauß folgte noch im selben Jahr Urban Regius, eigentlich Rieger, von Langenargen am Bodensee, der auch wacker gepredigt zu haben scheint, aber

ebenfalls auf Befehl der Regierung zu Innsbruck seiner Thätigkeit nach Jahresfrist wieder ein Ziel setzen mußte.

Friedliebenden Lesern sagt es vielleicht besser zu, wenn wir ihnen von den guten alten Tagen der Stadt Hall einigen Bericht erstatten. In jenen reichen Zeiten, als noch die Bergwerke alle voll Segen waren und der Durchzug der venedischen Güter seinen goldnen Regen im Land aussprühte, fanden die Haller gleichsam ihren Beruf darin, in allen Lustbarkeiten voranzugehen und die Honneurs der Gastfreundschaft zu machen für das ganze Innthal.

Schon im Jahre 1363, da Herzog Rudolf von Oesterreich als neuer Landesherr die Grafschaft Tirol übernahm, erbaten sich die Bürger nur zwei Freiheiten oder Privilegien, denen aber ein gewisser epikureischer Beigeschmack nicht abzusprechen ist, nämlich Freiheit von Umgeld für allen Wein, den sie aus dem Etschland und item für alles Wildpret und alle Fische, die sie aus der Nachbarschaft in die Stadt führen würden. Neunmal im Jahr gab diese, nach einem Gebrauch, der schon im Jahr 1451 ein uralter genannt wird, dem Bürgermeister, den Räthen und Amtleuten ein feierliches Gastmahl. Nach einer andern hochverehrten Gepflogenheit mußte auch jeder Bürgermeister, Richter oder Salzmaier bei seinem Einstand einen trefflichen Schmaus setzen, was man Hausessen nannte. Ferner pflegte die Bürgerschaft jedem Haller Kind, das mit dem Doctorhut von einer deutschen Universität zurückkehrte, ein festliches Bankett zu geben, zu welchem alle Honoratioren mit ihren Gemahlinnen geladen waren — ein sehr schöner Brauch, der von hoher Achtung der Wissenschaft Zeugniß gibt und nie hätte abkommen sollen! Die Zweckessen, welche bei Taufen, Hochzeiten und Todesfällen üblich waren, wollen

wir nur aus schuldiger Rücksicht auf unsre und der Leser Zeit nicht näher beschreiben, denn die Küchenzettel sind noch in beredsamer Ausführlichkeit vorhanden und überwältigen fast durch ihren Reichthum.

Herzog Sigmund und Kaiser Max, die fröhlichen Herren, wußten diese Eigenthümlichkeiten ihrer getreuen Bürger zu Hall gar wohl zu beachten und spendirten ihnen fortwährend reiche Geschenke an allerlei Wildpret, welchem die Beschenkten wieder in lustigen Gelagen seine Ehre anthaten. Gar oft auch wurde das andere Geschlecht zu den fürstlichen Jagden geladen und mit den Prachtstücken der Beute regalirt. Nicht selten bat dann die Stadt auch wieder die Fürsten, den Herzog und den Kaiser zu sich zu Gaste, was man eine „Ehrung" nannte. Bei solchen Gelegenheiten boten die schönen Frauen von Hall, die man sich wohl sehr heiter und liebenswürdig denken darf, den hohen Häuptern und ihrem Adel ein Tanzvergnügen dar, wobei man sich in Freuden und Wonnen fast überschlug. Der musikalische Theil des Vergnügens war gleichwohl noch sehr einfach, da nach den Quellen nur zwei Pfeifer, ein Trommler und ein Lautenschläger als Spielleute auftraten, um das Reich der Töne zu verwalten. Die drei Fastnachtstage zu Hall erfreuten sich aber eines solchen Rufes, daß selbst die Herzoge von Bayern und andere fremde Fürsten nicht selten als Gäste herbeigeritten kamen, um sich für kurze Zeit ihrer Regierungssorgen zu entschlagen und mit den Haller Frauen zu tanzen.

Seltsam ist auch, was man von den damaligen Gerichten erzählt. Es scheint nämlich, als wären diese förmlich wie Garküchen oder Speisewirthschaften eingerichtet gewesen, während man doch in unsern jetzigen Tribunalen fast nichts

genießbares mehr findet. „Alle Verhandlungen und Tagsfahrten," schreibt ein Augenzeuge, „werden mit Essen und Trinken angefangen, fortgesetzt und beendet." Wie viel angenehmer und erquickender als in unserer Zeit die unabsehbaren öffentlichen Sitzungen, bei denen schon ein Glas Zuckerwasser Aufsehen erregt! O du gute alte Zeit, deren Größe unser scheelsüchtiges, nur räsonnirendes Jahrhundert kaum in der Erinnerung mehr ertragen kann!

Solche Leistungen scheinen aber doch schon manchem Zeitgenossen fast räthselhaft vorgekommen zu sein. Ein italienischer Arzt, der damals in der Gegend lebte und sich wohl auch seine Gedanken darüber machte, schrieb jene außerordentliche Tragfähigkeit der vom Salzdampf durchzogenen Luft zu, die auch viel gesünder und fürtrefflicher sei als anderswo, auch hier mehr als anderswo die Eßlust erwecke und die Gemüther heiter und fröhlich stimme. Es versteht sich, daß die Bürger von Hall zu jener Zeit insgemein sehr wohlhabend waren, ja es lebten immerdar Familienhäupter dort, die ihr Vermögen nach Hunderttausenden zählten.

Aber die Unbeständigkeit des Irdischen erwahrte sich auch zu Hall im Innthal. Jene hellenische Lebensherrlichkeit zog sich im sechzehnten Jahrhundert schon fühlbar zusammen und hörte im siebenzehnten gänzlich auf. Darnach gerieth sie dermaßen in Verschollenheit, daß sie, wie gesagt, erst in unserer Zeit wieder aus den alten Stadtbüchern „zu Stande gebracht" werden mußte. Und leider ist wenig Hoffnung gegeben, sie je wieder neu erblühen zu sehen, denn die alten Goldquellen versiegen immer mehr — nur die salzige Luft ist geblieben, welche die Gemüther jetzt noch heiter und fröhlich stimmt.

Diese Heiterkeit verspürt man aber besonders im Herrenstübel beim „Bären," wo allabendlich die geselligen Honoratioren zusammenkommen, um sich über Kunst und Literatur, Staat und Kirche zu unterhalten. Diesen Kreis zierte noch vor kurzem der jetzt dahingegangene Reichsrath Straßer, der treffliche Mann, der als Andenken an sein unverständliches Vaterland noch ein eigenthümlich Erlebniß mit in's schönere Jenseits nahm. Er wollte nämlich, als Bürgermeister, zur Aufhülfe der armen Stadt ein Soolenbad gründen; allein man fürchtete, es möchten auch Andersgläubige mitbaden und am Ende die vom Salzdampf durchzogene Luft mit heterodoxen Miasmen schwängern. Die Gegner waren uneigennützig genug, den angenehmen, für sie aber nutzlosen Vortheil, welcher der Stadt daraus erwachsen konnte, der drohenden Gefahr für die Glaubenseinheit zu opfern und der edle Straßer sah mit Bedauern ein, daß seine reinliche und heilsame Idee auf bessere Zeiten verschoben werden müsse.

Dort beim Bären sieht man auch den nun schon mehrfach erwähnten hochwürdigen Herrn Sebastian Ruf, der vor kurzem seine sehr schätzbare „Chronik von Achenthal" *) vollendet hat. Bei der Lesung dieses Büchleins bin ich wieder auf eine Bemerkung zurückgeführt worden, welche mir schon früher gekommen, die ich aber bisher nicht veröffentlichen wollte. Es will mir nämlich bedünken, als ob die tirolischen Schriftsteller in den stillen Ocean unsrer Literatur nicht gern anders einliefen, als mit halbgespannten Segeln. Selten, daß einer eine Schrift völlig so gut verfaßt, als er könnte, wahrscheinlich, weil die nackte Schau-

*) Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1865.

stellung der ganzen Kraft für unanständig gelten und am Ende dasselbe Schicksal erleben würde, welches die nur mit den unentbehrlichsten Blößen versehenen Curstatuen zu Meran erlitten. Es ist daher nicht ungewöhnlich, daß ganz kurzweilige Leute sehr langweilige Bücher schreiben. Auch Herr Capellan Ruf hat der besagten Chronik nicht einmal den fünften Theil seines Nektars eingegossen. Von seiner Schalkhaftigkeit, seiner graciösen Laune ist in derselben kaum eine Andeutung zu finden, was unendlich bedauert werden muß. Auch damit sind wir nicht ganz einverstanden, daß der Herr Verfasser am Schlusse, wo die Neuzeit eintritt, nur die Gemsen zählt, welche der Kaiser oder ein Erzherzog, ein Herzog, ein Fürst, ein Graf auf dem wilden Gebirge geschossen, während er nicht nur die Zahl der Ideen, welche Johannes Schuler, Alois Flir, Professor Schönach, Dr. Stotter und er selber damals bei der zahmen Scholastika ausgetauscht, nicht annähernd beziffert, was allerdings sehr schwierig, sondern auch das ganze geistige Leben, welches zu jener Zeit im Achenthal erblühte, nur in der Vorrede mit einigen dürftigen Worten abthut. Gerade jene Sommerfrischen bei der Scholastika, welche mehr als zwei Jahrzehnte andauerten, wären aber einer ausführlichen Darstellung sehr würdig gewesen. Wenn man sich erinnert, wie da oft an heiteren Abenden die Philosophen von Innsbruck und Hall alle Probleme der Literatur, alle Fragen der Zeitgeschichte, alle Systeme der Weltweisheit von Confucius bis auf Hegel herunter ins Gespräch und zur Beurtheilung brachten und wie die Poeten der Hauptstadt und andere fröhliche Landfahrer stellenweise mit ironischen Hieben dazwischen fuhren, denen das erquickendste Gelächter folgte, so wird man zugeben, daß diese geistige Gymnastik der

Weisen und der Seher neben der leiblichen der Waidmänner wohl ebenfalls hätte verewigt werden dürfen. Wenn dann der Herr Verfasser am Ende, fern von tirolischer Ausschließlichkeit, sich gar noch entschlossen hätte, statt eines ungenügenden „u. s. w." als Tischgenossen, Zuhörer und Freunde Schulers auch etliche bayerische Gäste, unter andern den seligen Friedrich Lentner, den Herrn Chordirector Konrad Max Kunz, den geistreichen Verfasser der Moosgrillia, und meine Wenigkeit mit vorkommen zu lassen — es hätte uns fürwahr nicht geschadet und wäre immerhin ein wichtiger, jetzt verlorener Beitrag zur Geschichte jener unvergleichlichen Abende gewesen.

In dem freundlichen Hall sind die Wohnungen billig und die Atzung nicht theuer, so daß man leicht die Frage aufwerfen könnte: ob es sich nicht auch als Sommerfrischort für die Münchner empfehlen dürfte. Ich gehe nämlich immer mit dem Plane um, die Münchner möglichst auszubreiten, zu diluiren, wie die Apotheker sagen, einmal, damit sie auch das Ausland sehen und dort gesehen werden, zweitens, damit sie durch den Zauber ihrer vorgeschrittenen und überlegenen Cultur auch die wilden Nachbarstämme zu zähmen und einer edleren Gesittung zuzuführen vermögen, drittens, damit sie im bayerischen Gebirg etwas seltener werden, hin und wieder ein Plätzchen frei lassen und mit ihren längst bekannten Gesichtern lieber in Gegenden und Landschaften ausweichen, wo erstere durch den Reiz der Neuheit wieder einige Anziehungskraft gewinnen. Und bei dieser Absicht darf ich dann nicht verschweigen, daß die Umgebung von Hall gar reich und herrlich ist. Als das Prunkstück derselben muß man natürlich die Landeshauptstadt Innsbruck bezeichnen, in welche der Sommer-

frischgast, so oft's ihm nöthig scheint, auf der Eisenbahn einfahren wird, um ihre Sammlungen und Museen zu sehen oder ihre Celebritäten kennen zu lernen. Wenn es aber Abend geworden, wird er sich gern wieder im heimischen Hall, beim geselligen Bären, einfinden, denn die Poeten und Philosophen von Innsbruck sind nicht immer ganz harmonisch gestimmt und vermeiden die gegenseitigen Spuren oft viel ängstlicher, als sie sie suchen, wie es auch auf andern Hochschulen bemerkt wird.

Was Geschichte und Alterthum betrifft, ist aber diese Landschaft um Hall wirklich mit der Gegend von Meran zu vergleichen. Was dort das Schloß Tirol, ist hier die Burg Ambras, welche man aber nicht, wie neuerlichst geschehen, „am Rasen" deuten darf, dieweil sie in den alten Schriften Omrans, Umbrans heißt. Wie dort die Grafen von Tirol, die ältesten Herren an der Etsch, hausten hier die Andechser, die ältesten Herren im Innthal, aber auch Herzoge von Croatien, Dalmatien und Meran, was jedoch nicht das tirolische Meran, sondern ein Küstenland am adriatischen Meere, dessen Name jetzt verschollen ist. Sie stammten von der Burg Andechs am bayerischen Ammersee, ein glorreiches Geschlecht — „bei der Einnahme von Jerusalem, bei andern Kreuzfahrten und den Römerzügen, auf Reichsversammlungen und Schlachtfeldern hochangesehen vor allen ihres Gleichen; Pfalzgrafen in Bayern und in Burgund, Bischöfe und Pröbste da und dort, einer sogar, Berthold, Patriarch zu Aquileja; seßhaft zu Andechs und Dießen, zu Wolfratshausen und Ambras, wie auf der Plassenburg bei Culmbach; weit reichend mit Grafschaften, Burgen und Vesten von der istrischen Mark bis in's Vogtland, reich begütert in Kärnthen und Krain, am Inn, an

der Isar und der Amper, am Chiem- und Staffelsee, im bayerischen Nordgau, in Ostfranken; Lehensherrn stattlichen Dienstadels, von dem noch manche Geschlechter blühen, mit allen Fürstenhäusern verwandt, Schwiegerväter der Könige von Ungarn und Frankreich, vieler Stifter Gründer, Wohlthäter und Schirmvögte;" beliebt auf Erden, namentlich bei den Sängern, für die sie immer offenes Haus hielten, und im Himmel, welchen sie mit mehreren Heiligen schmückten, denn der heilige Rasso, der zu Grafrath im Amperthale verehrt wird, und die heilige Hedwig von Schlesien und die heilige Elisabeth von Thüringen waren aus andechsischem Stamme, freilich auch jene Gräfin Agnes von Orlamünde, „die weiße Frau." Der letzte der Andechser, Herzog Otto II., starb auf seiner Burg zu Nießen in Ostfranken, wahrscheinlich unter Mörders Händen (1248), und geht davon noch das alte Volkslied: Lieber Hager, laß mich leben u. s. w. Und als das vielbesungene Geschlecht diesen traurigen Ausgang genommen, fielen dessen Länder am Innstrom durch Erbschaft an die Grafen von Tirol, so daß von selbiger Zeit an der rhätische Name jener Burg im Etschland bis an die waldigen Gränzgebirge der Bayern reichte. Und wie um die alten Mauern von Schloß Tirol die Sagen von der letzten tirolischen Gräfin, Margaretha der Maultasch, flimmern, so erzählt auch jetzt noch das Volk um Ambras von der schönen Philippine Welser, der Bürgerstochter von Augsburg, welche jedenfalls eine viel edlere Erscheinung war, als jene Margaretha mit ihrer noch immer zweifelhaften Schönheit und ihrem fast nicht mehr zweifelhaften Leichtsinn. — Näher bei Hall, auf des Stromes linker Seite, erheben sich am Berge die mächtigen Trümmer des Schlosses Thaur, dessen alte Herren

schon verschollen waren, ehe noch die Grafen von Tirol recht bekannt wurden. Zu Thaur sollen allererst die Salzsiedereien gewesen sein, welche, später nach Hall verlegt, dessen Aufschwung verursachten. Auch ein Heiliger ist aus diesen Mauern hervorgegangen, St. Romedius, der jetzt tief in einer Schlucht des Nonsbergs sein Kirchlein und seine Wallfahrt hat. Oberhalb der Stadt auf uralten Muhrbrüchen zeigt sich Absam, ein freundliches Dörflein, auch eine Wallfahrt, vielleicht die jüngste in unserer Zeit, erst 1797 entstanden, als man plötzlich in der Fensterscheibe einer Bauernstube etwas entdeckte, was man nie vorher gesehen, nämlich ein verblichenes Muttergottesbild und zwar, wie Staffler*) sagt: einem Kupferstich ähnlich. Wider Erwarten erzeigte sich der Kupferstich als wunderthätig und bewies so wieder auf's neue, welch' unscheinbarer Mittel sich der liebe Gott mitunter bedient, um die Menschen seine Allmacht fühlen zu lassen.

Es steht geschrieben**), daß die Wallfahrt namentlich von unglücklich Liebenden beiderlei Geschlechts besucht werde, wenn ihnen eine Heirath, an der ihr Herz hängt, nicht recht hinausgehen will. Es sollte mich freuen, wenn ich durch diese Notiz zum Aufschwung des Gnadenorts in weiteren Kreisen beitragen und dadurch den freundlichen Absamer Wirthen eine Gefälligkeit erweisen könnte. Aber nicht nur Liebende, sondern auch Violinspieler dürfen einen Gang nach Absam wagen, denn hier lebte im siebenzehnten Jahrhundert der berühmte Geigenmacher Jakob Stainer,

*) Tirol und Vorarlberg von J. J. Staffler. Innsbruck, 1839—44. III. — ein vortreffliches Buch, um welches man Tirol und Vorarlberg beneiden darf.

**) Bei Adolf Pichler, a. a. O. S. 50.

der sein Leben, von dem man sonst nichts weiß, im Wahnsinn endete. J. Schuler suchte das übrige in einer tiefpoetischen Novelle*) zu ergänzen und es ist ihm dieß so gut gelungen, daß jetzt die Absamer Bauern die Geschichte des unglückseligen Geigenmachers, ohne zu wissen, woher sie ihnen gekommen, gerade so erzählen, wie jener sie zusammengedichtet hat. Liebende, Violinspieler und solche, die keines von beiden sind, gehen aber jeweils in den schattigen Garten beim Bogner, setzen sich nieder, lassen sich Wein aufstellen und schauen dann träumerisch in die Stubaier Ferner hinein, welche hier wunderschön in's Auge fallen.

Auch sonst wären in der sonnigen Niederung und im schattigen Gnadenwald, welchen erst jüngst Angelika von H. durch eine hübsche Novelle verherrlicht hat**), noch mancherlei Dörfer, Schlösser, Ansitze und erquickende Wirthshäuser zu erwähnen, aber wer weiß, wie lange das währen könnte, und um niemanden zu ermüden, gehen wir lieber über die Innbrücke und den waldigen Abhang hinauf, um in's Mittelgebirg einzutreten, in die wunderschöne grüne Thalmulde, wo Rinn und Speckbachers Haus und der Judenstein. Auf dem Judenstein sollen einst vor vierhundert Jahren drei Juden ein Christenknäblein gemordet haben. Später baute man ein Kirchlein darüber und jetzt noch geht das Landvolk wallfahrten dahin. Noch sieht man die Gebeinchen des Kindleins hoch oben auf dem Altar und den Stein und die Juden, letztere jedoch nur aus Holz geschnitzt. Die Legende gehört zu den schönen, alten Geschichten, die man

---

*) Gesammelte Schriften von Joh. Schuler. Innsbruck, 1861.

**) Die neue Mühle. Eine Gnadenwalder Geschichte von A. von H. Innsbruck. Wagnersche Buchhandlung. 1866.

jetzt nicht mehr recht glauben will. Jedenfalls ist sie nicht so documentirt, wie der große Judenmord zu Deggendorf an der Donau (1337), der jetzt noch nach fünfhundert Jahren durch Processionen, Wallfahrten, Predigten und Ablässe gefeiert wird*).

Speckbachers Hof, den er mit dem schönen Moidele, des Schmiederers Tochter, erheirathet — es war schon 1794 — liegt nicht weit davon. Es ist ein mäßig großes, jetzt etwas herabgekommenes, hölzernes Bauernhaus, das längst in andere Hände gerathen — keine Scheibe, keine Fahne, keine Inschrift, nicht das mindeste Zeichen seiner Bedeutung schmückt den Bau. Man kann das Gehäuse von innen und außen besehen und wird nicht einmal um ein Trinkgeld angesprochen. Viel des Interessanten ist allerdings nicht darinnen — eine alte Bettstatt, mein' ich, wird gezeigt, in welcher der Held geschlafen haben soll. Sonst bleibt nur noch der Kuhstall zu betrachten, in dem er, als der Aufstand niedergeschlagen und eine bayerische Besatzung, die ihn fangen sollte, im Hause war, sieben Wochen vergraben lag, nur von seinem treuen Knecht, Georg Zoppel, behütet und genährt. Kein vornehmer Hôtelier mit sündtheurem Speckbacherwein, keine landesträchtlich auf-

*) Nach einer Berichtigung, welche das erzbischöfliche Secretariat zu München am 21. Januar d. Js. in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erscheinen ließ, wird zu Deggendorf nicht der angebliche „große Judenmord" gefeiert, sondern das große Wunder, durch welches Gott vor fünfhundert Jahren daselbst das katholische Dogma von der heiligen Eucharistie in augenfälliger Weise zu verherrlichen sich gewürdigt hat. Siehe darüber ein Schriftchen, „Der Judenmord in Deggendorf," welches wahrscheinlich noch in diesem Jahre erscheinen wird.

geschniegelte Schöne, welche sich und kostbare Speckbachersträuschen, Almenrosen und Edelweiß darbietet — kurz gar keine Helvetismen! Woher kommt es wohl, daß nicht einmal ein speculativer Wirthskopf sich das hübsche Plätzchen auserlesen hat und daß der Ort so verlassen ist, während am Sand in Passeier sich doch eine vielbesuchte Cultusstätte und ein immer flammender Opferherd aufgethan? Es scheint, den Landeskindern dünkt in jenem Krieg gegen die Ungläubigen von Anno Neune der Robert Guiscard von Rinn bei weitem nicht so hoch zu stehen, als der kleine Gottfried von Bouillon am Sand und darin haben sie wohl auch Recht.

Des Speckbachers Odyssee, seine grausamen Leiden und Fährlichkeiten nach dem Ende des Aufstands, vom November bis in den Mai, auf den tiefbeschneiten Hochalpen, wo oft lange keine Nahrung und Unterkunft, sie haben ein seltsames literarisches Schicksal gehabt. Seitdem der Held jene haarsträubenden Abenteuer dem Hofrath Bartholdy zu Wien in die Feder dictirt oder, wie Hormayr es stylisirt, diesen eingeseift hat und seit der Bericht in des ersteren bekanntem Buch erschienen, hat ihn von allen schriftstellerischen Nachfolgern der eine fast regelmäßig als unglaubwürdig verworfen, der nächste ihn wieder gläubig aufgenommen. Einer der letzten von dieser Gattung ist unser seliger Freund Johann Georg Mayr, den wir wegen seiner schönen topographischen Arbeiten den Topomayr nannten. Dieser läßt in seinem „Mann von Rinn“ *) die ganze Erzählung Bartholdy's wieder an uns vorübergehen, erweitert und verziert

*) Der Mann von Rinn (Joseph Speckbacher) und die Kriegsereignisse in Tirol 1809. Innsbruck, 1851.

sie aber noch ein bischen, obgleich ihm sichtlich keine neuen Quellen darüber zu Gebote standen. Dagegen findet man in Tirol ein schriftliches Blatt von der Hand eines Mitfeldherrn, des wackern Kronenwirths Joseph Straub von Hall, in welchem dieser erzählt, wie er eines Tages im Jahr 1815, als Hofrath Bartholdy nach Innsbruck gekommen, den Speckbacher bei ihm an der Tafel getroffen und diesen, seinen Kriegscameraden, erbost über dessen Aufschneidereien, eben wegen jener Odyssee und ähnlicher Geschichten bitterlich heruntergemacht und mit den übelsten Namen belegt habe. Hofrath Bartholdy sei selbst sehr aufgebracht gewesen, daß ihm der Speckbacher so mitgespielt und habe dann versprochen, zur Berichtigung der Unwahrheiten seinem Buch einen zweiten Band als Nachtrag folgen zu lassen, allein dieser ist nie erschienen. Ich gestehe, daß ich's auch nie recht begreifen mochte, wie ein lebender Mensch in einer unfindbaren Grube „unter dem Bauch einer Kuh, anderthalb Fuß hoch mit Mist und Stroh bedeckt," sieben Wochen lang aushalten kann, wenn er nicht etlichemale des Tags in's Freie gehen darf, wenigstens „um eine Rose zu pflücken."

Von Speckbachers Haus geht der Fußpfad im lichten Wald hinunter bis gegen Volders, einem Dorf am Inn, über dem die herrliche Burg Friedberg thront, jetzt ganz neu hergestellt und mit den schönsten Anlagen umgeben, die sich rückwärts in schauerliche Schluchten verlieren. Was man aber von den Fenstern dieses Schlosses für eine Aussicht auf Thal und Berg einnehmen kann, wollen wir nicht schildern, da es fast zu schwer wäre. Dagegen schließen wir diese Rundreise um das alte Hall um so lieber, als der Leser alles, was er vielleicht in unserm Bericht ver-

missen möchte, in Adolf Pichler's Büchlein anmuthig und ausführlich beschrieben finden wird.

Nun aber auf nach Innsbruck, nach der Landeshauptstadt, von der wir um so weniger sagen wollen, je mehr wir von Hall geredet haben. Es ist viel minder anziehend, die Merkwürdigkeiten größerer Städte, von welchen in allen Reisebüchern gehandelt wird, zu beschreiben, als die Heimlichkeiten kleinerer Orte an's Licht zu ziehen und ihre Alterthümer aufzufrischen. Dießmal habe ich ohnehin von den guten Freunden nur die wenigsten vorgefunden, da die meisten sich in die Sommerfrische oder auf Reisen begeben hatten. Hoffentlich sehen wir uns aber alle in diesem Leben noch einmal und erneuern dann im goldnen Adler den heitern Abend, den wir vor vier Jahren im Lenze da begangen.

Potentaten, Schriftsteller und Volkshelden dürfen, wenn sie ihrem Handwerkszeichen nachgehen wollen, zu Innsbruck nur im goldenen Adler logiren. Hier kehrten schon manche gekrönte Häupter ein, die ich nicht nennen kann; hier blieb Goethe über Nacht, als er nach Italien fuhr, hier Heinrich Heine, hier endlich auch Andreas Hofer, als er am Mariä Himmelfahrts- und Napoleonstag (15. August 1809) nach der dritten Iselschlacht als „Obercommandant von Tirol" siegreich in die Landeshauptstadt einzog — und hier an diesem Fenster soll er jene meisterliche Ansprache an seine Waffenbrüder gehalten haben, welche bis 1852 geglaubt und erst so spät von Joseph Rapp als unecht ausgegeben wurde.*) Sie, die berühmten Gäste, schliefen alle in der-

---

*) Da uns schon öfter vorgeworfen wurde, wir seien in unseren Anspielungen zu dunkel, so wollen wir nur bemerken, daß es die-

selben großen zweischläfrigen Stube, welche, wenn keine Dichter- oder andere Fürsten um die Wege, selbst den gewöhnlichen Menschen verliehen wird und aus diesem Grunde kam ich damals auch hinein. Welchen sinnigen Wanderer aber sollte nicht ein seliger Ehrfurchtsschauer durchrieseln, wenn er sich endlich in den vier Wänden findet, die so viele Halbgötter schnarchen gehört! Was auch andre hier gedacht haben mögen, mir kam der Gedanke: wenn sie jetzt alle zur Auswahl vorhanden wären, die Heroen, welchen würd' ich wohl am liebsten zum Schlafcameraden wählen? Nach meinem Herkommen und Bildungsstand hätte ich ohne Zaudern den Sandwirth postulirt, den edlen Passeirer, den träumerischen Liebling meiner Jugend. Wir hätten uns dann ein Fäßlein Etschländer heraufgeholt, ein Pfeifchen gestopft und nach seinem Beispiel hätt' ich auch den Rock ausgezogen, ja wenn nicht die Nase, doch das Licht gern mit dem Finger geputzt. So hätten wir in Erinnerung an die alten Zeiten bis halb ein Uhr gekneipt, zuletzt ein weltlich oder geistlich Lied gesungen und dann uns im Frieden schlafen gelegt.*) Bis dahin wäre aber wahrscheinlich manches vertrauliche Wort gefallen. Er hätte sich vielleicht über den rothen Capuciner ausgelassen, der in jenen Herbsttagen durch seine blinde Wuth so viel Unheil über das Land und ihm selbst den Tod gebracht.

---

selbe Rede ist, deren Schlußworte nach der schon öfter gedruckten Vulgata lauten: Gsagt hab i enk's, gsechen habt's mi; pfüet enk Gott! — Das Buch von Dr. Joseph Rapp, Tirol im Jahre 1809 (Innsbruck 1852), ist mit großem Fleiß zusammengetragen und wohl das verläßigste über jene Zeit.

*) Ueber diese feineren Details aus des Sandwirths Hofhaltung in der Kaiserburg zu Innsbruck siehe Rapp a. a. O. S. 580.

Vielleicht hätte er daran gedacht, wie er damals, als die letzten Blätter von den Bäumen säuselten, als der Friedensschluß und seine Verlassenheit eine traurige Wahrheit geworden, auf dem Schönberg saß und nach dem Rath seiner besten Freunde die vier Schimmel anspannen ließ, die früher dem Obersten von Spaur gehört, um nach Hall zu fahren und sich den Bayern zu übergeben, und wie dann plötzlich der Haspinger hereintrat und unter Schwüren und Verwünschungen den giftigen Wahnsinn auch in seine beruhigte Seele goß, so daß der Volkskrieg, bis dahin so bewundert, in eine scheußliche und fürchterlich gerächte Albernheit ausging. Vielleicht hätte er selbst gemerkt, daß auch mit dem Fanatismus kein ewiger Bund zu flechten, und daß Tirolern, Irländern und andern Naturvölkern einige Kritik und leichte Skepsis gegen ihre Vormünder immerhin zu empfehlen sei. Vielleicht auch hätte er über die schlechte Treue der Großen dieser Erde geklagt, die eben so unzuverlässig, als des Volkes Gunst und Schmeichelei. „Auffallend war es schon," konnte er sagen, „daß sie mich damals in Mantua erschießen ließen, derweilen sie in Wien die Hochzeit machten." Andrerseits hätte man ihn, wenn gleiches Elend wirklich Trost gewährt, etwa damit trösten können, daß die Conquistadoren mit den Herzogthümern jenseits der Elbe — obgleich jetzt ein belehrendes Halbjahrhundert vorübergegangen — gleichwohl nicht viel besser umgehen, als weiland die Bayern mit der gefürsteten Grafschaft Tirol — daß die ersteren von der letzteren Verfassung, Rechten und Landständen ebenso wenig wissen wollen, als früher die Münchner Bureaukraten von den löblichen Freiheiten des Landes im Gebirge — daß jetzt dort an der Eider die Patrioten ebenso verfolgt werden, wie damals

hier — daß man zwar keine Meßgewänder, Kelche und Monstranzen*) versteigere, kein Wetterläuten, keine Rorate-Aemter und Portiuncula-Andachten verbiete, aber vielleicht nur deßwegen, weil die Nordalbingier keine haben — oder auch, weil, wenn sie deren hätten, die Eroberer, viel klüger als die damaligen Bayern, in solchen Dingen kein feindseliges Element erblicken würden. Wenn dann der Sandwirth etwa gefragt: ob es denn noch eben so schlecht in Deutschland stehe als zu seiner Zeit, so hätte man ihm vielleicht antworten können: der Bonaparte sei zwar verjagt und die Freiheit der Hauptsache nach in gutem Betrieb, was aber die Einheit betreffe, so seien die deutschen Patrioten allerdings alle enthusiastisch für dieselbe eingenommen, jedoch vorausgesetzt, daß alles beim Alten bleibe und ihnen keine Ungelegenheit entstehe. Unter dieser Voraussetzung seien auch die Fürsten jenem Ideal nicht abhold, obgleich deren viele immer nicht recht wissen, ob sie sich mehr vor ihren Völklein oder vor ihren Collegen beängstigen sollen. Da-

*) J. Rapp erzählt hievon in seinem oben angeführten Buch, Seite 141, eine frivole, aber komische Geschichte aus dem Jahr Neun. Ein Jude hatte, als die geweihten Gefäße der Abtei Wilten versteigert wurden, eine große Monstranz erstanden, trug sie bei hellem Tag auf der Schulter nach Hause, blieb aber, so oft er einen guten Bekannten gewahrte, stehen, holte jene von der Schulter herunter und ertheilte diesem den Segen. Seine Frau soll sogar ein Altargefäß . . . Doch die ewig waltende Gerechtigkeit ereilte auch den Juden und seine Gattin. Als die Tiroler Bauern zum erstenmal Innsbruck eingenommen hatten, stürmten sie das Judenhaus und fanden dort eine eiserne Kiste voll Kirchensilber. Unbeschreiblich war der Lärm und der Jubel über diesen Fund, den sie sofort erhoben und unter sich vertheilten, wobei es aber trotz der Frömmigkeit der ehrlichen Finder nicht ohne Raufereien abging.

mit aber doch etwas geschehe, suche jetzt das Publicum durch Vereinigungen aller Art, durch Dichter- Sänger- Turner- und Schützenfeste, durch kräftige Trinksprüche und noch kräftigere Becherzüge allmählich eine schönere Zeit herbeizuspielen oder zu -spülen, worauf jetzt unsere beste Hoffnung beruhe. So so, mochte der Sandwirth antworten, wir haben wohl auch gesungen und getrunken, aber dann auch tüchtig zugeschlagen, heißt das gehandelt. „Ja, lieber Andrä, handeln möchten wir wohl auch, wenn wir nur wüßten wie? Sollen wir auf Preußen bauen, oder auf Oesterreich schauen, oder uns selbst vertrauen?“ Darauf aber blieb er nicht nur die Auskunft schuldig, sondern schlug vielmehr ein Kreuz, fing sein Nachtgebet an, zog die Schlafmütze über's Haupt und begann zu schlummern. Ich weiß bei alle dem nicht gewiß, ob ich aus der Unterredung viel profitirt habe.

III.

Von Innsbruck nach Brixen.

Geneigten Lesern, die es etwa schon vergessen haben möchten, wollen wir vorerst in Erinnerung bringen, daß wir am Schlusse des letzten Capitels im goldenen Adler saßen, in der angenehmen Hauptstadt der gefürsteten Grafschaft Tirol. Am andern Abend aber sprach ich mit dem alten Volksliede:

Innsbruck, ich muß dich lassen;
Ich fahr dahin mein Strassen,
In fremde Land dahin —

und stieg eilends in den Postwagen, um über den weltbekannten Brenner zu fahren, hoch über das Gebirge, an den abnehmenden Strömen hinauf und an den wachsenden hinunter gen Hesperien zu. Es war eine herrliche Sommernacht, obwohl der Herbstmond schon in's Land gegangen, lau und mild, vom klarsten Vollmond hell erleuchtet. Die Straße zieht am Kloster Wilten, das der Riese Heimo gegründet, vorüber und steigt dann den Berg Isel hinan, den Zeugen und Träger der Befreiungsschlachten. Von seinen Höhen herunter lassen die Innsbrucker ihre Stadt am liebsten betrachten, denn sie bietet da wahrhaftig einen wunderbaren Anblick. Alsdann geht der Heerweg an der Schupfen vorbei, wo einst der Etschmann gewirthet und

der Sandwirth commandirt hat, und tritt endlich in die grausen, aber im Mondlicht zauberhaft dämmernden Schluchten des Schönbergs. Dort drüben über dem fürchterlichen Abgrund, in dem sich die Sill dahinwälzt, zeichnet sich an der Halde eine lange gerade Linie ein, mit mannichfachen Lichtchen geziert, deren einige wandelbar sind, die andern aber feststehen. Diese Linie ist die Eisenbahn von Innsbruck nach Bozen, welche bald Germanien und Italien verbinden soll, und die feststehenden Lichtchen, zumal wenn deren mehrere beisammen sind, bedeuten, daß da ein kleines Kneipchen aufgeschlagen ist, wo die wälschen Arbeiter von des Tages Mühen ausruhen und sich gütlich thun. Hierauf erscheint Matrei, die alte Römerstation, schon so oft und erst vor ein paar Jahren abermals abgebrannt, doch jetzt bereits zum größten Theil wieder auferstanden und dann wird Steinach erreicht.

O Posthaus zu Steinach, welch' ein magischer Glanz war einst um dich gewoben, als noch die lange aber schöne und tugendhafte Senzi in dir waltete, das anmuthige Wesen, dem einst der Prinz von **, da er nach Italien reiste, als „Souvenir" sein Album schenkte — ein Angedenken, das sie unbefangen herzeigte und jedermänniglich betrachten ließ, denn sie hatte es nicht in Sünden empfangen, sondern lediglich weil sie so lang und zierlich war. Wie freute sich der Wandrer, der über die bösen Steige aus den Seitenthälern oder auf der Heerstraße von Innsbruck oder Sterzing her, müde und fast erlegen, des Weges kam, wie freute er sich auf die freundliche Aufnahme, die guten Bissen, den edlen Trunk und die treffliche Liegerstatt auf der Post zu Steinach! Das ist jetzt freilich schon lange her, schon mehr als zwanzig Jahre und die gute

Senzi, wenn sie noch lebt, hat vielleicht schon lange einen braven Mann gefunden nach ihrer Wahl, ist vielleicht schon eine liebe und hochverehrte Großmutter geworden mittlerweile — Gott weiß wo — denn in Steinach habe ich sie nicht mehr erfragt. Aber das letztemal — nämlich vor zwei Jahren — als ich Mittags daherkam, war das Rindfleisch schlecht und übelriechend und der Braten aufgewärmt und die Manieren der Leute erinnerten kaum von fern an die feine Artigkeit, die einst hier geherrscht. Und wohlfeil warst du auch nicht, theures Posthaus! Kurz, alles war so ganz anders, als in Senzi's Tagen und man sieht da wieder, was oft ein einziges Menschenkind in einem Haus bedeuten kann. D'rum wollte ich auch der längst Verschollenen hier ein kleines Denkmal stiften, überzeugt, daß alle, die damals um die Wege waren, nichts anderes darin sehen werden, als ein Zeichen meiner schuldigen Pietät.

Der nächste Halt war auf dem Brenner, wo Kirche und Dorf und Posthaus in mondbeglänzter Zaubernacht uns erwarteten. Es war etwa Mitternacht, aber die Luft so warm und weich, als lägen wir in stiller Barke vor Sorrent oder vor den schönen Eilanden des ionischen Meers.

In einer solchen italienischen Sommernacht und wenn der helle Mond über den dunklen Bergwäldern auf den märchenhaften Alpenhörnern steht und sich in dem plätschernden Brunnen spiegelt — da können dem Pilger hier leichtlich welthistorische Gedanken einfallen. So z. B. wenn der Brenner wirklich jener Berg Pyrene ist, welchen Herodot zu hinterst bei den Kelten erwähnt, dann wäre er von den deutschen Bergen der erste, den die Sonne der Geschichte angeschienen. Oder wenn wir die fabelhaften Zeiten liegen lassen und bei den Cimbern und Teutonen anfangen

um bei den letzten kaiserlichen Husaren aufzuhören, die vor wenigen Jahren durch das bayerische Flachland zogen, um auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino zu verbluten, welch' eine unübersehbare Musterung! Welche Trachten, welche Armatur von den deutschen Bärenfellen, dem römischen Sagum, den Kettenpanzern und Stahlharnischen bis herunter zum Haarzopf, zu den Gamaschen und zum neumodischen Waffenrock! Wie viele Hunderttausende sind in glänzender Rüstung von Deutschland auf diesem Wege nach Italien gegangen, um nie mehr zurückzukommen! Wenn sie aber alle wieder beisammen wären auf diesen Almenwiesen und sie der Barbarossa commandirte, welch' eine nächtliche Heerschau, hundertmal bedeutender und kolossaler als jene, „die im elysäischen Feld der todte Cäsar hält!“ Und dann, welche leuchtende Namen sind auf dieser Paßhöhe gestanden, von König Autharis Brautzug, von Theodo's und Thassilo's, der alten Bayerherzoge Romfahrt an durch die Tage der Ottonen, der Heinriche und der Hohenstaufen bis in die spätesten Zeiten! Welche Absichten, welches Trachten, welche Träume in allen diesen Häuptern! Wie die deutsch-italienische Leidensgeschichte hier ihren geographischen Zenith hat, so drängen sich an diesem Ort alle Erinnerungen aus jenen Zeiten wie zwischen zwei Felsenwänden eng zusammen — gleichsam in einen melancholisch tönenden Harfenstrang.

Auf dem Dache des Brenner Posthauses scheiden sich bekanntlich die Wässer und die eine Traufe gibt ihre Spende an's schwarze Meer, die andere an's adriatische. Diesem, dem südlichen Zuge hatten wir zu folgen, erreichten auch bald den noch ganz kleinen Eisack, welchen Goethe in seiner italienischen Reise und die Grödner in ihrer Muttersprache

die Etsch nennen (letztere Adisch*), und an diesem Bergbach, der sich schnell vergrößert, fuhren wir schlummernd hinunter und kamen nach dem alten, gothischen Gossensaß, wo einst große Bergwerke, die ältesten in Tirol, betrieben wurden und wo das Pflerscher Thal eingeht. In dieses macht die neue Eisenbahn der leichteren Steigung halber eine große Blase und sind da schon so gigantische Werke aufgeführt, daß die Leute von weitem herkommen, um sie zu bestaunen. Wir aber sahen des Schlummers halber nichts davon, erreichten dagegen alsbald das alte Vipitenum, jetzt Sterzing, ein stattliches Städtchen, wachten auf und gingen, die Umspann abwartend, in der geisterhaft schimmernden Hauptstraße auf und nieder, schliefen dann wieder ein, fuhren schlafend an jener Vogelweide vorbei, welche Franz Pfeiffer für die Heimath des großen Walther hält, nicht minder an der gothischen Wallfahrtskirche zu Trens, kamen dann durch das uralte Mauls, wo weiland das schöne Mithräum gefunden wurde, verloren uns sofort in die düstern Felsenschluchten, wo der Marschall Lefebvre Anno 1809 von den Tirolern so mörderisch überfallen wurde, daß „der Eisack, von wildverschränkten Todtengliedern starrend, wie 'n rasend Unthier über's Schlachtfeld sprang," schlüpften alsdann neben der langweiligen Franzensveste durch das Brixnerklaüsel hindurch, rollten an dem schönen Schaldersferthale mit seinen tiefen Waldschatten vor-

*) Noch weniger als über den Namen scheinen die Völker über das Geschlecht dieses Flusses im klaren zu sein. Immermann, Fallmerayer, Georg Mayr und manche andere Eingeborne schreiben: die Eisack, der officielle Staffler und die Mehrzahl der Tiroler: der Eisack, was auch richtiger, da es sowohl dem alten Namen Isarcus, als dem Sprachgebrauch der Anwohner entspricht.

über und bemerkten, als wir wieder erwachten, mit Vergnügen, daß es bereits heller Tag geworden, daß schon die Castanien und die Weinreben als Vorboten des Südens zum Wagenfenster hereinnickten und daß die rühmliche Stadt Brixen mit ihren bischöflichen Thürmen im bläulichen Morgenduft gar nicht mehr fern war — „das liebliche Koblenz der Rhätier, das an Geld und Fröhlichkeit und an weltlichen Gedanken so arme, an Gottseligkeit aber und Psalmenklang, an exotischem Blumenschmelz und romantischen Scenen so reiche Brixen.“ Und bald auch fuhren wir ein und stiegen aus, um uns in dem alterthümlichen Gasthof zum Elephanten von der Nachtfahrt etwas zu erholen und ein Frühstück einzunehmen.

In Brixen habe ich allerhand Bekannte und werden zu diesen namentlich auch die Fallmerayeriden gezählt. Hier in der Nähe auf dem westlichen Gebirge steht noch der Hof zu Valmarei, ein ehemals romanisches Anwesen und in der frühern Sprache Val Maria genannt, wovon sie den Namen haben (den sie eigentlich Valmareier schreiben sollten), wie jetzt jedermann einsieht, nur nicht jener halsstärrige Linguist zu **, welcher sich Bedenkzeit ausgebeten, bis ihm einmal ein Fall vorgekommen, wo i in ei übergehe. Diese Stelle scheint aber sehr gut gewählt, um einige Nachrichten über Leben, Thaten und Schriften des „Fragmentisten“ mitzutheilen und lauten dieselben wie folgt:

IV.

Philipp Jakob Fallmerayer

wurde am 10. December 1790 in dem tirolischen Dorfe Tschötsch geboren. Dieses Oertlein, mit dem kurzen, aber seltsam klingenden Namen*), das nur durch seine Geburt berühmt ist, liegt auf einer reizenden Hochebene am Eisack, eine Stunde südlich von Brixen, der alten rhätischen Bischofsstadt. Dort stand unter Weinlauben und im kühlen Schatten der Castanienbäume die Wiege des Fragmentisten. Seine erste Jugend verfloß unter tiefen Eindrücken geistlicher Macht und Herrlichkeit. Es ist nicht zu zweifeln, daß ihm der Fürstbischof von Brixen, sein Landesherr, als einer der mächtigsten Potentaten der Erde erschien und die Metropole am Eisack, deren Münster im Morgennebel so sehnsuchtsvoll zum Himmel ragte, deren Glockengeläute in der Sonntagsfrühe so majestätisch über die Weinberge heraufdrang, sie konnte ihm leicht eine Weltstadt bedünken. Auch ein schwärmerischer Sinn für die Schönheiten landschaftlicher Bilder ist gewiß schon auf der Tschötscher Höhe in dem stillen Knaben geweckt worden, da er noch als Jokele die Schafe hütete. Sein Vater war nämlich ein Tag-

*) Er ist wohl aus dem Romanischen zu erklären, als (val oder casa de) caccia, was die Engadiner und Grödner tschatschia, tschatscha sprechen, woraus dann regelmäßig ein deutsches Tschatsch, Tschötsch, also Jägerthal oder Jagdhausen.

löhner, dem in Armuth und Noth zwölf Kinder geboren wurden, von welchen wenigstens sieben zu ihren Tagen kamen. So wuchs auch Philipp Jakob in großer Dürftigkeit empor — meistentheils sich selbst und seinen Jugendträumen überlassen. Indessen fanden sich noch zu rechter Zeit in der nächsten Umgebung etliche wohlwollende Priester, welche das schlummernde Talent des armen Jungen zu erkennen glaubten und ihn als Chorknaben in der Domschule zu Brixen unterbrachten. Er rühmte es dieser Anstalt gerne nach, daß er dort unter den geistlichen Lehrern einen Valentin Forer gefunden (starb 1845 als Consistorialrath), der ihm doch wenigstens in der griechischen Sprache zu einem tüchtigen Grund verholfen. Sonst aber ließ Methode und Umfang des Unterrichts gar viel zu wünschen übrig und der Zögling kam allmälig zur Ueberzeugung, daß er hier geistig nie gedeihen werde.

Es war das Jahr 1809 erschienen und die Tiroler standen, wie männiglich bekannt, gegen ihren bayerischen König auf. Der Klosterschüler war damals neunzehn Jahre alt und es hätte ihn wohl nichts gehindert, mit dem Stutzen auszuziehen und die Schlachten am Berg Isel mitzukämpfen. Daß es ihm auch an Muth nicht fehlte, hat er etwas später als Lieutenant bei dem Fußvolk gezeigt, aber er blieb vorerst ruhig an seinem Dom und lernte. Den Tirolerbauern gegenüber, die für ihre alten, steifen Zustände stritten, sehnte er sich nach neuer Bildung und nach frischer Wissenschaft. Ein unwiderstehlicher Trieb nach eigener Meinung, nach Unabhängigkeit und freier Bewegung trat hinzu und so verließ er im Spätherbst des genannten Jahres heimlich die Priesterschule und floh mitten durch den grausen Wirrwarr des Tiroleraufstandes und die feindlichen Heer-

schaaren über Berg und Thal nach Salzburg, wo er zuträglicheren Unterricht und größere Freiheit zu gewinnen hoffte. Er sprach in seinen alten Tagen noch gerne von diesem jugendlichen Emancipationsversuch und von seinen Lehrern an der Domschule, welche ihm aber, den wackeren Forer ausgenommen, wenig gemüthliche Erinnerungen hinterlassen hatten. Manche sonst eben nicht gesuchte oder hoch geschätzte Kenntnisse, die ihm damals eingeprägt wurden, hat er gleichwohl das ganze Leben lang in seinem vortrefflichen Gedächtnisse getreulich bewahrt. Er allein war's vielleicht in unsrer Generation, der den Kalender mit allen seinen Festen und allen seinen Namenspatronen vom ersten Januar bis zum letzten Dezember auswendig und ohne Stocken herzusagen wußte und nicht allein dieses, sondern auch die Geschichten und Legenden der sämmtlichen Heiligen waren ihm aus den besten Quellen oder wenigstens so, wie sie damals zu Brixen umliefen, bekannt und stets zur Verfügung. Es war nicht sein geringstes Vergnügen, wenn er etwa da und dort auf dem Lande, zumal in Tirol, mit einem Curaten oder Dorfpfarrer zusammentraf, diese seine Gelehrsamkeit mit besonderm Lüstre leuchten zu lassen. Nach der ironischen Weise seines Geistes hing er freilich mit der größten Anhänglichkeit an jenen Legenden, welche die abgeschmacktesten waren. Er wußte gerade diese mit schalkhaftem Ernste so salbungsvoll zu erzählen, daß mancher Hörer irre wurde und staunend fragte, ob es denn möglich sei, daß der Fragmentist solche Mähren wirklich glaube, worauf dieser dann lächelnd mit dem Kirchenvater antwortete: Credo quia absurdum est.

In der damals bayerischen Kreishauptstadt zu Salzburg fand der nunmehr zwanzigjährige Studiosus zwar,

wie er gehofft, zuträglicheren Unterricht und größere Freiheit, aber seine Armuth hatte ihn von Brixen heraus mit trauriger Anhänglichkeit begleitet und so mußte er sich durch Privatstunden, die er gab, den kärglichen Lebensbedarf mühsam verdienen. Mit den Lehrern, die er hier gefunden, war er aber höchlich zufrieden. Pater Albert Nagnzaun, der seine Bildung in Göttingen erworben hatte und später zum Prälaten des uralten Stiftes von St. Peter erhoben wurde, führte ihn zuerst in die semitischen Sprachen ein; ein anderer Docent, von Maus, der nur zu früh nach Lemberg versetzt wurde, trug mit seltener Lehrgabe, wie er rühmt, die historischen Wissenschaften vor und wußte den anhänglichen Schüler für die Geschichte mächtig zu begeistern. Für alle literarischen Bedürfnisse bot sich endlich die reiche Bibliothek von St. Peter dar, welche die freundlichen Benedictiner dem jungen Forscher zu freiester Benützung eröffnet hatten.

Seine Profession war damals noch die Gottesgelahrtheit, wohl weniger, weil ihn ein innerer Beruf zu diesem Studium führte, als weil er unter dem Titel eines Theologen mancherlei Hilfe und Unterstützung finden konnte, die ihm sonst entgangen wäre. Wohl auch um allen Nahrungssorgen zu entrinnen, faßte er um diese Zeit den seltsamen Entschluß, in die berühmte und reiche Abtei zu Kremsmünster in Oberösterreich als Novize einzutreten und die Absicht war nur deswegen unausführbar, weil er von den bayerischen Behörden die Erlaubniß zur Auswanderung nicht erhalten konnte. Ohne dieses Hinderniß wäre Fallmerayer wohl nie der weitgereiste Fragmentist geworden und wahrscheinlich als ein fleißiges, dem Bücherlesen ergebenes Mönchlein in jenem Benedictinerstift gestorben.

Zwei Jahre hatte er in Salzburg auf solche Weise gelebt und gelernt, als sich plötzlich seine Lage erfreulicher gestaltete. Er erhielt ein königliches Stipendium und zugleich reichliche Zulage aus der Hand eines wohlwollenden Gönners, um am Schlusse des Jahres 1812 die Hochschule zu Landshut zu beziehen. In Landshut war damals ein frisches Leben und rege Bewegung der Geister. Der junge Ankömmling fand sich freundlich aufgenommen und mächtig angeregt durch diese neue Umgebung. Er ließ nun die Theologie auf sich beruhen, machte einen Versuch in der Rechtsgelehrsamkeit, warf sich aber dann ausschließlich und mit vollstem Eifer auf classische, linguistische und historische Studien. Dieses angenehme Dasein hätte indessen kaum ein halbes Jahr gedauert, als ihn das Vaterland zu einer ganz anderen Thätigkeit berief. Der Befreiungskrieg war ausgebrochen, die studirende Jugend wurde zum Waffendienste aufgeboten. Begeistert verließ sie die Schulbänke und stellte sich in Reih und Glied. Fallmerayer trat in ein Infanterie-Bataillon, lernte exerciren, verstand das Reglement gar bald so gut, wie den Brixner Kalender und rückte als Lieutenant in das Feld. — Nur wenige Wochen vergingen, bis er bei Hanau eine blutige Probe zu bestehen hatte. Als Vorposten auf lebensgefährliche Stellen hinausgerückt, bewährte er die Todesverachtung, welche ihm Cäsar und Tacitus eingeprägt: darum wurde er auch am Schlachttage öffentlich vor dem aufgestellten Bataillon belobt. Von andern Kriegsgenossen aus damaliger Zeit hat man oft gehört, wie er einer der wenigen Philologen war, welche ihre Kenntnisse des Alterthums auch für den täglichen Gebrauch im Lager zu verwenden suchten, wie er Abends, wenn das tapfere Heer sich zur Ruhe anschickte, vor sein Häuflein

trat, ihm eine Stelle aus den Alten erklärte und seine Infanteristen aufforderte, mit jenen längst verstorbenen Helden in Vaterlandsliebe und Todesmuth zu wetteifern.

Der dreimonatliche Winterfeldzug und die mörderischen Gefechte auf dem Wege nach Paris waren zwar für seine unerfahrne Jugend eine herbe, aber doch auch äußerst lehrreiche Schule. Nach dem ersten Pariser Frieden blieb sein Regiment in der schönen Pfalz, wo er zu Landau und Speier ein fröhliches Leben führen konnte; nach dem zweiten erhielt er sein Quartier in der Nähe von Orleans. Dort lebte er ein halbes Jahr in den angenehmsten Verhältnissen auf einem schöngelegenen Schlosse, welches ein Marquis, eine Marquise, verschiedene Damen und Verwandte bewohnten. Dorthin, auf das Schloß bei Orleans verlegte er jene Metamorphose, welche ihn aus einem blöden Tschötscher Bauernjungen zu einem weltläufigen Gentleman gemacht, denn in Salzburg wie während des kurzen Aufenthalts zu Landshut war für diesen Zweck noch wenig zu gewinnen gewesen. Mit unvergänglicher Dankbarkeit schilderte er noch in späten Jahren, wie ihn die Marquise und ihre Damen in die Lehre genommen, wie sie Stellung und Bewegung so lange geregelt und gemeistert, bis sie ganz correct geworden, wie sie ihn unterrichtet, sich bei Tisch elegant zu benehmen, Höflichkeiten zu erwiedern, kleine Schmeicheleien geschickt zurückzugeben u. s. w. Dort war auch die beste Gelegenheit, sich in der feinen Redeweise der gebildeten Franzosen einzuüben, und wer ihn später je französisch sprechen hörte, der konnte seinen Accent und den gewählten Ausdruck nicht anders als bewundern.

Nach dem allgemeinen Frieden wurde der Lieutenant Fallmerayer in Garnison nach Lindau verlegt. Die Liebe

zu den unterbrochenen Studien erwachte hier mit neuer Kraft. Volle Muße nach sturmbewegter Zeit, die schönen Landschaften am Bodensee und die wohlausgestattete Büchersammlung der alten Reichsstadt gaben diesem Aufenthalt den freundlichsten Inhalt. In Lindau war es, wo er neugriechisch, persisch und türkisch zu lernen begann. Indessen hatte der Frieden seine militärische Würde ihres Reizes entkleidet und er nahm 1818 seinen Abschied, um in's Lehrfach überzutreten. Augsburg sah ihn als Lehrer einer Unterklasse, Landshut bald in höherer Stellung. Als 1826 die Hochschule aus dieser Stadt nach München verlegt und dort zu einigem Ersatze ein Lyceum errichtet wurde, erhielt er da die Kanzel der Universalhistorie und Philologie.

Von daher schreibt sich sein Ruf als Lehrer der Geschichte, obwohl diese Thätigkeit nur vier oder fünf Jahre dauerte. Sein geistreicher, sarkastischer Vortrag zog das ganze gebildete Landshut in seinen Hörsaal. Die alten Appellationsräthe lauschten mit demselben Eifer auf seine geflügelten Worte, wie die jungen Lyceisten. Auch jetzt, nachdem dreißig Jahre vorübergerauscht, trifft man hie und da auf einen ehemaligen Schüler aus der Landshuter Zeit, der noch mit Begeisterung von dem großartigen, unauslöschlichen Eindruck jener Vorträge spricht.

Bis hieher war Fallmerayer in zwei größeren Werken als Schriftsteller aufgetreten. Als die Academie zu Kopenhagen einen Preis für die Geschichte des Kaiserthums Trapezunt ausgeschrieben hatte, ging er, von diesem Thema gereizt, rasch an die Arbeit und fertigte zumeist aus griechischen, türkischen und persischen Handschriften (zu Wien und Venedig) eine Geschichte jenes Reiches, welche über die Länder am Phasis und ihre Schicksale im Mittelalter ein

reiches Licht verbreitet, obwohl selbst Gibbon noch gemeint hatte, daß keine Hoffnung mehr sei, die Finsterniß, welche jene Weltgegend einhülle, jemals zu zerstreuen. Die Academie zu Kopenhagen krönte zwar die Schrift des Professors zu Landshut unter besonderen Lobsprüchen, aber im Lande Bayern gedieh sie ihm nicht zum Segen. In der Vorrede erging sich nämlich der Historiker in ernsten und tiefen Worten hauptsächlich über den üblen Willen der Machthaber und die Herrschsucht der Priester. Dieß geschah schon im Jahre 1827, als sich in Bayern noch alles in dem volksfreundlichen, von dem neuen Könige angehefteten Liberalismus gütlich that, aber es waren die Züge der später eingetretenen ultramontanen Uebermacht fast wie in einer Weissagung vorausverkündet. An einer Stelle heißt es sogar mit dürren Worten:

„Eine ganz natürliche Erscheinung ist es übrigens, daß die weltliche Macht der Priester in dem Grade wächst, in welchem die Sitten und die Cultur der Völker verwildern, und daß folglich die tiefste Erniedrigung des menschlichen Geschlechtes jedes Mal der Höhepunkt geistlicher Allmacht sei."

Man kann sich denken, daß man nach dem Jahre 1830, als jenes kurze Vergnügen zu Ende und die politischen Untersuchungen, nach diesen aber die Umtriebe einer allmächtigen Priesterkaste eingetreten waren, daß man damals sich solche Dinge nicht ungerochen wollte sagen lassen, und so war denn die Vorrede zu dieser gekrönten Preisschrift das Hauptinstrument, um den Verfasser späterhin aus seiner amtlichen Stellung zu verdrängen und ihn in seinen besten Jahren unmöglich zu machen.

Das andere Werk aus dieser Zeit ist seine Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. Hierin

stellte er die Thesis auf, daß Altgriechenland, schon durch die Römer-entvölkert und verödet, zur Zeit der großen Wanderung durch Barbaren aller Art vollkommen „ausgemordet“ und zur Wüste gemacht, dann aber, etliche Seestädte abgerechnet, wieder von slavischen Stämmen besiedelt worden sei. Diese Slaven seien dann von Byzanz aus unterjocht, bekehrt und gräcisirt worden und davon hätten Race und Sprache in Neugriechenland ihren Ursprung genommen, mit andern Worten: die Neugriechen seien eigentlich Slaven.

Im Jahre 1831 brachte ein günstiger Zufall den Historiker von Landshut mit dem russischen Grafen Ostermann-Tolstoi zusammen. Dieser, „der Sieger von Kulm“*), hatte sich mit dem neuen Czaren bald nach dessen Thronbesteigung überworfen, und da ihm eine Reise nach dem Ausland dringend empfohlen worden war, so nahm er sich vor nach dem Orient zu wandern, wollte aber einen heitern und gelehrten Begleiter mit sich nehmen. Fallmerayer fand seine Einladung unwiderstehlich, und da er schon ein bischen verdächtig war, so erhielt er auch leicht Urlaub, verließ das freundliche Landshut und zog mit dem Grafen gegen Mittag, in die heißen Länder.

Sie kamen wohlbehalten nach Aegypten, stiegen bis gen Nubien hinauf und blieben ein ganzes Jahr im Lande der Pharaonen. Ebensolange wanderten sie in Syrien und in den Thälern des Libanon herum, ruhten dann zu Jeru-

---

*) Welcher nicht, wie im neuesten Conversationslexikon zu lesen, im Jahr 1816 zu Dresden, sondern am 11. Februar 1857 zu Genf gestorben ist. Ob man ihn mit Fallmerayer den Sieger von Kulm nennen dürfe, ist bekanntlich zweifelhaft.

salem, zu Antiochia, zu Aleppo und Damaskus aus und besuchten auch den Drusenfürsten in seiner Residenz. Dann fuhren sie nach Cypern und Rhodus, an die ionischen Gestade und nach Konstantinopel. Hier war willkommene Gelegenheit gegeben, die Sprache der Osmanli, und zwar in dem feinen Dialect von Stambul einzuüben. Wie er bereits vollkommen neugriechisch sprach, so wollte der Reisende sich jetzt auch das Türkische sozusagen bis auf die Nagelprobe aneignen, um so die beiden Hauptsprachen seiner wissenschaftlichen Domäne als Meister zu beherrschen. So setzte er sich denn wißbegierig in die türkischen Kaffeehäuser am Bosporus, knüpfte mit den bärtigen Osmanen die vertraulichsten Bekanntschaften an und plauderte mit ihnen Stunden lang, froh und glücklich über jedes neue Wort und jede neue Wendung, die er zu seinem Sprachschatz legen konnte. So kam es, daß er, die Länder der Pforte verlassend, wohl unter allen Europäern derjenige war, der das Türkische theoretisch und practisch am besten verstand und zu handhaben wußte. Es war ihm auch unter den mancherlei Sprachen, die er zu sprechen vermochte, die liebste, das eigentliche Schooßkind geworden. Neckische Freunde wußten daraus in spätern Zeiten öfter eine Schlinge zu drehen, der er nie entging. Wenn er nämlich in heiterer Abendgesellschaft zu früh zum Hute greifen wollte, so bedurfte es nur einer scheinbar unbefangenen Frage nach türkischen Wörtern oder Redensarten, um ihn von allen andern Gedanken abzubringen. Es durfte z. B. nur einer der Freunde fragen: wie drückt sich wohl der Türke aus, wenn er sagen möchte: Ich will jetzt schon nach Hause gehen — und sogleich erwachten alle Erinnerungen an Konstantinopel und an die Sprachstunden in den Kaffeehäusern am Bosporus

und er begann freundlich und zuvorkommend auseinanderzusetzen, wie verschiedentlich sich jene Phrase türkisch geben, was für Constructionen, was für Sprachschönheiten sich darin verkörpern lassen, wie das gemeine Volk zu Trapezunt sich ausdrücke und welche Wendungen der feingebildete Osmanli zu Stambul wähle. So kam er denn im weiteren Verfolge auf seine Erlebnisse im Orient zu sprechen und war wieder wenigstens für eine Stunde gewonnen.

Als er Konstantinopel verlassen hatte, ging die Reise nach den Cycladen und nach Athen — er sah zum ersten Male die Akropolis und den Parthenon. — Hierauf wurde das griechische Festland von Sparta bis nach den Thermopylen, von Sunium bis Mesolongi befahren; dann der angebliche Freistaat der sieben Inseln besucht und endlich auch das Königreich Neapel und seine Hauptstadt gründlich in Augenschein genommen.

Als er nach drei Jahren wieder zu Hause erschien, fand er aber allerlei Veränderungen und allenthalben die Kennzeichen einer neueren, schlimmern Zeit. Seine Stelle am Landshuter Lyceum war einem andern übergeben; ihm selbst bemerkte man, nachdem er so große Reisen gemacht, auch schon Verschiedenes geschrieben habe, so sei für ihn im Lehrfach nichts mehr zu thun; sein Platz sei in der Academie. In der That wurde er auch sofort in diese gelehrte Gesellschaft aufgenommen und erhielt die Erlaubniß, öffentliche Vorlesungen über Universalgeschichte anzukünden, zu denen der Zutritt jedoch nur dem höheren Publikum offen stehen, den Universitätsstudenten aber strenge verboten sein sollte. Statt dem höheren Publikum vorzulesen, verwendete aber Fallmerayer die nächsten Jahre lieber auf seine Studien und verschiedene kleinere Reisen, ging endlich nach

Italien, in's südliche Frankreich, dann nach Paris, welches er seit den Befreiungskriegen nicht mehr gesehen hatte, und brachte den Winter von 1839 auf 1840 in Genf zu, bei seinem früheren Reisegefährten, dem Grafen Ostermann, der seinen Alterssitz an den lemanischen See verlegt hatte.

Im Frühling kam er wieder nach München zurück und begann sogleich die nöthigen Anstalten zu einer zweiten Reise in den Orient. Angeborne Wanderlust und Neugierde, die Wendung der türkischen Angelegenheiten in der Nähe zu sehen, gönnten ihm keine Ruhe. Er fuhr im Juli nach Regensburg und von da auf der Donau in's schwarze Meer, nach Trapezunt, wo er zwei Monate verblieb. Da sah er zum ersten Male die Trümmer jener Paläste, in denen die Komnenen gehaust, die Kaiser von Trapezunt, aus deren Geschichte er sich seinen ersten Lorbeerkranz geflochten. Er ging mit wahrem Hochgenuß ihren Spuren nach, copirte und sammelte die wenigen verblichenen Aufschriften, die aus jener Zeit sich noch an den Wänden der verfallenen Kirchen und Kapellen erhalten hatten und wandelte stimmungsvoll in dem colchischen Paradiese umher.

Auf dem Rückwege, in Konstantinopel, suchte er seine alten bärtigen Freunde in den Kaffeehäusern am Bosporus wieder auf und wurde wieder angestaunt wegen der Gewandtheit und der feinen Weise seines türkischen Ausdruckes. Nicht minder galt der weitgereiste und im Oriente schon weidlich bekannte Forscher als eine Zierde der Salons zu Stambul und verkehrte viel mit Diplomaten, Gesandten, Internuntien und deren Frauenzimmer.

Von Konstantinopel reiste er nach dem heiligen Berge Athos, lebte dort einige Zeit in den verschiedenen Klöstern unter unwissenden langweiligen Mönchen und bei

schlechter Kost, doch hingerissen von dem herrlichen Blick auf Land und Meer. Dann ging er über Thessalien nach Athen, wo er mit den griechischen Gelehrten zwar mancherlei gelehrte Strauße über seine ethnologischen Ansichten zu bestehen hatte, aber doch zuletzt sich leidlich mit denselben zu verständigen wußte. Nach zweijähriger Wanderschaft betrat er im Sommer 1842 den deutschen Boden wieder und sein Heimathland, das schöne Thal von Brixen, wo man ihn als den ersten Brixener des Jahrhunderts mit größten Ehren begrüßte und aufnahm. Vom frühern Schulkameraden, der es über ehrliche Armuth nicht hinaus gebracht, bis hinauf zum gnädigsten Fürstbischof war alles beschäftigt, ihn auszuzeichnen und zu feiern. Glänzende Gastmähler suchten ihn für die Entbehrungen seiner langen Reise zu entschädigen und Deputationen der Honoratioren drückten ihm ihre Bewunderung aus. Nicht ohne Ironie erwähnt er in einer schriftlichen Notiz aus damaliger Zeit auch die ehrenvollen Versuche, welche der erwähnte Fürstbischof von Galura, ein steinalter, aber milder, herzensguter Kirchenhirt, zu seiner Bekehrung angestellt. Er berichtet nämlich: „Seine nun vergriffenen sechs Bände „Neue Theologie", meint der Fürstbischof, enthalten die ganze Summe des philosophischen Glaubens und Wissens, seien Norm und Richtschnur für die gesammte katholische Welt und Grundlage einer allgemeinen Revolution der europäischen Geister; Schelling, der Glaubensphilosoph, und die Academie sagten jetzo manches als Neuigkeit, was obenbenanntes Buch schon vor fünf und vierzig Jahren verkündet habe. Die römische Kirche sei die Klinik des menschlichen Geistes und das Verlangen nach Heilung allgemein. Lebhafte Aufforderung, die sechs Bände in München zu lesen

und der Wahrheit Zeugniß zu geben, da man meine Concepte gerne lese und meine Bekehrung auch andern nützlich wäre. — — — — Man will mich und meinen Gänsekiel für die Kirche gewinnen; nur die sechs Bände solle ich lesen und ich werde vollständig gerüstet sein zum Streite."

Endlich kam er auch wieder in München an und bald darauf erschienen in der Allgemeinen Zeitung, nachdem er unterwegs schon verschiedentlich sich hatte vernehmen lassen, jene schönen, vielbewunderten Berichte über Trapezunt und den immergrünen Buschwald von Colchis, über den Berg Athos und seine Klöster. Sie erregten allgemeine Aufmerksamkeit und es ging viel Rede davon durch ganz Deutschland. Und als wenige Monden vergangen, traten auch die Fragmente aus dem Orient an's Licht, mit ihrem wuchtigen, blitzenden Vorwort, von welchem Professor Müller in der Rede, die er am Grabe des Fragmentisten hielt, mit Wahrheit sagte: „Es ist in die große Bewegung der vierziger Jahre kein gewaltigerer Zündstoff geworfen, die Schäden unserer Zeit und unseres Vaterlandes sind nirgends lebendiger, schwungvoller und schärfer charakterisirt und so ihre Heilung angebahnt worden; sie allein würde unserem Todten die Fortdauer unter jenen Gelehrten sichern, welche ihre geistige Kraft und ihre Forschungen zum Heile des Geschlechtes verwerthen."

Um diese Zeit hatte auch Maximilian II., damals noch Kronprinz und in stiller Zurückgezogenheit dem Familienglücke, den Künsten und den Wissenschaften lebend, ein Auge auf den Fragmentisten geworfen und ihn, der willig folgte, in seine Nähe gezogen. Im Spätherbst 1844 wurde er nach Hohenschwangau eingeladen, von dem hohen Paare und seiner feingebildeten Umgebung freundlichst aufgenommen

und in besonderen Ehren gehalten. Viele Stunden vergingen ihm in angeregten Gesprächen mit dem Thronfolger und die angeknüpfte Verbindung erhielt sich frisch und warm bis zum Jahre 1848.

So lebte denn der Fragmentist, immer mit schriftstellerischen Arbeiten kleineren Umfangs, zunächst für die Allgemeine Zeitung beschäftigt, fortan in München, unterbrach jedoch sein Stillleben durch verschiedene Ausflüge, bald in den Norden, an den Rhein, nach Hamburg, Berlin, bald in den Osten, nach Wien, bald in den Süden, nach Tirol und Italien.

Im Jahre 1847 begab er sich sogar zum dritten Male in den Orient und kam 1848 gerade wieder nach Hause, als die Bewegung begann und die längst erhoffte große Zukunft Deutschlands endlich anzubrechen schien.

Es war also die Zeit gekommen, da den deutschen Fürsten bange ward und Furcht wie Reue durch ihre einst verschlossenen Herzen zog. In der Verlegenheit des Augenblicks suchte man viel Verletzendes, was einst geschehen war, schnell wieder gut zu machen und durch edle Handlungen sich dem unmuthigen Volke neuerdings zu empfehlen. So dachte man damals in Bayern auch an den Professor Fallmerayer, den man seit achtzehn Jahren vergessen hatte und schickte ihm geschwind ein Decret des Inhalts, „daß er an des verstorbenen Görres Stelle zum Professor der Geschichte an der Universität zu München ernannt sei." Es traf ihn am 20. März 1848 zu Smyrna, als er eben am Hafendamm lustwandelnd auf und nieder ging.

Vier Wochen darauf fuhr er mit dem Salzburger Postwagen wieder in München ein. Kaum ausgestiegen wurde

er von der Nachricht überrascht, daß man ihn als Candidaten für das Parlament zu Frankfurt in's Auge gefaßt und daß die Wähler der Vorstadt Au und von Haidhausen ihm ihr ganzes Vertrauen zugewendet hätten. In der That wurde er auch bald der Auserkorene dieses Wahlbezirks und zog zum vielversprechenden Reichstag an den Main.

Es war damals das allgemeine Streben der deutschen Nation, in ihre constituirende Versammlung nicht nur die politischen Capacitäten, sondern auch die literarischen Celebritäten zu senden und insoferne mag die Wahl, die auf den Fragmentisten gefallen, gar wohl zu entschuldigen sein. In Wahrheit aber darf man sagen, daß er für diese Aufgabe weder geboren noch erzogen war. Nicht als ob seine Vaterlandsliebe weniger warm gewesen wäre, als die der anderen, aber die Frankfurter Art, ein Deutschland zu creiren, war ihm innerlich widerstrebend und erdrückte ihn. Er hätte sich gewiß sehr gerne an einer ästhetisch-schönen Volksbewegung betheiligt, wenn diese über Nacht ein freies, einiges Vaterland nett und reinlich herbeigeführt, aber es entsprach seinem ungeduldigen Temperamente nicht, durch Broschüren, Denkschriften, Commissionsberichte, Constitutionsentwürfe und Organisationsprojecte, Präjudicialanträge, Amendements und Superamendements, durch endlose und oft langweilige Debatten hindurch, zumal auf dem tödtlichen Umwege der Grundrechte, nach dem erwünschten Ziele zu streben. Die tobenden, wilden Verhandlungen ohne Rücksicht und Höflichkeit empörten ihn, der an das Flüstern der Salons, an leichtes Witzspiel und urbanen Scherz gewohnt war. Auch hatte er sich für solche Dinge niemals vorbereitet, da er geistig immer mehr zu Byzanz und im Orient,

im Mittelalter und im Alterthum, als im Occident und in der neuen Zeit verweilt hatte. Die feine Anatomie verwesender Reichskörper, die Kritik der auflösenden Elemente, die er in Trapezunt, in Byzanz, in Stambul walten sah, sie war ihm stets viel geläufiger gewesen, als die Wege und Mittel, um ein neues Reich auf die Beine zu bringen. So mochten ihm denn auch die meisten der Fragen, die jetzt auftauchten, gleichgiltig dünken und eine Rede zu halten, hätte er sich vielleicht nur über Religionsfreiheit bewogen gefühlt, über denselben Gegenstand, der seinen Landsleuten in Tirol so viel zu schaffen macht. Immerhin kam es auch dazu nicht — eine beständige Heiserkeit entschuldigte es, wenn er den gefährlichen Versuch, sich mit seinem schwachen Organ und seinen reizbaren Nerven der wild brandenden Versammlung gegenüberzustellen, auch nicht ein einziges Mal unternommen hat.

Er selbst ist sich über das Unzuträgliche seiner Stellung auch sehr bald klar geworden. Er fühlte schon in den allerersten Wochen, daß er hier nichts leisten könne und daheim nur Ansehen und Credit verliere. Dazu kam noch, daß er, wie in einem Schreiben aus dem Juni zu ersehen, schon sehr frühe „von dem Thun und Tagen am Maine für das gemeinsame Heil nichts erwartete und die Catastrophe für unvermeidlich hielt.“ Er wurde unwirsch, tiefsinnig, schwermüthig, eine Stimmung, der er, wie wir bald hören werden, ohnedem sehr leicht verfiel, und sehnte sich aus ganzem Herzen nach Urlaub oder Abschied. Zwei Male kam er in jener Zeit nach München, um sich von diesem ermüdenden Leben nur einigermaßen zu erholen, vielleicht auch um ganz und gar wegzubleiben. Von manchen Gesinnungsgenossen ermahnt, seinen Posten nicht zu

verlassen, ging er gleichwohl auch das zweite Mal wieder nach Frankfurt zurück, wo der jüngste Tag des Parlaments schon in ziemlich sicherer Aussicht stand. Er folgte dem Rumpf der deutschen Nationalversammlung sogar nach Stuttgart, gewiß nicht, um die Republik zu proclamiren und Könige zu entthronen, sondern weil er es als Sache des Anstandes betrachtete, bis zum letzten auszuharren. Und als auch die letzte Stunde der deutschen National-Versammlung hereingebrochen war, verließ er die schwäbische Residenz und begab sich nach St. Gallen, in die freie Schweiz. So völlig war aber damals in den ersten Frühlingstagen der Reaction den bayerischen Amtleuten die Schamhaftigkeit abhanden gekommen, daß sie den ersten Scribenten ihres engern Vaterlandes, den Geschichtschreiber von Morea und Trapezunt, mit exacter Personalbeschreibung in die Zeitungen setzen ließen und alle Schergen der gebildeten Welt aufforderten, ihn lebendig oder todt zur Stelle zu bringen.

Wenn es nun auch dem Fragmentisten kaum schmeicheln konnte, Gegenstand und Inhaber eines königlichen bayerischen Steckbriefes zu sein, so kam er gleichwohl durch die gesunde Schweizerluft und die Appenzeller Bäder bald wieder in die Höhe und gedieh zu leidlicher Rüstigkeit. Auch gereichte ihm zur Stärkung, daß er von den wohlwollenden und gebildeten Bewohnern seiner Freistätte auf mannichfache Weise ausgezeichnet und gehoben wurde, so daß er diese Tage der Verbannung immer in freundlichem Andenken behielt.

Endlich, im April 1850, nach neunmonatlichem Aufenthalt im helvetischen Exile, kehrte er zurück nach München, wo er durch das Amnestiegesetz, das mittlerweile

ergangen, aller weitern Verfolgungen, aber durch ein königliches Decret auch seiner Professur enthoben war.

Von da an lebte er stille dahin. Er blieb den Winter über in der Stadt, ging aber in der schönen Jahreszeit noch immer gerne in die Fremde. Dreimal noch besuchte er den alten Grafen Ostermann zu Genf und unterwegs die Freunde, die er sich während seines Aufenthaltes in der Schweiz erworben. Auch andere kleine Reisen nach verschiedenen Himmelsgegenden unterbrachen zuweilen die Eintönigkeit seiner letzten Jahre. Für die körperlichen Gebrechen, welche immer fühlbarer wurden, suchte er in Wildbad, in Adelholzen, in Steben, in Aibling Heilung oder Milderung. In den letzten Monaten seines Lebens nahm er die Revision seiner kleineren Schriften vor, die er, soweit seine Tage reichten, mannichfach kürzte, erweiterte, ergänzte, abrundete und druckfertig machte. Niemand in seiner Umgebung, und er selbst wohl am wenigsten, dachte an ein so nahes Ende. Von Anfang April 1861 an stellten sich freilich hie und da kleine Ohnmachten ein, allein sie schienen nicht viel zu bedeuten. Endlich am 26. desselben Monats wurde er nach einem heitern, in kleiner Gesellschaft verbrachten Abend des Morgens leblos im Bette gefunden. Die Section ergab, daß es eine Herzerweiterung gewesen, die seinen Tagen ein Ende gesetzt. Professor Marr Müller, der Orientalist, früher, als der Verblichene noch Studienlehrer zu Augsburg gewesen, sein Schüler, hielt die geistvolle Grabrede.

Dieß ist in kurzen Zügen der Lebenslauf Philipp Jakob Fallmerayers, wie er ihn als armer Hirtenjunge zu Tschötsch in Tirol begonnen und als einer der bedeutendsten Männer

der deutschen Wissenschaft, berühmt und hochgeachtet, zu München in Bayern beschlossen hat.

Dieser Sohn der rhätischen Alpen war aber nicht allein eine poetische, sondern auch, was solche, die ihn nur von ferne kannten, ungern glauben werden, eine weiche, sensitive, leicht verstimmbare, mehr zum Uebermaß in der Traurigkeit als in der Freude geneigte Natur.

Er fühlte sie oft und tief, die Sehnsucht nach dem Glück vergangener Tage, nach den Träumen der Kinderjahre, die Sehnsucht nach der Palme auf der brennenden Felsenwand, wenn er kühl und frostig zu München in die Falkenau spazierte, um ein paar Nachmittagsstunden zu verdämmern und wieder die Sehnsucht nach dem nordischen Fichtenbaum, wenn er in den heißen syrischen Thälern auf holprigen Dromedaren dahinzog. Auch in den schönsten Ländern der alten Erde war er der grünen Hügel von Tschötsch wohl eingedenk, nicht minder des lieblichen Nachbarthals „mit dem rauschenden Forellenbach, der tiefen Walddöde, sommerlichen Lüften und ziehendem Gewölke" — des Thals von Schalders nämlich, dem er selbst von der Höhe des Athos aus einen begeisterten Zuruf widmete*). Wenn er am Neujahrstage auf dem heiligen Berge Karmel, freundlich aufgenommen, mit den Mönchen in's Hochamt ging und Orgel mit Choralgesang festlich über den occidentalischen Gast dahinströmten, so dachte dieser mit kaum verhüllter Wehmuth an den Dom zu Brixen und an die Knabenzeit, da er selbst noch in dem Chore mitgesungen. „Dulces reminiscitur Argos" sind die symbolischen Worte, mit denen er in seinen Tagebuchblättern solchen erinnerungs-

*) Fragmente, II. 72.

seligen Momenten ein Denkmal setzt, und sie finden sich getreulich an jeder Stelle, wo eine schöne Vergangenheit zurückzurufen war.

Obschon die Jugend auf dem Mittelgebirge am Eisack im Allgemeinen ein gutes Gedeihen findet und sich nach den gewöhnlichen Kinderkrankheiten leicht zu alpenfester Gesundheit emporarbeitet, so mag es davon doch auch manche Ausnahmen geben; und eine solche war jedenfalls der berühmteste unter den Tschötschern. Sein Aussehen war zwar noch bis in die letzten Jahre sehr beruhigend, sein Gesicht ganz voll und roth, seine Gestalt kräftig und gedrungen, allein sein durchschnittliches Befinden entsprach diesem Aeußeren keineswegs. Wind und Wetter, Sonnenschein und Regen übten erheblichen Einfluß auf Wohlsein, gute Laune und Lebensfreude. Nicht ohne Grund hat er daher in seinem Tagebuche seit zwanzig Jahren an jedem Tag genau notirt, wie es eigentlich damit beschaffen gewesen. Seine Reizbarkeit gegen solche Eindrücke mahnt fast an die empfindsamen Berliner Seelen aus Rahels Zeit, die an sich selbst, an Gegenwart und Zukunft zu verzweifeln pflegten, wenn eine schattige Regenwolke am Himmel stand. Obwohl es aber bei Fallmerayer selten oder nie zu einem längeren bedenklichen Siechthum kam, so hatte er doch beständig mit kleineren Uebeln, mit Catarrh, Husten, Heiserkeit, mit Beschwerden der Verdauung und Schlaflosigkeit zu kämpfen. Ein kühler Münchner Zephyr, dem er sich unverwahrt entgegengestellt, brachte ihm leicht mehrere Tage häuslicher Haft zuwege, eine Tasse zu starken Thees am Abend verdarb den kommenden Morgen und ein kleines Glas Wein bei Tisch behelligte oft den Abend. Es traten Monate ein, wo er sich jeden Tropfen Wein

oder Bier versagte und wie einer jener Anachoreten lebte, deren kärgliche Tafelfreuden er im Orient so oft getheilt. In solchen Zeiten körperlicher Verstimmung fühlte er dann auch einen starken Widerwillen gegen geistige Beschäftigung und eine bange Leere, suchte sich durch Promenaden, durch Besuche zu zerstreuen, was nicht immer gelang, saß dann am späten Abend mißmuthig über die verlorne Zeit einsam auf seiner Stube und schlich betrübt auf's Lager.

Zu solchen Verstimmungen mögen aber auch die Nachwirkungen seines Wanderlebens manches beigetragen haben. Der reiche Wechsel der Erscheinungen zu Land und zu Meer, der colchische Buschwald, die Herrlichkeiten von Stambul, die kühlen Sommerlüfte auf den griechischen Inseln, der Umgang mit den vornehmen und feinen Diplomaten zu Pera, sowie mit deren Frauen, mit halbfranzösischen Weziren in Thessalien, mit den Würdenträgern der griechischen Kirche, den Primaten der neuerstandenen Hellenen und den reichen Handelsherren zu Alexandria, welche alle dem wohlempfohlenen und geistreichen Touristen auf's freundlichste entgegenkamen, der nicht minder belehrende Verkehr mit trapezuntischen Krämern, mit den ernsten Osmanlis am Bosporus, mit griechischen Schiffern und Mönchen, mit den wlachischen Hirten am Olympus, mit den Fellahs in Egypten — dieses pikante, reizende Chaos der Erlebnisse hatte ihn verwöhnt und seine Ansichten über das Unterhaltende des menschlichen Daseins vielleicht zu hoch gespannt. Wohl sehnte er sich immer, zumal wenn die Wanderung in die Länge zu gehen begann, nach der bayerischen Hauptstadt, nach unserm München, wo ihn Ruhe und Bequemlichkeit erwarteten, gar herzlich zurück, allein wenn die ersten Wochen vorübergegangen, trat doch wieder ein unbestimm-

tes Verlangen nach andern Zonen, nach andern Lebenskreisen, nach einem Dasein mit schärferer Würze ein. Den eisernen, nie ermüdenden Fleiß des deutschen Gelehrten hatte er auf seinen langen Fahrten verlernt. Die Geschichte des byzantinischen Reichs, mit der er sich mitunter trug, schien eine vielversprechende Aufgabe, aber wenn ihn nicht die Rücksicht auf seine unüberwindliche Wanderlust und auf seine hinfällige Gesundheit, welche beide mit zu häufigen Unterbrechungen drohten — auch wenn ihn diese nicht zurückgehalten hätten, so that es doch in reiferen Jahren die Scheu vor dem Ungeschmack und der Langweile, die er allmälig an den Byzantinern und ihren Zeitgenossen gefunden. Er las zwar in gesunden Tagen mit Fleiß und Eifer, aber naschend in allen Literaturen und in allen Zeiten (am liebsten in den Alten), ohne bestimmten Zweck und sichere Absicht. Die Hauptsache war, daß die Lecture elegant, belehrend, geistreich sei. Außerdem trat bald und unausbleiblich ein sehr gereiztes „Tädium" ein, welches kaum zu überwinden war und ihn oft bitter klagen ließ, daß es so wenige Bücher gebe, die man mit Behagen lesen könne.

Diese scheinbar heitere Eclectik ließ aber doch auch ihren Stachel zurück. Da er einmal, wenn er sich hervorthun wollte, auf schriftstellerische Thaten hingewiesen war, so mochte er bald herausfinden, daß in diesem Fache eine große Leistung gewöhnlich schwerer wiege, als hundert kleine. Obgleich er in letzterer Gattung, wie wir bald besprechen werden, ziemlich fruchtbar war, so grämte ihn doch wieder, daß er sich nichts Großes, nichts Unsterbliches vorsetzen konnte. Er verfiel in trübselige Zweifel über sein Talent, seine Kraft, seine Bedeutung. Auch war er allmälig in's reiffte Mannesalter vorgerückt, aber in seinen staatlichen

Würden und Ehren immer nur erst ein königlicher Lycealprofessor außer Diensten. Es mochte ihm wohl oft bedünken, daß er es unter günstigeren Umständen hätte weiter bringen können, und das bayerische „System", welches damals herrschte, gewann dadurch nicht in seiner Werthschätzung und Liebe, daß es ihm alle Hoffnungen eines erklärlichen Ehrgeizes abschnitt. Seine Wiederherstellung als Lehrer an der Hochschule konnte diese Beschwerde vielleicht beseitigen, allein damals trat nur zu bald seine Wahl nach Frankfurt ein und die Folgezeit führte abermals seine Quiescirung und wieder so viel Widerwärtiges und Angreifendes herbei, daß sich sein Zustand nicht mehr dauernd bessern sollte. So wirkten denn körperliche Gebrechen, hochgespannte Forderungen an das occidentalische Leben, Unzufriedenheit mit sich selbst, politische Verstimmung und unbefriedigter Ehrgeiz rüstig zusammen, um auf das Gemüth des reichbegabten Mannes zu drücken, und der Grundzug seines Wesens, das man nach dem frischen, witzigen und kaustischen Geiste seiner Schriften um seine urgesunde Laune und unzerstörbare Heiterkeit beneiden zu dürfen schien, war wenigstens in der zweiten Hälfte seines Lebens vielmehr ein trüber und melancholischer.

Kein Wunder, daß sich solche Gemüther nach Aufrichtung, Ermunterung und Anerkennung sehnen, und so war auch dem Fragmentisten viel zu thun um ein gut Gesicht bei den Menschen und um ihre wohlgewogene Meinung. Drum kam er auch allen, mit denen ihn sein Lebensgang zusammenführte, freundlich entgegen. Wer sich nur nach seinen herben, schneidenden Artikeln ein Bild von ihm gezeichnet, der wird sich wundern, wenn er hört, daß er im Umgang zu den mildesten und rücksichtsvollsten Persönlich-

keiten der Welt gehörte. Er nahm es dankbar auf, wenn man sein oft kränkelndes Selbstgefühl schmeichelnd zu stärken suchte, zeigte sich aber auch stets zu jedem Gegendienste bereit. So streitlustig mit der Feder, so friedfertig war er mit der Zunge. Hitzigen Wortkampf mochte er nicht und wußte ihm immer auszuweichen. Man weiß sich kaum zu erinnern, daß er jemand im Gespräche verletzt oder beleidigt hätte. So wurde es ihm leicht, mit einer großen Zahl von Menschen sich auf freundschaftlichen Fuß zu setzen; er liebte es, neue Bekanntschaften anzuknüpfen und ging ihnen gerne einen Schritt entgegen. In fröhlicher Gesellschaft vergaß er unschwer seinen innern Gram, ließ sich in die Heiterkeit hereinziehen, stellte, wenn hinlänglich angeregt, die seltsamsten Behauptungen, die drolligsten Paradoxa auf und perorirte in übermüthigster Laune dahin, daß oft ein homerisches Gelächter um ihn entstand. Diese Offenheit für geselligen Umgang oder vielmehr das Nachsichtige seiner Weise brachte es mit sich, daß er sich mit Männern aller Parteien zu vertragen wußte, daß er z. B. bei Ignaz Döllinger eben so unbefangen zusprach als bei Karl Vogt. Er besaß nur die Gabe anzuziehen, aber er konnte Niemanden abstoßen. Er fühlte sich behaglich in diesem „Atticismus“ und hielt solche allen gleiche Höflichkeit für eine der werthesten Errungenschaften, die er nebst den Damen auf dem Schloß bei Orleans dem Studium der Alten zu verdanken glaubte. Präcise und militärisch geordnet in Allem, war er's nicht minder in der Politesse. Wie er keinen Brief je unbeantwortet ließ, so sah man ihn auch, wenn ihn das verkommenste Literätchen mit einem Besuch behelligt hatte, schon des andern Tages keuchend die vier Treppen hinaufsteigen, um ihm in seinem Dach-

stübchen die Ehre zurückzugeben und ihn zu versichern, wie hoch er seine Bekanntschaft schätze.

Zu diesen kleinen Verrichtungen der Geselligkeit, die seine Tage mit manchen heitern Blümchen schmückten, trat in den letzten zwanzig Jahren noch ein andres Element, das ihm zwar viele genußreiche Aufregung und viele Freude, aber auch manche verdrießliche Anwandlungen einbrachte — nämlich die Journalistik.

Fallmerayer war beinahe fünfzig Jahre alt geworden und hatte noch keine Zeile in öffentliche Blätter geschrieben. Erst im Jahre 1839 erschien in der Allgemeinen Zeitung sein erster Artikel, der in Aleppo verfaßt war. Hierauf saß er im Winter zu Stambul, als ihn seine dortigen Freunde mahnten, er möchte doch auf den „Verstorbenen", der damals am Nil herumzog, ein scharfes Auge werfen. Die reizenden Schilderungen, welche der Prinz aus der Lausitz über das glückliche Idyllenleben der ägyptischen Fellah in die Welt gehen ließ, erbitterten das gebildete Konstantinopel, welches jene Zustände von ganz anderer Seite kennen wollte. Fallmerayer schrieb auch damals gegen den Fürsten in dieselben Blätter zwei satyrische Artikel, welche in Deutschland großes Aufsehen, am Bosporus aber Jubel erregten. Dieser Erfolg ließ ihn solche Arbeiten lieb gewinnen, und da sich der Beifall nicht verminderte, so setzte er die Beschäftigung bis an's Ende seines Lebens fort. Sie ging allmälig in's Große und es sind weit über hundert solche Stücke, die meisten in der Allgemeinen Zeitung, doch auch nicht wenige in verschiedenen anderen Journalen zu finden. Außer vielen andern Artikeln über den Orient schrieb er auch Anzeigen über neu erschienene Bücher. Obgleich seine Anerkennung selten ohne Ironie an's Licht

trat, so fanden es doch gar viele Autoren sehr schmeichelhaft, von ihm besprochen zu werden. In der literarischen Antichambre zu seinem Recensentenstübchen begegneten sich mitunter die hervorragendsten Namen.

Styl und Vortrag war immer originell, so daß man, wie die Leute sagten, jedes Mal schon an den ersten drei Zeilen den Verfasser erkannte. Dabei ist vielleicht die Meinung gestattet, daß von Johannes von Müller anfangend durch Hormayr, Josef von Hammer, Beda Weber und den Fragmentisten eine eigene Ader hindurchgehe, welche ihnen, so verschieden sie auch sonst in ihrem Character gewesen, als Schriftstellern doch eine gewisse, leicht erkennbare Aehnlichkeit verleihe. Man könnte sie nach ihrer Heimath die Stylistiker der Alpen nennen. Sie alle schrieben, wenn sie sich Mühe gaben — und dies war bei Fallmerayer stets der Fall — eine sehr musikalische Prosa, sind schöpferisch in neuen, glücklich in der Anwendung alterthümelnder Wortformen und lieben den Pomp und die Pracht der Sprache. Es ist als ob diese wie am Frohnleichnamstage in langem goldbrocatenem Talar und goldgestickter Inful, von Weihrauchwolken umspielt, über sanftgebogene Hügel im feierlichen Rhythmus, begleitet von Flötengebläse und Schalmeienklang, dahinziehe. Und wie einst Uhland in den Stimmen der Oesterreicher das Brausen des adriatischen Meeres zu hören meinte, so glaubt man oft zwischen den Fallmerayer'schen Zeilen das beschneite Hochgebirge ragen zu sehen.

Bei all diesen Alpenautoren kann man sich aber auch an den Spruch erinnern, welchen Paul Louis Courier einmal über Plutarch gethan, nämlich er sei ein Schriftsteller, der die Schlacht von Pharsalus unbedenklich nach Actium

versetzen würde, wenn dies seine Phrase nur um ein kleines sonorer machen sollte. Von dem Fragmentisten wollen wir nun keineswegs behaupten, daß er die Wahrheit gering geschätzt habe, denn in seinen ernsten Werken über das Kaiserthum zu Trapezunt und über den Peloponnes im Mittelalter war sie ihm sicherlich erstes Gesetz — aber dieses wollen wir doch einräumen, daß in seinen Journalartikeln die Politesse und der Atticismus zuweilen über der Gerechtigkeit zu stehen schien. Während er manchen unschädlichen Autor, manche harmlose „Reisendinn", die er sich ungebeten selbst zum Opfer auserseben, auf blutiger Hürde zum Richtplatz schleppte, drückte er mitunter seine Lorbeerkronen auf sehr unwürdige Häupter. Wenn er da zuweilen die seltsamsten Träumereien als wunderbare Entdeckungen des deutschen Scharfsinns anpries, so konnte man ganz vergessen, daß der Geschichtsforscher eigentlich ein geborner Kritiker sein sollte.

Manchmal schlug er freilich auch einen andern Weg ein — manchmal las sich der Leser, von der sanften Melodie der Sentenzen fortgezogen, ohne umzusehen, hinein in jene Lieblingsgedanken „von den bösen Instincten der öffentlichen Gewalt und daß sie von Natur uferlos und unersättlich nur durch Gewalt zu dämpfen sei, daß sie, so lange alles unter ihr käuflich und unterthänig seine Dienste biete, ihrer Natur Böses zu thun, menschlicher Weise unmöglich entsagen könne, daß sie nicht Muster und Vorbild, sondern im Gegentheil nur moralischer Abglanz und Spiegel der öffentlichen Sittlichkeit sei u. s. w.", und wenn er dann, der Leser nämlich, um Athem zu holen, wieder zurückblickte und den anfangs übersehenen Titel betrachtete, so fand er nicht ohne Ueberraschung, daß dies eigentlich die

Anzeige einer Schrift über eine neu eingerichtete Badeanstalt oder über den Gesundheitszustand auf Kriegsschiffen bilden sollte. So suchte der Fragmentist die Nöthigungen der Freundschaft, denen er sich nicht entziehen wollte, mit seinem Amte als Kritiker zu versöhnen. Er ließ seine Muse Moral predigend durch die Spalten wandeln und melodische Sinnsprüche in die Welt hinausrufen, setzte dann aber den Titel eines beliebigen Buches darüber, um dessen Recension ihn ein heimlicher Verehrer gebeten hatte.

„Sie wissen", schrieb er einst einem Bekannten, „daß ich am Liebsten und Leichtesten auf Bestellung und Commando arbeite." Und so fehlte es denn auch einerseits nie an Bestellungen und anderseits nahm der Fragmentist fast jede freundlich auf. Diese kleinen Aufgaben schmiegten sich am Besten in sein geistiges Wesen, welches, nachdem das erste Mannesalter in den mühsamsten und ernstesten Studien vergangen war, sich nach leichterer Beschäftigung, nach näheren Zielen sehnte. Es freute ihn, strebsame Menschen sich verbinden und dem Publikum ein edles Vergnügen bereiten zu können. Ihm selber gewährte es die größte Ergötzlichkeit, wenn ihm etwas Türkisches, ein Leitfaden zur Kenntniß der Sprache u. dergl. geboten wurde. Er unterließ es dann nicht, die altaischen Sentenzen in reichlicher Fülle mit deutschen Buchstaben drucken zu lassen und die Geheimnisse des türkischen Idioms in so eleganter Weise und so ansprechend darzulegen, daß sie sogar den Münchner Damen genießbar wurden. Uebrigens arbeitete er langsam, oft auch unterbrochen von melancholischen Zweifeln, ob noch die alte Kraft vorhanden, ob es überhaupt noch der Mühe werth, sich für literarische Erzeugnisse anzustrengen. Jeden Abend notirte er fleißig in sein Tagebuch außer dem, was

er gelesen, auch was und wie viel er geschrieben hatte. Manchmal ging's nicht über fünfzehn, zwanzig oder dreißig Zeilen, was dann meist einen abendlichen Trübsinn herbeiführte — hin und wieder, wenn die Ader flüssig war, kam aber auch eine Folioseite oder noch mehr zu Stande, und solches Zeichen der annoch regen Geistesfrische wurde dann mit großer Befriedigung begrüßt. In der Ueberarbeitung und Durchfeilung seiner Aufsätze zeigte der Fragmentist eine Ausdauer, wie vielleicht kein anderer so in unserem Menschenalter. Meist schrieb er sie nach oftmaliger Durchlesung selber ab, besserte dann wieder an der Abschrift und copirte diese endlich auf's Neue. Gedanken waren ihm zwar stets zur Hand oder flossen ungezwungen zu, aber der rechte Rythmus war nicht immer so leicht zu beschaffen und veranlaßte mitunter erheblichen Aufenthalt; Stunden lang saß er oft über einer spröden Stelle und hämmerte wie ein Waffenschmied, bis sie endlich in den rechten Fluß gerieth und Cadenz annahm. Ueber einen Absatz in der Darstellung der Schlacht von Culm berieth er sich einst drei Tage mit sich selbst ohne allen Erfolg und klagte beweglich: die Stelle will nicht musikalisch werden! — bis sich endlich am vierten die gesuchte Melodie zum Glücke einfand. So machte auch er wieder wahr, was Schiller einst gesagt: der Fleiß ist das Genie! Endlich, wenn alles in Ordnung war, traten die Tage holder Erwartung ein, die aber nicht zu lange währen durften, denn wenn der gewöhnliche Termin vorüber und der Artikel nicht erschienen war, regte sich oft der peinlichste Mißmuth. Dann aber, wenn jener und zwar primo loco in der Zeitung stand, erhoben sich die Lebensgeister wieder, die Lobeserhebungen wurden bescheiden aber mit innigster Freude entgegengenommen, für

spätere Erinnerung notirt und das Dasein hatte wieder seinen Reiz. Wie sich jene frommen ecstatischen Mädchen in seinem Land Tirol, wenn wir ihren Beichtvätern glauben dürfen, den Lebensfaden von Zeit zu Zeit nur durch eine Traubenbeere, durch eine Pflaume fristen, so fristete er sein geistiges Leben mit dem zarten Duft seiner Aufsätze und den erquickenden Weihrauchwölkchen, die von diesem Altare sich erhoben.

Am besten unter jenen Aufsätzen haben dem Publikum natürlich jene behagt, in denen sich ein Sarkasmus an den andern drängte. Der Fragmentist hatte diesen Schlüssel zu den Herzen der Leser bald gefunden, benützte ihn gerne und wiegte sich behaglich (*κύδεϊ γαίων* sagte er dann) in der Fülle seiner Epigramme. Man könnte übrigens fast fragen, ob er je einmal verletzend sein wollte. Er selbst gab sich wenigstens den Anschein, als glaube er nicht an solche Möglichkeit. Er schien alles nur für eine harmlose „Gymnastik des Geistes“, für einen „lusus ingenii“ zu halten, für ein Spiel von unschädlichem Belang. Die Betroffenen waren freilich oft ganz anderer Ansicht und es war nicht zu verwundern, daß es mitunter zu unfreundlichen Händeln kam.

Die schönsten jener Geistesübungen gehören aber sicherlich zu den Prachtstücken der deutschen Literatur. Jetzt, wo die meisten, bis sie wieder gesammelt werden, halbvergessen, jedenfalls außer dem gewöhnlichen Verkehr noch in den Journalen begraben liegen*), genüge es, die „Fragmente

*) Sie sind seitdem bekanntlich von unserm gemeinschaftlichen Freunde Professor Georg Martin Thomas unter dem Titel: Gesammelte Werke von Jakob Philipp Fallmerayer (Leipzig bei W. Engelmann 1861) herausgegeben worden.

aus dem Oriente" zu erwähnen. Dort finden sich Abschnitte, wo sich harmonischer Redefluß, glückliche Wahl des Ausdrucks und Reichthum ansprechender Gedanken zum schönsten Ganzen, zu wahren Musterbeispielen eines getragenen, edlen Styls vereinigen, während sich andere wieder durch heitere Ironie und treffende Satyre auszeichnen*). Dies ist wenigstens die allgemeine Meinung in Süddeutschland, wobei man allerdings zugeben kann, daß der Thüringerwald, die große Bücherscheide, über welche zwar jede literarische Waare ungehindert südwärts strömt, die aber den diesseitigen Producten und unserm schüchternen Ehrgeiz immer etwas hinderlich und winterkalt entgegensteht, daß diese auch bei seinem Ruf und Ruhm nicht ohne Einfluß blieb. Wenn man zu Leipzig jeweils in literarhistorischen Uebersichten die deutschen Humoristen mühsam zusammenhascht und sich bitter über Mangel an solchen beschwert, so ist es gleichwohl nicht üblich, des Fragmentisten auch nur mit einem Worte zu gedenken. Er war in keine Kameradschaft aufgenommen und wurde daher auch nie zünftig.

Eine nähere Erörterung verdient endlich auch die Stellung des Fragmentisten zu dem neuen Griechenland, vielmehr zur orientalischen Frage.

Man weiß, wie das Herz der Germanen vor fünf und

---

*) Ueber die Aufnahme in seiner Heimath schrieb der Fragmentist einmal spaßhafter Weise: Im Allgemeinen haben die „Fragmente" dem Verfasser in ganz Deutschland Anerkennung und Lob gebracht. Nur in Tirol war nicht Jedermann zufrieden. Von Waldschatten, Wiesengrün und Politik, sagen sie, wäre in den „Fragmenten" oft und viel, vom Glanz der katholischen Kirche aber, von den Tugenden der Clerisei nur selten und zu kurz die Rede.

vierzig Jahren den „Hellenen" entgegenschlug, als diese für ihre Freiheit aufgestanden. Es war die einzige Freiheit, für welche in der Blüthezeit der heiligen Allianz das occidentalische Festland ein Mitgefühl bekennen durfte. Auch ist kein Zweifel, daß selbst der Geschichtschreiber von Trapezunt die allgemeine Stimmung damals getheilt hat. Leider, möchte man fast sagen, wollte er aber in der Sache klarer sehen, als die „enthusiastischen Grammatiker," welche in trunkenem Hellenenjubel den Reigen führten. Er nahm daher die Geschichte von Morea im Mittelalter vor und fand, daß die Griechen der Befreiungskämpfe eigentlich keine Hellenen, sondern theils gräcisirte Slaven, theils Albanesen seien.

Was nun diese Entdeckung betrifft, so sind die Albanesen als Bestandtheil der Bevölkerung des Königreichs Griechenland bereitwilligst oder wenigstens ohne Widerspruch entgegengenommen worden, zumal da schon frühere Reisende von ihnen gesprochen hatten. Es ist eine Einwanderung von ziemlich jungem Datum, nämlich aus dem fünfzehnten Jahrhundert, welche sich auf dem Festland und im Peloponnes, den Acker zu bauen, oder wie auf Hydra und Spezia Seefahrt zu treiben, niedergelassen hat — ein robustes Völklein, das noch allenthalben seine Sprache bewahrt und daher unmöglich zu verkennen ist. Ihre Zahl ist nicht unbedeutend, doch wird die Ziffer schwer anzugeben sein. Bemerkt mag werden, daß die Seehelden des griechischen Freiheitskampfes, die Miaulis, Tombasis, Kriesis, Sachinis, lauter Albanesen sind. Nur die Psarioten, zu welchen Kanaris gehört, rechnen sich zu den reinen Hellenen. Fallmerayer schrieb später auch eine eigene Untersuchung über „das Albanesische Element in Griechenland", welche die

Abhandlungen der Münchener Academie in drei Abtheilungen (1857, 60, 61) veröffentlichten.

Ueber dieses Element also konnte man sich leicht verständigen, destomehr aber hat man über die Slaven gestritten. Zu den kärglichen Stellen der byzantinischen Historiker, welche von einer Slavisirung des Peloponneses sprechen, fand Fallmerayer auch noch, daß die Ortsnamen im heutigen Griechenland, vielleicht zum größeren Theile, ungriechisch seien. Er fand dort ein Krakowa und Warsowa, ein Kamenitzi und Weligosti und stellte den unwiderleglichen Satz auf, daß das Volk, welches hier im Land des Pelops jene Namen ausgestreut, dasselbe sein müsse, welches auf der nordischen Heide sein Krakau und Warschau, sein Kamenz und Wolgast erbaut. War damit allerdings ein slavisches Element bewiesen, so war aber doch noch der Zweifel erlaubt, ob es denn wirklich, wie der Forscher behauptete, Jahrhunderte gegeben habe, wo im Peloponnes nur slavisch gesprochen worden und das Griechische ganz verschollen gewesen, ob dieses wirklich erst nach der byzantinischen Zurückeroberung durch Kriegsleute und Mönche wieder eingeführt worden sei? Ist das behauptete Phänomen ein wahrscheinliches oder nicht eben so leicht anzunehmen, daß sich bei der slavischen Ueberflutung in den vielen befestigten Bergstädtchen und Burgflecken gleichwohl noch griechische Gemeinwesen in ziemlicher Zahl, wenn auch unter slavischer Botmäßigkeit erhalten und daß diese dann später im Verein mit den byzantinischen Eroberern die Gräcisirung der peloponnesischen Slaven übernommen und besorgt haben? Um diese Fragen etwa kann sich der Streit noch drehen, — in der Hauptsache ist die Aufstellung Fallmerayers durchgedrungen; es handelt sich nur noch

um das Procentmaß des slavischen Bluts in neugriechischen Adern — gerade dieses aber wird sich nie genau bestimmen lassen.

Beachtenswerth ist nun aber der Eindruck, den die eigene Entdeckung auf den Forscher machte. Er glaubte, nicht er habe sich in seinem früheren Schulenthusiasmus selber, sondern die Griechen hätten absichtlich ihn getäuscht, und er konnte ihnen dieses Gaukelspiel nie mehr verzeihen. Da die Freiheitskämpfer keine Hellenen seien, so sollten sie lieber gar nicht sein. Die Vernichtung des hellenischen Reichs schien ihm eine welthistorische Aufgabe, welche die Vorsehung vertrauensvoll in seine Hände gelegt. Schon in der Geschichte von Morea, wo sie gegen den Schluß geht, findet sich, und zwar in schönster Sprache, eine Würdigung der Griechen, die nicht leicht herber sein könnte, wogegen das Volk der Osmanli mit seinen einfach strengen Sitten hoch gepriesen wird, da es Lüge, Betrug und Diebstahl hasse, in Handel und Wandel ehrlich sei und Erbarmen wie Mitgefühl kenne. Ueber der Vorrede zu diesem Buche, die wie alle seine Vorreden classisch ist, liegt aber eine sanfte Wehmuth und edle Trauer über den Untergang der Hellenen, welche „Haufe an Haufe, von den Keulen der Scythen fortgetrieben, während der tiefsten Geisternacht (des frühen Mittelalters) in den Schlund der Vernichtung hinabstiegen.“ Auch spricht er den Wunsch aus, an dessen Aufrichtigkeit freilich auch ein Zweifel gestattet ist, daß man ihn in Betreff seiner Slaventhese eines vollständigen Irrthums überführen möchte. Mit einem so elegischen Feinde hätte wohl, wie man denken sollte, noch eine Verständigung möglich sein können.

Die Reisen in den Orient scheinen auf die Werth-

schätzung der türkischen Tugenden einen abkühlenden Rückschlag geübt zu haben. Obgleich den Griechen in den Fragmenten aus dem Orient nur eine zwar begabte, aber leichtfertige Nichtswürdigkeit zugestanden wird, so erhält doch auch der „stupide Fanatismus“ der Türken die verdiente Anerkennung. Und daß das mohammedanische Sultanat in Stambul als Steindamm gegen die Moskowiter aus politischen Gründen noch aufrecht erhalten werden müsse, wird fast beklagt, den Türken und den Griechen aber von jenseits des Borysthenes her eine nahe bevorstehende neue Weltordnung prophezeit — eine politische Einheit der morgenländischen Kirche und ihrer goldenen Dome zu Konstantinopel, zu Kiew und im Kremlin.

Nach der letzten Reise schien die Neigung zu den Türken in der Ferne wieder zu wachsen — den rechten und eigentlichen Schwung aber erhielt sie erst, als der letzte Krieg mit den Russen ausbrach und die Osmanen anfangs siegreich waren. Die Stimmung der deutschen Zeitungsleser hatte damals manche Aehnlichkeit mit ihren Sympathien für die Griechen, als sich diese 1821 ihrer Freiheit wegen erhoben hatten. Wie sich der Germane damals für den innern Druck, den er auszustehen hatte, an den Moraiten und Rumelioten erbaute als lauten Protagonisten in dem sonst so stillen Kampfe gegen die Metternich'sche Weltweisheit, so begeisterten ihn ein Menschenalter später die Osmanen als Vorfechter gegen den widerwärtigen Nicolaus, der die Fäden der Reaction bis zu den Ufern des Rheins hin in den Händen hielt und mit dessen Demüthigung wohl auch die Herren Bach, Manteuffel, Pfordten u. dergl. erliegen zu müssen schienen. Beide Male suchte man den Trost für die inneren Schäden in der Levante —

das eine Mal bei den Griechen, das andre Mal bei den Türken. Die Sachlage wurde aber durch die Stellung, welche die Neuhellenen einnahmen, sehr unangenehm und verdrießlich. Sie fielen nämlich in's heilige türkische Reich ein und suchten das christliche Thessalien zu gewinnen. Nach der Theorie von den Nationalitäten, welche seitdem zum Durchbruch gekommen, schiene ein solches Unternehmen wohl ganz löblich und jeder Aufmunterung würdig, allein damals war die politische Unbefangenheit noch nicht so vorgeschritten und die Indignation über jene revolutionäre Bewegung vielmehr allgemein. Ihr lieh der Fragmentist die beredtesten Worte, rasch fortgerissen von dem Beifall, den seine ersten schriftlichen Kraftsprüche damals ernteten. Unter allgemeinem Gelächter wurden die Griechen auf's Witzigste verspottet. Wie der Kirchenvater einst von den Heidenphilosophen gesagt, ihre Tugenden seien nur glänzende Laster, so behauptete dieser hellenisch gebildete Türkenfreund, die europäischen Einrichtungen, die Humanität der Gesetze, Geschwornengerichte, Preßfreiheit, die wiedererstehenden Städte, die wachsende Bildung in Neugriechenland seien eigentlich nur glänzende Auswüchse eines schon im Mutterleib verfaulten Staatskörpers und das ärmliche Schicksal der griechischen Particularisten nicht zu vergleichen mit dem Glücke, dem centralisirten Osmanenreiche anzugehören und durch die kräftigeren Garantien der Bastonade und der Pfählung in Besitz und Freiheit der Person geschützt zu sein. — Die Tapferkeit und Redlichkeit der Türken, welche jetzt erst recht und mehr als er selbst erwartete, an den Tag getreten, befähige sie zu den größten Dingen. Hegel und Strauß, die europäische Skepsis und die Doctrinen des Liberalismus seien einmal nicht für den Orient geeignet,

da dieser vielmehr an eine für alle gleiche, wenn auch mitunter brutale und sogar tyrannische Oberleitung gewohnt sei. Da man sich nun in dieser Richtung auf die Türken vollkommen verlassen könne, so seien sie eigentlich doch die providentiellen Gewalthaber und Herren des Orients.

Diesen Anschauungen blieb er auch getreu bis an seinen Tod. Die Griechen als Volk und Staat wurden ihm von Jahr zu Jahr ungelegener, da sie nicht untergehen wollten. Schlechte Nachrichten aus Griechenland machten ihm einen guten Tag und erheiterten oft die düstersten Stunden seines Alters. Im Gespräche freilich gab er manches zu, namentlich gebildeten Griechen gegenüber, welche er immer gerne bei sich sah. Es komme z. B. in der That nicht viel auf die hellenische Abstammung an und da die Griechen, wenn auch Slaven, sich mit Opfern aller Art die Freiheit erkämpft, so seien sie immerhin achtungswerth. Auch sei ihnen zu gönnen, wenn sie sich als Hellenen fühlten. (Es war übrigens anziehend und fast spaßhaft, daß er sich selbst in ähnlicher Lage befand, wie irgend ein starkgemischter Graecoslave. Die Gegend am Eisack ist nämlich früher, wie bereits angedeutet, eine romanische gewesen und ihre Germanisirung fällt ungefähr in denselben Zeitraum, in welchen nach des Fragmentisten Ansicht die Gräcisirung des den Slaven wieder abgewonnenen Morea's fällt. Daß Fallmerayer's Name aus dem Romanischen abzuleiten, haben wir oben schon gesagt und er selber zeigte, obwohl er sich durch und durch als Deutscher fühlte, im Antlitz doch verrätherische Züge lateinischer Abstammung.) Ferner gab er gerne zu, daß es etwas zu viel gefordert sei, wenn er in der Vorrede zur Geschichte Morea's den Neugriechen sofort schon die Auferstehung ihrer Sophoklesse und Platone ab=

verlangt, zumal da ja selbst in dem erleuchteten Germanien seit dem Jahre 1833, wo die Griechen ihre neue Literatur begannen, eben auch kein Ueberfluß an solchen Genien wahrzunehmen gewesen, obwohl wir uns auf fünfzig Millionen beziffern und die Griechen sich nur auf eine. Endlich imponirten ihm auch jene ungeheuern Summen, welche die Hellenen ohne Unterlaß für Stiftungen der Wohlthätigkeit und des Unterrichts widmen, und diese Leichtigkeit, sich für einen edlen Zweck von Hab und Gut zu trennen, schien ihm selber höchst ehrenwerth. Wie gesagt, im Gespräche ließ er sich gerne zu manchem Zugeständnisse herbei, aber wenn er dann die Feder in die Hand nahm, so kam er doch immer wieder auf Krakowa und Warsowa zurück und stimmte über die Griechen dieselben Todtengesänge und Leichenlieder an wie früher, auch in dieser Beziehung ganz den befehdeten Grammatikern und Magistern vergleichbar, welche, um die Ehre einer Etymologie zu retten, gerne ein Reich im Rauche aufgehen ließen.

Obgleich nun aber die Weissagungen des Fragmentisten über Griechen und Türken sich bisher eben so wenig erwahrt haben, als die mehrfach wiederholte Prophezeihung von bald bevorstehenden Entscheidungsschlachten zwischen dem byzantinischen Moskowien und der lateinischen Christenheit, so ist es doch sein von allen Seiten anerkanntes Verdienst, einige der wichtigsten Fragen orientalisch-griechischer Geschichtsforschung gelöst, „das byzantinische Wesen mit seinem verrotteten Absolutismus und seiner theologisch-orthodoxen Politik in furchtbare Nähe vor uns hingerückt," unsere Anschauungen über das jetzige Morgenland wesentlich gereinigt und corrigirt, die Typen der dortigen Racen eigentlich erst aufgestellt und, einige Uebertreibung

abgerechnet, wahr und glücklich gezeichnet zu haben — und zwar alles dies mit einer Anmuth und Kraft der Sprache, wie wir sie auf solchem Felde nur selten treffen. Und damit schließen wir denn die Besprechung einer geistigen Größe, welche in unserer Literatur eine der ersten Stellen immerdar einnehmen, deren gelungenen Schöpfungen die bewundernde Anerkennung der Leser nie entgehen wird.

V.

Die Fallmerayeriden.

Heutzutage sind noch drei Brüder des Fragmentisten auf der Welt, deren ältester, Johannes, jetzt von des Lebens Mühen zu Brixen ausruht, nachdem er die Eisenhandlung, die er früher löblich geführt, seinem Sohn übergeben. Er hat sich auf Reiseschriften und Erdbeschreibungen nicht so tief eingelassen, wie sein gelehrter Bruder, denn als er nach dessen Hinscheiden unsere Hauptstadt München besuchte, und wir ihm manches aus dem Leben des Verblichenen erzählten, der ihm früher oft jahrelang aus der Fühlung gekommen, so auch, daß er einmal in Lindau, dem bayerischen Gibraltar am Bodensee, als Lieutenant in Garnison gewesen, fragte er neugierig: wo denn dieses Lindau eigentlich liege, ließ sich aber schnell zurechtsetzen, als wir ihm die Nachbarstadt, das vorarlbergische Bregenz, benannten, dessen Dasein ihm nicht unbekannt geblieben. Wir Brixener, sagte er lächelnd, kennen uns halt besser im Kalender aus als in der Geographie. Die beiden andern Träger des Namens halten sich als Landleute in der Nähe von Brixen auf. Ihre literarische Erziehung war so schlicht und einfach, daß sie nicht einmal schreiben lernten und ihre Urkunden das ganze Leben lang mit einem Kreuz unterzeichnen müssen.

Eben damals, als der verehrte Bruder gestorben war,

kam der eine der beiden, der sich Matthias nennt, zum erstenmal über den Brenner, indem er mit Herrn Johannes, dem Eisenhändler, nach München reiste, um das Nöthige zu ordnen. „Das hat mich bei der traurigen Gelegenheit,“ sagte er, „noch am besten gefreut, daß ich jetzt auch Innsbruck, unsere Landeshauptstadt, gesehen habe, denn sonst wäre ich meiner Lebtag nicht dahin gekommen.“ Unser merkwürdiges München mit seinen Obelisken und Reiterstatuen, Gallerien und Kunstschätzen, Gelehrten und Dichtern, schien er nur so nebenher gelten zu lassen, konnte ihm jedenfalls seine tiefe, culturhistorische Mission für die Veredlung der bajuvarischen Stämme nicht recht absehen.

Obgleich der geistreiche Colchisfahrer in dem Kreise seiner Freunde vielleicht noch wärmere und jedenfalls bedeutendere Verehrer zählte als ich einer bin, so ist mir doch nicht bekannt geworden, daß von diesen seinen Anhängern der leicht zu findenden Geburtsstätte des Genius auch nur ein einziger nachgegangen wäre. Und so nahm ich mir's damals selber vor, des Morgens um sieben Uhr, als ich eben vor dem Elephanten stand und die Sonne klar und feurig über den östlichen Bergen aufgehen sah. Vorher aber gedachte ich noch seinen Bruder und seinen Neffen aufzusuchen, welche ich auch beide in der Stadt, wo die Lauben sind, zu Hause traf. Herr Johann Fallmerayer junior, der Neffe, ist also ein Handelsmann, und „macht in Eisen“ so gut es eben in dem stillen Brixen geht, doch immer mit gedeihlichem Auskommen, hat eine feine Boznerin zur Frau, und spricht gerne und mit verzeihlichem Stolze von dem theuern Oheim. Den Freunden, die ihn zu besuchen kommen, zeigt er willfährig den türkischen Orden mit den Brillanten und dem großen Diplom, wel-

chen ihm der Selige als ein ewiges Angedenken für alle Nachkommenschaft vermacht hat. Als nämlich der hochgebildete Sultan Abd-ül-Medschid-Chan, glorreicher Erinnerung, von glaubwürdigen Männern vernommen hatte: einerseits mit welchem Eifer sich dieser seltene Giaur in die türkischen Classiker vertieft, andrerseits was für ein namhafter und hervorragender Schriftsteller er in seiner Mutterzunge sei, welch geschmackvolle und nachahmungswerthe Wendungen er in die bayerische Schriftsprache einzuführen versucht, welch schöne Beispiele und Muster er mit seiner zierlichen Feder den Kadis, den Ulemas und den scharfsinnigen Effendis seiner Heimath vorgezeichnet, und als er, der Padischah, zu bemerken vermeinte, daß man dieses Verdienst in dessen Vaterland noch nicht so vollkommen wie unter den gebildeten Völkern des Orients zu schätzen im Stande sei, so gedachte er, als ein inniger Verehrer der edlen Kunst, mit angenehmem Klang und sinnreich und den eleganten Geistern gefällig zu schreiben, einen aufmunternden Strahl seiner Gnade auch in das ferne Baviera Wilajeti (wie man's ihm nannte), in dieses ihm fast unbekannte, weit hinten im Occident gelegene Chanat leuchten zu lassen, und gab daher dem gelehrten Ungläubigen jenen Orden, Nischan Iftichar (Zeichen des Ruhms) genannt, mit den Edelsteinen und einer Handveste dazu, auf Pergament mit arabischen Buchstaben geschrieben, welche in Brixen vielleicht nur Herr Professor Mitterrutzner lesen kann, ertheilte ihm darin viele schöne aneifernde Lobsprüche und nannte ihn sogar einen „Gebietiger des Scharfsinns." Dies geschah im Jahre 1848. Zum sonnigen Gipfel des bayerischen, des vaterländischen Schriftstellerordens emporzuklimmen, war dem Fragmentisten leider nicht vergönnt;

doch tröstete er sich mit der Freude jenes alten Spartaners und wünschte sich Glück, daß es daheim noch so viele Autoren gebe, die dessen würdiger seien als er.

Um nun wieder auf den Neffen zu Brixen zurückzukommen, so theilt derselbe vielleicht nicht alle Ansichten des Oheims über die Gräcoslaven, über die Tugenden des türkischen Nationalcharakters und Regierungssystems, über die Zukunft des Morgenlands und des Abendlands, allein er ehrt ihn doch billig als den größten seines Geschlechts und den berühmtesten Gelehrten tirolischer Nation. Ja, als damals der Oheim plötzlich zu München verschieden und die Botschaft nach Brixen gekommen war, begab sich der Neffe eilenden Schrittes zum hochwürdigen Herrn Stadtpfarrer und Dechant, und bat ihn dringend, einen weidlichen Seelengottesdienst zu halten, nicht anders als wie für einen tirolischen Ritter, mit dreizehn Geistlichen und einem Wappen an der Bahre. Aber er war ja nur ein Professor, sagte der ehrwürdige Priester, wie sollte er denn ein Ritter sein? Was? entgegnete der Neffe, hat er nicht den türkischen Orden getragen, war er nicht ein Ritter des Nischan Iftichar? Hiegegen aber meinte der Herr Dechant: die Ritterorden seien eigentlich in den Kreuzzügen entstanden, im Kampf gegen die ungläubigen Saracenen, Türken und Seldschuken, sohin ein rein christliches Gewächs; darum könne man doch klärlich auf einen türkischen Ritter keine dreizehn katholische Geistliche mit Wachskerzen spendiren und ihm einen Gottesdienst halten wie einem Malteser.*) Indessen der Neffe wich nur Schritt für

*) Daß die päpstlichen Zuaven in der Hauptstadt der Christenheit jetzt türkische Uniform tragen — ein tiefer Zug echter Toleranz — konnte damals in Brixen noch nicht bekannt sein.

Schritt zurück, und am Ende kam ein Vergleich zu Stande über ein gemischtes Ceremoniell beim Seelenamt, welches einerseits den verdienstvollen tirolischen Adel darüber beruhigen konnte, daß man diesen Parvenu auch im Grabe noch nicht für ebenbürtig halte, andrerseits auch alle Empfindlichkeiten der Tschötscher Bauern beseitigte, welche es, wie man allgemein befürchtete, leicht hätten übel nehmen können, wenn man ihren großen Landsmann nicht wenigstens als „Ritter vom Geist" anerkannt und gefeiert hätte.

VI.

Tschötsch.

Also auf nach Tschötsch, an die Wiege des Genius! rief ich damals im Eisenladen unter den Lauben zu Brixen und alsogleich stellte sich Vater Johann als Geleitsmann mir zu Diensten und nahm seinen Stab, und wir zogen dahin, zuerst durch die stillen Gassen der Stadt und dann durch eine lange Wiese und endlich kamen wir an die Stelle, wo der Pfad schräg aufwärts geht gegen Pinzagen. Als wir den milden Steig überwunden hatten, fanden wir uns auf einer geräumigen, mit Feldern und Obstbäumen geschmückten Hochebene, in jener Gegend, die von einer alten verfallenen Burg der Pfeffersberg genannt wird und in welcher verschiedene kleine, armselige Dörflein ein einsames Leben führen. Ueber diese Höhe wallten wir dahin, blickten in's tiefe Thal hinab, wo der gelbe Eisack geht, und in der grünen Au oder an der schattigen Halde manch' altrhätisches Oertlein, wie Klerant und Melaun, wie Sarns und Albeins, manche uralte Kirche, mancher ragende Ansitz und auch das vornehme Schloß Pallaus steht mit seinen mächtigen Zinnen und Thürmen, welches Freiherr Karl v. Unterrichter aus tiefem Verfall erhoben und ganz adelig wieder hergerichtet hat. Manchmal auch ruhten wir unter den Castanienbäumen aus, welche man hier zu Land Kästenbäume nennt, wie auch am Rhein und in der Steiermark

und überhaupt allenthalben in Deutschland, wo die Frucht wächst, während da, wo sie nur gegessen wird, der Name Castanien ein unverdientes Uebergewicht erhalten hat*). Gerne möchte ich daher jenes Wort wieder als anerkannten Doppelgänger in die deutsche Hochsprache einführen, theils weil es mit Unrecht verdrängt wurde, theils auch um einen gewissen Unbekannten zu ärgern. — Ich habe nämlich einen Kritiker zu Leipzig, welcher zwar sonst leidlich mit mir zufrieden ist, aber alle meine Bavarismen und Tirolismen, dieses Edelwild in meinem sprachlichen Jagdgehege, gleichsam in einen Pferch zusammen treibt, niederschießt und mir dann zum abschreckenden Beispiel ganz blutig vor das Angesicht hält. So versucht er auch mein Ansitz auszutilgen, das schöne Wort, das in Tirol seit Jahrhunderten schriftmäßig ist und etwas bedeutet, wofür wir kaum ein anderes haben, nämlich ein Mittelding zwischen Ritterburg und Landhaus, ein nicht ganz altes, aber auch nicht gar junges ansehnliches Gebäude, mit hohen Thoren, eisenvergitterten Fenstern, vorspringenden Erkerthürmen und ragendem Dach, welches selten einsam, meist in den Dörfern, Flecken, in der nächsten Umgebung einer Stadt sich findet, einen eigenen stolzen Namen und über dem Thore ein steinernes Wappen führt und weiland von einem adeligen Geschlecht erbaut worden ist, was allerdings nicht hindern konnte, daß es jetzt sehr oft einem Bauern gehört. In

---

*) Welch' gute deutsche Schriftsteller sich noch bis in die neueste Zeit jenes Wortes bedient haben, wolle man nur in der Gebrüder Grimm deutschem Wörterbuch nachsehen. Auch Schmeller kennt es, wie sich von selbst versteht, und citirt dabei des Paters Abraham a Sancta Clara, des aufbündigen Kanzelredners, tröstliches Gleichniß: So beständig wie ein Schneeballen in der Köstenpfanne.

Bayern war das Wort, wie aus Schmeller (III. S. 299) zu ersehen, in früherer Zeit nicht minder üblich, neben ihm aber auch das gleichbedeutende „Gesäß“. Da ich jetzt einmal gereizt bin, so hätte ich gute Lust, selbst dieses letztere, welches zwar nicht so wohlklingend, aber durch die Weihe des Alterthums geheiligt ist, auch wieder in die deutsche Schriftsprache einzuführen. Es ist ganz sicher, daß sich mancher darüber freuen, aber auch mancher daran Aergerniß nehmen würde, denn in dieser Sache gehen jetzt zwei Strömungen durch unsere Literatur, deren Beobachtung dem harmlosen Zuschauer viele angenehme Unterhaltung gewähren kann. Erscheint nämlich irgend ein Glossar, ein Idiotikon, ein Wörterbuch aus dem Holledauischen, dem Hunsrückischen, dem Vorpommer'schen, dem Hinterdurischen, so jubilirt der eine Chor der Recensenten mit Ausgelassenheit und schreibt in die öffentlichen Blätter: Ha, welch' ein Fund! — jetzt wird's erst angehen! — jetzt kann die alternde deutsche Sprache hinuntersteigen zu diesem Jungbrunnen und aus dem ewig quellenden Schatz der Volksmundart wieder neue Jugend und frische Kraft schöpfen! — Wenn aber einer daran glaubt und in den ewig quellenden Schatz hinunterlangt und ein ganz anständiges, schon in weiten Landen bekanntes Wort heraufholt, so fällt dann der andere Schlachthaufen mit schwerer Lästerung über ihn her, spricht von „mangelhafter Schulbildung, Unkenntniß des deutschen Sprachgebrauchs, lächerlichen Neologismen“ und schlägt einen Lärm auf, gleich als müßte der Frevler aus der Kirche der Schriftsteller gestoßen werden und jahrelang im Büßerhemd vor der Thüre stehen. Ohne die deutsche Eintracht stören zu wollen, dürfte man doch behaupten, daß die Süddeutschen in diesem Stücke viel ver-

träglicher sind, als ihre nördlichen Herren Brüder. Auch diese tragen sich zwar nur mit der löblichen Absicht, unsere edle Muttersprache zu „bereichern“, allein wir andern wollen eben nicht blos bereichert werden, wir wollen auch mitbereichern. Jedenfalls wäre es an der Zeit, daß ein angesehener Sachverständiger einmal seine Meinung über das Binnenfremdwort ausspräche und zu bestimmen suchte, welche Reiche, Länder und Fürstenthümer ein Anrecht haben, die deutsche Sprache zu bereichern, welchen andern diese Prärogative abzusprechen sei und endlich auch, wie viele Recensenten es gebe, denen man zutrauen dürfe, daß sie in diesem Fach etwas weniges verstehen — —

Wir aber saßen unter den Kästenbäumen auf dem Pfeffersberg und rasteten und plauderten von Wunn' und Weid', von Wies und Wald, von dem längst verstorbenen Vater und von der Mutter und von dem guten Jokele und wie es hier auf diesen Feldern vor siebenzig Jahren die Schafe gehütet. Und als wir wieder aufgestanden und eine leichte Stunde gegangen waren, kamen wir zum Heidnerhof, einem großen Anwesen mit grauen Mauern und wenigen Fenstern, mit vorspringendem Dach und sprudelndem Brunnen, mitten in einer Wiese gelegen, wo die schönsten Bäume stehen. Von der Gasse weg ging's durch den dämmerigen Thorweg und dann über die ausgetretene steinerne Treppe in den großen Vorplatz mit seinen klappernden Fliesen, wo die Frau Heidnerin uns mit Freundlichkeit empfing und in die Stube geleitete, in die große getäfelte Stube, welche zwar etwas abgestanden und vom Zahn der Zeit benagt, aber doch nicht unwürdig erschien, obwohl sie an bessere Tage mahnte. Sie war so ungefähr, was man jenseits des Brenners „reinlich“ heißt, was

man aber in den feineren Gegenden der Schweizer Alpen vielleicht gerade umgekehrt benennen würde. Eine Halbe Wein war schnell auf den Tisch gestellt und der Ehegemahl kam auch herbei, so daß wir unser viere eine heitere Unterhaltung zu pflegen begannen. Der Frau Heidnerin ist nicht unbekannt geblieben, daß „der Professor“ in Bayern draußen ein bedeutender Mann geworden und eine niedliche Erbschaft hinterlassen, aber wie es eigentlich zugegangen, scheint sie doch nie recht erfahren oder begriffen zu haben. Ich suchte ihr zu erklären: so weit könne man es in höher gebildeten Ländern schon mit Umeinanderreisen und Bücherschreiben bringen, aber sie wollte es nicht recht glauben. Reisenmachen und Landfahren könnten die Passeirer Viehhändler, die oft bis in's Wälschland gingen, ebenfalls, und das Bücherschreiben komme ihr auch nicht viel schwerer vor, als das Zeitungsschreiben, was jetzt jeder probire, der recht lügen könne. Aber als ich seiner feinen Kenntniß der türkischen Sprache gedachte und wie es das Baumgartner Jokele so weit gebracht, daß es bis nach Jerusalem gewandert sei, Bethlehem und das heilige Grab gesehen, beim Sultan und türkischen Kaiser zu Mittag gegessen und noch dazu einen Ritterorden bekommen habe, da schien ihr doch etwas anzufliegen, fast wie eine Ahnung von der Größe und der Macht der deutschen Wissenschaft. Und als wir uns allmählich verständigt hatten, konnte ich nicht umhin, ihr den Rath zu geben, auch die Buben, die sie habe, in's Bayerland hinauszuschicken und berühmt werden zu lassen. Gelehrte hätten wir noch lange nicht genug und doch Weizen für alle. Sie meinte aber: ihre Jungen hätten sich jetzt schon dermaßen auf's Viehhüten einstudiert, daß ihnen die Gelehrsamkeit einmal zu hart

hinein gehen möchte, womit ich mich dann auch wieder beruhigte.

Als wir dieß und anderes besprochen, nahmen wir wieder Abschied von der Frau Heidnerin und ihrem Gatten, welche einen angenehmen Eindruck hinterließen, und gingen noch eine Viertelstunde, vielleicht auch weniger, meistentheils unter dem Schatten der Kästenbäume, theils über Wiesenpfade, theils über rauhgepflasterte Ziehwege, immer im Angesicht der hohen Berge jenseits des Eisacks und kamen dann in die Ortschaft Baierdorf, welche aber nicht viel mehr zu sehen gab, als ein kleines Haus, das jetzt dem Heidner gehört und von Alters her „zum Baumgartner" heißt. Es ist ebenfalls verkommen und verlottert, der Anwurf abgefallen, der allgemeine Eindruck düster und trübselig. Vorne zeigt es in den dicken Mauern drei tiefe Fensterhöhlen und über diesen einen wetterbraunen zerbrochenen Laubengang, über welchen das Alpendach seinen schadhaften Vorsprung herausstreckt. Hinten, am Misthaufen vorbei, hielten wir unsern stillen Einzug in den dunkeln, mit ausgetretenen Schieferplatten belegten Hausgang. Rechts ging bald eine niedere Thüre auf und durch diese traten wir in eine enge, dämmerige Stube, welche nur durch ein schmales vergilbtes Fenster in die grüne leuchtende Landschaft blicken ließ. Sonst war sie mit altem, schmutzigem Getäfel ausgeschlagen und es schien da schon seit Menschengedenken kein Kehrbesen gewaltet zu haben, um das Spinngewebe und den Staub hinwegzuschaffen. An der Wand pickte ein altes Schwarzwälder Uehrchen, dessen Zifferblatt aber kaum mehr lesbar war. Etliche papierne Heiligenbilder wollten auch nicht merklich beitragen, das Gemach zu verschönern, da sie von den Stubenfliegen über Gebühr

mißhandelt waren. Ein schlechter Tisch, ein paar gebrochene Stühle, ein schmutziger Rahmen mit alten, schadhaften Tellern und Schüsseln bildeten den übrigen Hausrath. Auch ein Ofen war zu sehen, ein gemauerter, ehemals weiß getünchter, fast wie ein umgestülpter Backtrog, über welchem ein hölzernes Gestell und etliche Bretter als ein Ruhebett für den Müden, der von des Tages Arbeit ausrasten will, wenn es noch zu früh ist zu Bett zu gehen.

Hier sind wir alle geboren, sprach Herr Johann Fallmerayer, und dort im Winkel stand unsere Wiege! Dort drinnen in der Nebenkammer (sie ist fast noch gräulicher als die Wohnstube) haben Vater und Mutter geschlafen und durch die Wand ist ein Loch und durch das Loch ein Bindfaden gegangen, der an der Wiege angemacht war und wenn eines in der Wiege bei der Nacht geschrieen hat, so hat's die Mutter mit dem Bindfaden gewiegt!

Also hier bist du geboren, Philipp Jakob Fallmerayer! und diese schmutzigen Wände haben deinen ersten Schrei vernommen, und diesen schmutzigen Boden hast du zuerst bekrochen, und aus diesen schmutzigen Schüsseln hast du den ersten Plenten*) gegessen!

Wie nützlich und wie angenehm bewährt sich's doch als Wohlgeborner, als Hochwohlgeborner, als ein Kind der Reichen und Edlen auf die Welt zu kommen! Die Wiege steht in einem Salon; die Feen, die zur Taufe geladen, beschenken den Neugebornen mit ihren lieblichsten Gaben;

*) Plenten, vom italienischen Polenta, ein Mehlbrei, ist die gewöhnliche Kost des tirolischen Landmannes. Man unterscheidet weißen Plenten, der aus Mais, schwarzen, der aus Buchweizen bereitet wird.

durch die beste und feinste Nahrung wird die Grundlage zu künftiger Gesundheit gelegt, so daß den erwachsenen Mann keine Unverdaulichkeit und kein Katzenjammer mehr anfechten kann. Eine waadtländische Bonne lehrt ihn schon Französisch, ehe er sich noch mit der Muttersprache besudelt; das combinirte Ingenium öffentlicher und häuslicher Lehrer ebnet ihm die Pfade zur Wissenschaft. Was Schick und Tact ist, übernimmt er spielend von dem hochgebildeten Vater, von der feinen Mutter, einer „deutschen Frau", und so braucht er sich nicht von fremden Leuten, wie die Schwaben sagen, die „Unfürm" abgewöhnen zu lassen. Die Thorheiten der Jugend, für den ländlichen Jungen oft ein Verderben für immer, ein Anlaß zu ewigem Span mit der grollenden Obrigkeit, die ihn zuletzt, ohne es zu wollen, zum Schelmen macht — sie gelten da nur als erstes Aufleuchten des Genius und ein mächtiger Einfluß weiß alle üblen Folgen fern zu halten. Von Kindesbeinen auf correct in seiner Gesinnung, immer der Meinung, welche jeweils die zuträglichste ist, sieht er in den Jahren, wo es herkömmlich, die Pforten der Ehren, der Würden von selbst sich öffnen: eine reiche Heirath, die Behaglichkeit des Familienlebens, aller Bedarf ist ihm hingelegt, ehe er nur die Hand darnach ausstreckt. Kein Abend vergeht, ohne daß er mit großen Männern Whist spielt, keine Woche, ohne daß er mit den ersten der Nation seinen Fasanenbraten einnimmt, und die hochgefeierte Gemahlin stellt in ihrem Cercle lebende Tableaux. Wohl möglich, daß jene gute Klio, die doch stets belogen wird, sich nicht lange bückt, um seine Thaten aufzulesen, vielleicht ist's auch besser, wenn sie nicht gar zu gründlich forscht, aber am Ende des Lebens kann er doch mit Horatius sagen: vixi, und selten fehlt

der treue Hausfreund, der in's gelesenste Localblatt einen wehmüthigen Nekrolog niederlegt und das überraschte Vaterland belehrt, welche Größe es schon wiederum verloren und wie viele Orden er getragen habe.

Ja, diese Glücklichen schiffen wie auf schönbemaltem Kahn und unter Schalmeienspiel den ruhigen Bach im Rosengarten des Lebens hinunter — die andern aber kommen mir vor, wie wenn sie, selbst ohne Alpenstock und Juchtenstiefel, im steilen Rinnsal eines tosenden Bergstroms, über wilde Wassergüsse von einem Fels zum andern springend, immer in Lebensgefahr, bis zur fernen Spitze hinaufsteigen müßten. Ein solcher Steiger war auch der Fragmentist.

An seiner Wiege stand nur der Schmutz und das liebe Elend. Die rauhe Plentenkost gab seiner Verdauung schon früh die einseitige Richtung, daß er zwar bei jeglichem Freudenmahl im Morgen- oder Abendlande seinen Mann stellen konnte, aber doch dem herzerfreuenden Weine fast immer entsagen mußte. Dürftige Lehre und kümmerlicher Unterricht hielten seinen jungen Geist gefangen, und er sollte sich erst selbst erlösen. Für die feine und geschlachte Sitte, deren Werth uns Goethe im Wilhelm Meister so hoch zu rühmen weiß, schien er damals auch in Salzburg oder Landshut die rechten Vorbilder nicht zu finden, so daß er als ein armer, für deutsche Freiheit kämpfender Lieutenant vom Rhein bis gegen Orleans reiten mußte, um dort als hoffnungsvoller Barbar von den französischen Marquisen polirt zu werden. Dort lernte er Französisch, und nach der Heimkehr in der Garnison zu Lindau zwischen Casernendienst und Wachtparaden — in der That ein seltsames Muster von einem Lieutenant — studirte er auch

Neugriechisch, Türkisch und das Persische. Als er dann wieder nach Landshut gekommen und da als Professor und Gelehrter ein berühmter Mann zu werden anfing und nach Lösung der trapezuntischen Räthsel der Spitze nahe schien und eine Kanzel an der einschlafenden Universität zu München, wo er auch neben Andreas Buchner hätte glänzen können, erwartete, da nahm ihn die hohe Polizei in Anspruch, that ihn ab und ließ ihm nichts mehr übrig, als immer wieder die alte Welt zu durchwandern, unstäten Fußes, bald da bald dort — trotz aller kleinen und großen Triumphe doch allerwege ein gebrochenes und, wie er selbst oft einbekannte, kein glückliches Dasein.

Welche Arbeit hatte er aber zu bestehen, bis er den Tschötscher Rüpel so ganz aus sich herausgetrieben hatte, bis er in allen Stücken sein eigener Gegensatz geworden! Nicht selten bleiben solche Geister etwas cynisch — sie schwärmen mehr für die Wissenschaft als für Mandelseife und Kölnisch Wasser, allein der „Gebietiger des Scharfsinns“ war anders beschaffen, und es ist gerade anziehend, wie gern er seine Errungenschaften in diesem Fach zur Schau zu stellen suchte. Wenn einer seiner überlebenden Freunde einmal eine kurze Sommerfrische zu Tschötsch begehen und dabei seine Gesammelten Werke, wie sie Georg Martin Thomas herausgegeben, zur Lectüre mitbringen und diese in jener Kinderstube lesen wollte, so könnte er allerlei Vergleichungen anstellen zwischen dem kleinen Jokele in den neunziger Jahren und dem großen, durch die Geschichten des Kaiserthums Trapezunt und der Insel Morea gehobenen, durch die Fehde mit Semilasso verklärten Orientalisten und Professor Philipp Jakob Fallmerayer, der in Konstantinopel, Cairo und Jerusalem so gut oder besser

bekannt und zu Hause war, als zu Pinzagen, zu Schalders und Albeins, dessen Freunde und Freundinnen nicht mehr die Hirtenjungen und die Mähderinnen vom Pfeffersberg, sondern die reichsten Handelsherrn in der Levante, die schönsten Diplomatinnen zu Pera, dessen Gönner nicht mehr der Meßner und Curiat seines Heimathdörfleins, sondern die Vorsteher der weisesten Akademien in Europa, die höchsten Würdenträger der morgenländischen Kirche, die Wessire in Rumeli und Natolien, und zuletzt der Padischah, der Nachkomme des Propheten, waren! Wie freut er sich nicht gerade zu Jerusalem über das freundliche Gemach in Herrn Meschullams Haus, über den reinlich und glatt gestampften Estrichboden mit den fein geflochtenen Binsenmatten und der eleganten Lagerstätte, über die zierliche golddverblümte Tisch- und Handwäsche, über das diamanthelle Wasser in kunstreich geschnittenen böhmischen Glas-Carassen mit Krügen, Becken und Bowlen von Majolica!*) Ist es nicht eine glänzende Antithese zu diesem heimathlichen Unflath in Baierdorf, wenn er dort in der heiligen Stadt so fröhlich bekennt, wie Aromaseifen, Rosenöl und Aloeholz ihm Wohlbehagen und Seligkeit gesteigert haben?**) Und was den Plenten betrifft, wie weit lag dieser nicht hinter ihm, als er, der gelehrteste Gast beim Diplomaten-Bankett zu Haider Pascha, am fünften Weinmond im achtzehnhundert und siebenundvierzigsten Jahr nach der Geburt unseres Heilands, als feiner Kenner und Würdiger auch das türkisch-christliche Tisch-Menü seiner Beurtheilung unterzog, der reichen Tafelfolge ihre wohlverdiente Ehre angedeihen ließ und gleich darauf durch die Allgemeine Zeitung die erste Kunde von den

*) S. Gesammelte Werke I. S. 110.

**) Ebenda S. 112.

orientalischen Leckerbissen im erstaunten Abendland verbreitete! Damals war es als Tekir-Balighi (Rothfedern, einer der besten Fische des Mittelmeers), Enginar (Artischoken) und Dolmusch-Hind-Taughu (mit Reis gefüllter Indian), Soganli-Köfte (Klöße aus gehacktem Fleisch in Zwiebeln aufgetragen), Dolmusch-Kawak (mit Fleisch und Reis gefüllter Kürbiß), Tawuk-Göüssü (Sulze aus Hennenbrüsten, fein geschnitten mit Milch und Reismehl zubereitet) und Kaimak-Baklawasi (Blätterteig mit gesottenem Rahm gefüllt)*) zum erstenmal in dem feinen Stambul-Türkisch, das er so sehr geliebt, vor unserm Angesicht erschienen und, wie billig, ein ungewöhnliches Aufsehen erregten. Der bürgerliche Nischan-Ritter gab bei dieser Gelegenheit gerne zu, „daß, was Gaumenlust betreffe, die Plebejer häufig ebenso naschhaft-tapfer und gierig seien wie die Aristokraten" — eine Glosse, die nicht ganz und gar aus dem Aermel geschüttelt scheint. Nicht minder verwegen als in diesen Dingen ist aber der Sprung, welchen der Dorfschüler von Tschötsch in seinem geistigen Dichten und Trachten gewagt.

Es ist schon erzählt worden, daß er Anno Neune, als die tirolischen Nativisten und Knownothings ihre oft bereuten Siege am Berg Isel erfochten, die Domschule zu Brixen heimlich verließ und mitten durch die feindlichen Heerschaaren nach Salzburg rannte, um dort Plato und Aristoteles zu finden. Mehr Licht, mehr Licht! war damals sein Gedanke und sein Ruf, wie Goethe's letzter auf dem Sterbestuhl. Er dachte nicht so groß von Andreas Hofer, Speckbacher und dem Capuciner Haspinger, oder überhaupt von dem ganzen analphabeten Landsturm, um

*) S. Gesammelte Werke I. S. 327.

alles zusammen nicht für einen guten Hellenisten hinzugeben oder für einen anregenden elektrischen Umgang, aus dem er geistige Nahrung schlürfen und die innere Flamme schüren konnte. Es war zwar ein verwerflicher Irrthum, in dem rusticalen Catholicismus am Eisack mit seinen vielen und fast souveränen Heiligen polytheistische Anklänge zu finden; aber nur aus diesem Wahn erklärt sich jener wunderliche Zug zum Monotheismus des Islam, vor dessen Altären er hin und wieder ein Sträußchen niederlegt, das über seine Rechtgläubigkeit bedenklich machen könnte, wenn man wüßte, ob und wie ernst es gemeint sei. (Jedenfalls muß man zugeben, daß er den frommen Christen, die sich am heiligen Grab bei jeder Gelegenheit prügeln, jene türkischen Kawassen vorzog, die mit dem Karwatsch darunter hauen.) Die strohdürren Catechesen und die langweiligen Litaneien in der Brixner Schule scheinen ihn aber am meisten vergrämt und sein lebenlang verbittert zu haben und wenn er über die byzantinischen Hoftheologen seine Sarcasmen ergoß, so dachte er wohl immer auch an die andächtigen, aber unwissenden Pedanten, die wie ein Alp über seinen Jugendjahren gelastet, deren mönchische Lehrart und enghieratischer Horizont ihn so wenig erquickt. Nur eins hat er freudig festgehalten, was damals mit ihm aufgewachsen — den Sinn für die Herrlichkeit der Welt!

Wenn der Pilger da im Baumgartnerhäuschen, in der düstern Stube zu Baierdorf, die trüben Fenster öffnet und einen Blick hinaus thut in die helle, sonnige, im Lichte wogende Berglandschaft mit ihren Kästenhainen und Rebengeländen, mit den sprudelnden Wasseradern, welche durch die blumigen Wiesen eilen, oder wenn er bis an den Rand der Steilseite hinaustritt und in die duftige Thalschlucht

hinuntersieht, welche der Eisack „mäanderhaft“ durchfluthet, und die schattigen Wälder, die hellgrünen Auen, die grauen Dörfer an den Halden und in der Niederung, ihre spitzen Kirchthürme, die bezinnten Schlösser, die alte Stadt Brixen mit ihren Domen und zu allem diesem das ragende, himmelanstrebende und doch so stille ruhige Berggelände in's Auge aufnimmt, dann denkt er wohl: hier war ein guter Ort und ein schöner Tummelplatz für den phantastischen Hirtenknaben, welcher dereinst an den „gelben Tinten der pontischen Ranunkel, an dem lilafarbigen Blüthenstrauß des immergrünen Rhododendron“ seine Freude haben und die heimlichen Reize des colchischen Buschwaldes und die stille Pracht des grünen Hagion Oros so unübertrefflich schildern sollte!

Wenn wir nach diesen Betrachtungen über des Fragmentisten Erdenwallen auch noch versuchen, die weiteren Eigenthümlichkeiten des Baumgartner Hauses, das heißt sein oberes Stockwerk zu beschreiben, so leitet uns dabei viel weniger die Hoffnung, dem Leser ästhetische Genüsse bieten zu können, als der verzeihliche Drang nach Vollständigkeit und einer gewissen Abrundung des Gemäldes. Nachdem wir also die ehemalige Kinderstube verlassen, kreuzten wir den finstern rauhgepflasterten Hausgang und kamen an einen nächtlichen Schacht. Dieser schien in die Höhe zu führen, denn von oben flimmerte ein zweifelhaftes Helldunkel herein. In der That ergab sich auch bald, daß wir eine steinerne, stark ausgenutzte und zerbröckelte Treppe unter den Füßen hatten. Vorsichtig tastend legten wir eine Staffel nach der andern zurück, so daß es uns unversehrt darüber hinaufzuklimmen und den obern Gang zu erreichen gelang. Dieser war zwar heller als der untere,

aber von einem morschen Dach, gar reich an Löchern, bedeckt und mit zerrissenen Wänden eingefaßt, dabei verwahrlost und schmutzig soweit das Auge reichte. Rechterhand stand eine Kammer offen, deren Boden halb mit alten Brettern belegt war, während die andere Hälfte noch den unverdeckten ursprünglichen Schutt des ersten Baues aufwies. Hier habe, bemerkte mein Geleitsmann, ein Taglöhner und „Ingehäuse“ (Miethsmann) sein Nachtquartier. In der Mitte stand auch eine hölzerne Liegerstatt mit Strohsack, Decke und Kissen. Ich wage keine Vermuthung, ob diese in den letzten Menschenaltern einmal gewaschen worden sind, aber der Geruch, der uns entgegenkam, schien jedenfalls noch aus dem vergangenen Jahrhundert herüber zu duften. Aromaseifen, Rosenöl und Aloeholz gehörten augenscheinlich nicht zu den täglichen Bedürfnissen dieses Zimmerherrn, mit welcher Bemerkung man natürlich nicht die Möglichkeit bestreiten will, daß derselbe sich in all seinem Unflath behaglicher gefunden, als der Gebietiger des Scharfsinns in all seinen Wohlgerüchen. Ich ging naserümpfend hinaus, um eine andere Kammer zu betrachten, die aber, als weniger gemüthlich, zur Zeit gar nicht bewohnt, sondern nur mit Wurzeln und Kräutern beschüttet war. Geschmackvolle Pariser Tapeten zu sehen, würde hier wohl niemand erwartet haben — aber es fehlte auch jeder Anwurf, so daß man an den Wänden nur die ursprünglichen Bruchsteine gewahrte, rauh und eckig wie das wilde „Felsgeschröff.“ Herr Johann Fallmerayer lächelte, als er mir etwas Grausen ansah und sagte mild: Es ist halt nicht anders bei uns.

Die Bewohner dieser Hütte wechseln schnell. Das Geschlecht der Fallmerayer ist schon lange davongezogen und

nach ihnen kamen noch manche andere Insassen, die sich ebenfalls wieder verflüchtigten. Jetzt wie früher überläßt der Heidner das Gehäuse an arme Leute, die des Monats allerdings keine vierhundert Piaster zahlen wie der Fragmentist bei Herrn Meschullam im heiligen Jerusalem. In diesen Tagen haust unter andern ein Branntweinbrenner darin, der aus Enzian und andern Wurzeln für die Bauern verschiedene Geister bereitet. Dieser schien schon einmal von dem Professor vernommen zu haben und sich etwas darauf einzubilden, daß solch ein Mann unter demselben Dache geboren sei, unter dem er jetzt sein bürgerlich Gewerbe ausübe. Er bot mir zuvorkommend seine Wässer an, aber ich hatte gegründete Bedenken, ob's der Mühe werth sei, davon zu nippen. Nein, sagte ich endlich, lieber Landsmann, laßt mich! Der feinste Geist ist euch schon lange durchgebrannt und ihr dürft allen Enzian am Eisack und an der Etsch dransetzen und brennt doch keinen Fragmentistengeist mehr heraus.

Von dem Baumgartner Hof gingen wir wieder unter leichtem Schatten über Wiesen oder holperichte Bergwege, mehr ab- als aufwärts, und kamen, als wir etwa eine Viertelstunde gewandert, nach dem eigentlichen Tschötsch, wo die Kirche St. Johann des Täufers und der Widum stehen, der Brennpunkt der Ortschaft, die, laut der besten statistischen Quellen, einhundert Seelen und zweiundzwanzig Häuser zählt, von welch' letzteren aber hier kaum mehr als eine Trias zu ersehen ist, da die übrigen sich im Dickicht der Obstbäume, in den Senkungen der Wiesgründe und in den heimlichen Thalschluchten verbergen. Und was die Seelen betrifft, so können wir darüber noch gar nichts sagen, da sich vorderhand keine einzige zum Verkehr dar-

bot, vielmehr in dem unsichtbaren Dorf die tiefste Stille herrschte.

Hier aber stand einst das Stammschloß der edlen Herren von Tschötsch, aus dessen Trümmern vor vierhundert Jahren das Kirchlein soll erbaut worden sein. Es ist dieß ein sehr anspruchsloses aber ernstes Gotteshäuschen, von tüchtigen Quadern aufgeführt, denen die Zeit eine schöne hellbraune Tinte verliehen hat, fast wie den Säulen des Parthenon. Ein Thürmlein steht auch daneben, mit einem einzigen Lichtloch unter dem Dach. Dieses Thürmlein ist mit einem niedrigen Zelt von dunklen Schieferplatten gedeckt. An die kleine Kirche ist noch eine kleinere angebaut, nieder, rundbogig, mit dicken Mauern, wahrscheinlich die Urcathedrale der Tschötscher, vielleicht noch aus Diocletians und Maximians Zeiten, als die armen Christen vor den Verfolgungen der Heiden auf den Pfeffersberg flüchteten. Das Ganze, Kirche und Thurm, ohne alle äußeren Zierden und Schnörkel, so einfach und prunklos, sieht viel alterthümlicher aus, als es vielleicht ist. Man könnte behaupten, St. Ingenuin, der erste Bischof von Seben, hätte es auch nicht viel anders bauen können. Nicht vergessen wollen wir auch den heiligen Christoph, welcher in Riesengröße auf der zu Thal schauenden Wand der Kirche aufgemalt ist — eine Erinnerung an die alten Pestilenzen, gegen welche er ein guter Helfer war, oder, wie andere glauben, ein Abzeichen der ehemaligen Pilgerspitäler und ein Sinnbild jener Gastlichkeit, welche die Tiroler Curaten noch heutzutag üben, da nach der bekannten Legende der heilige Christoph das Jesuskindlein selbst über den reißenden Strom getragen hat und daher als Beförderer und Patron der Reisenden betrachtet wurde.

Um die Kirche herum zieht sich der Friedhof, mit niederer Mauer umgeben, zwar klein nur, doch voll eiserner Kreuze. An den Wänden sind einige weiße Grabsteine zum Gedächtniß der hochwürdigen Curaten, die einst hier gewirkt. Wenn man den engen Raum durchschritten, thut sich ein zierliches Gärtchen auf und über diesem erhebt sich der „Widum", die Wohnung des Curaten, ein reinliches zweistöckiges Gebäude aus den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, vortrefflich gestellt, um alle die Schönheiten der Gegend, die Reize des Eisackthals und die hohen Gebirge jenseits und diesseits desselben betrachten und bewundern zu können.

Wir traten vertrauensvoll in das Priesterhaus, wurden an der Thüre freundlich begrüßt und in das Schulzimmer gewiesen, wo der Herr Curat eben Unterricht ertheile. Dort fanden wir ihn auch wirklich mitten unter den Tschötscher Kindern, welche zwar nicht sehr zahlreich, aber alle blondhaarig und rothbackig waren, was mich aufmerksam machte, da ich unterderhand der tirolischen Ethnologie nachgehe, alte Ortsnamen aufgelöst und herausgebracht haben will, daß in Tirol, zumal jenseits des Brenners, noch in späten Jahrhunderten neben den deutschen Eroberern und Einwanderern eine starke romanische Bauerschaft gewohnt, welche nicht weggestorben sein dürfte, ohne sich mit jenen wesentlich vermischt zu haben. Nach meinem „System" hätte ich mir die Tschötscher Kinder etwas bräunlich und mehr südlich gedacht. Ein ächter Gelehrter von Gottes Gnaden hätte sich nun leicht geärgert, daß ihn sein System da oben im Stich lasse; allein ich als bescheidener Liebhaber übe eine solche Gewalt über mich selbst, daß ich mich an diesen blonden rothbackigen Germanen herzlich er-

freute — in dieser Beziehung glücklicher als der Fragmentist, der sich unschwer ärgern konnte, wenn man den Neugriechen das slavische Blut, das er ihnen ebenfalls aus den Ortsnamen nachgewiesen, nicht gleich an der Physiognomie ansehen wollte.

Der Herr Curat zeigte ein aufrichtiges Vergnügen, wieder einmal einen Besuch begrüßen zu können. Und da es doch gleich zehn Uhr war, so ließ er seine jungen Germanen beiderlei Geschlechts mit einer guten Ermahnung in's Freie springen und wir blieben einen Augenblick allein im Schulzimmer, welches für ein Bergdörflein ein ganz gut gehaltener geistiger Turnplatz und mit der großen schwarzen Schreibtafel, sowie anderen Hülfsmitteln nicht schlecht versehen war.

„Also hier," sagte ich, „hat er das ABC und die Anfangsgründe der Sprachwissenschaft erlernt, um es dann im Griechischen und Türkischen so weit zu bringen!" „Ah, Sie reden von Professor Fallmerayer," fiel der Herr Curat ein; „ja, der ist hier in die Schule gegangen und man weiß dieses Andenken noch wohl zu schätzen." — „Und glauben Sie nicht, daß ihm einer von diesen blondhaarigen Jungen nacharten werde?" — „Zur Zeit ist noch nicht viel Aussicht," erwiderte lächelnd der Herr Curat. Als ich fragte, warum er sich so zweifelnd äußere, erklärte er mir, nach seiner Meinung sei die Diät, in der man die Kinder halte, nicht ganz zweckmäßig. Wegen des geringen Viehstands sei an Milch immer Mangel und da suche man sich denn mit Wein zu helfen. Es sei wohl möglich, daß die Kinder zu früh, vielleicht auch zu viel davon bekämen. Das mache sie nicht sehr geeignet für türkische Sprachforschung und byzantinische Geschichte. Zu den gewöhnlichen

Kenntnissen brächten sie gleichwohl gute Anlagen mit, wenn sich auch zur Zeit kein Genius unter ihnen spüren lasse.

Nach diesem Vorspiel führte uns der freundliche Hausherr aus dem Schulzimmer in seine schöne Stube. Wenn wir nun im Bayerland, z. B. in München gewesen wären, so hätte er wahrscheinlich die Unterhaltung bald abgebrochen und einen neutralen Ort vorgeschlagen, um uns des Abends über die angeregten Fragen bei einer Halbe Hofbräuhausbier gemüthlich zu verbreiten; nach der gastlichen Sitte der Tiroler aber rief er sofort hinaus: Heda! eine Flasche guten Weins aufstellen und frische Trauben und das schönste Obst das sich findet! — Mir ward's nicht eben leid bei diesen Worten, denn an einem warmen Morgen über den Pfeffersberg zu gehen und alle Sehnsucht nach einem kühlen Trunk hintanzuhalten — der Heidnerschoppen war ein zu flüchtiger Genuß gewesen — dieß ist nur jenen harten Naturen vergönnt, die gegen sich selbst ohne alles Mitleid sind. Und als nun der reinlich gedeckte Tisch mit einer großen Flasche dunkelrothen Weins und den schönsten Früchten geziert war, thaten wir Bescheid und begannen dann unsere Ideen auszutauschen. Wenn die Tiroler einen unbekannten Fremden in ihr Haus aufnehmen, so geht es ihnen gerade wie uns andern Leuten auch — sie möchten nämlich gerne wissen, wer er denn eigentlich sei und woher er komme und da der Herr Curat nicht umhin konnte, einige absichtliche und höchst verfängliche Fühler über Herkunft und Reisezweck durch unser Gespräch hingleiten zu lassen, so dachte ich mir, ehe ich völlig umgarnt bin und ganz entlarvt vor seinem Antlitz stehe, leg' ich lieber gleich ein offenes Geständniß ab und gab also Namen, Stand und Wohnort getreulich an, wie es jetzt für unsere Ur-

kunden vorgeschrieben ist. Der Gastfreund nahm mich nun, ohne nach Paßkarte, Reiseausweis, Heimathschein oder zwei Auskunftspersonen zu fragen, sogleich als bekannt an, was einem bayerischen Notar nicht leicht verziehen werden würde. Uebrigens schien ihm meine Eröffnung keine Beschwer zu verursachen, denn er gab mir alsbald freundlich die Hand darauf, doch hielt er's noch einer weiteren Aufklärung für bedürftig, was mich denn von der Landstraße ab und auf den Pfeffersberg geführt. Daß unser einer gern in Tirol herumschlendere, sei erfahrungsgemäß, aber nach Tschötsch heraufzusteigen, das setze doch immer ein besonderes Motiv voraus. Hierauf entgegnete ich bedeutungsvoll und feierlich: Auch dieses ist gegeben, indem ich heute Vormittags Fallmerayer-Hadschi bin, lediglich ausgegangen, um Mekka-Tschötsch, die Geburtsstätte, zu sehen, im sechsundfünfzigsten Jahre der Hedschra, nämlich nach der unvergeßlichen Flucht des Propheten von Brixen nach Salzburg. Der Curat lachte und fügte bei: vor langer Zeit — er führt nämlich den Hirtenstab zu Tschötsch schon zwanzig Jahre — vor langer Zeit sei jener einmal selbst heraufgekommen und habe Rast gehalten, wo wir jetzt säßen und da seien sie auch ein bischen in's Disputiren gerathen. Er könne sich nämlich nicht entschließen, von den Türken so groß zu denken, wie der Prophet, und darüber hätten sie gestritten, aber dieser habe sich nicht bekehren lassen. Ich sagte dazu: Propheten seien überhaupt nicht da, um sich bekehren zu lassen, wenn aber er, der Herr Curat, damals schon das Capitel über Aleppo in den nachgelassenen Werken gekannt hätte, so würde er darin manchen guten Behelf in jenem geistigen Ringkampf gefunden haben. „Die verfaulte Grundlage der islamitischen

Throne," und „die den Boden selbst verpestende Herrschaft moslimischer Gewalthaber" müßten in einer solchen Disputation einen schlagenden Effect gemacht haben. Daran schloß ich übrigens die Frage: ob denn in diesen zwanzig Jahren sonst niemand heroben gewesen sei, nämlich in meiner Angelegenheit, worauf er entgegnete: nicht eine einzige Seele, sofern er sich recht erinnere. Nur die aus der Stadt kämen öfter lustwandeln daher („es gehört," sagt Staffler, „zu den auserlesenen Vergnügungen der Brixner, an schönen Herbsttagen in zahlreichen Gesellschaften nach Tschötsch zu wallen und bei dem edlen Wein und bei gebratenen Castanien oder frischen Nüssen sich gütlich zu thun"); außer den Brixnern aber seien in der langen Zeit nur zwei erhebliche Männer und besondere Menschen erschienen, von denen gleichwohl sehr zweifelhaft, ob sie in meiner Intention als Hadschi nach Mekka-Tschötsch gepilgert, nämlich Herr Professor Deutinger, nun verstorben, von München, und mit ihm ein Herr Boré; ob der Jesuit, welcher, wie wir einmal in der Zeitung lasen, jetzt als Director eines catholischen Collegiums in Bebek bei Konstantinopel lebt, oder dessen Bruder, der in Paris ein Forscher sein soll, müssen wir dem Leser zu errathen überlassen, da wir's beide miteinander nicht herausbrachten.

Jene Mittheilung erfüllte mich aber mit einigem Stolz und hob mein Bewußtsein. Ich kam mir vor wie einer jener kühnen Seefahrer, die zum erstenmal ihren Fuß auf eine neuentdeckte Südsee-Insel setzten und davon Unsterblichkeit erwarteten. Uebrigens, daß die Münchener nicht herankommen, um hier zu glänzen, das mag entschuldigt werden; es ist doch eine ziemliche Strecke von den Frauenthürmen bis zum Tschötscher Kirchlein und manche fahren

wohl gerade da vorbei, wo sie stehen bleiben sollten, aber daß von den Innsbrucker Touristen, Lyrikern und Literaten aller Art noch keiner den Weg hierherauf gefunden, verdient fast eine Rüge. Freilich können sie sagen: wenn wir einmal Heroencultus treiben wollen, liegt uns den Umständen gemäß der Mann von Rinn viel bequemer, als der Mann von Tschötsch!

Während wir so im besten Discurs waren, kam aber plötzlich die Dienerin unter die Thüre und sagte drängend: „Mit der kranken Trees (Theresia) gehts alm schlechter, Herr Curat; sie schicken grad her nach Ihnen und Sie sollen gschwind kommen!"

Der Herr Curat stand auf, griff nach Hut und Stock und sagte: unter diesen Umständen würden wir wohl entschuldigen, wenn er die Unterhaltung abbreche. Wir sollten aber nur bleiben und nicht nachlassen in unserer Erquickung, vielleicht könnten wir doch seine Rückkehr abwarten. Als er hinausging, sprach er auch die Dienerin an und sagte: sie solle noch eine Flasche Wein auftragen und die Herren nicht so schnell davonlassen — vielleicht bleibe er auch nicht gar so lange aus. Wir sahen ihn sehr ungern scheiden den braven, jovialen Mann, den ich einst in München bei meiner schon belobten frugalen Tafelheiterkeit gern wiedersehen möchte, konnten's aber der kranken Trees nicht übelnehmen, daß sie sich nach seinem geistlichen Trost gesehnt, noch weniger ihm, daß er so pflichtgetreu ihn zu spenden geeilt. Und als wir so allein geblieben, Herr Johann Fallmerayer und ich, sprachen wir wieder vom Jokele und wie sie hieher in die Schule gegangen und von dem alten, längst verstorbenen Curaten, der sie in den neunziger Jahren Lesen und Schreiben gelehrt, und von den

Lustbarkeiten ihrer Jugend und von deren Armuth und wie sie oft hungrig nach Hause gekommen und kein Brod gefunden und von andern solchen Dingen mehr. Und dabei soll denn auch die Bemerkung nicht vergessen werden, daß unser Johann Fallmerayer senior ein freundlicher, wohlwollender und gern lächelnder alter Herr ist, mit weißen weichen Haaren und mit einem kleinen Schnurrbärtchen, etwas höher und schlanker zwar, als der selige Bruder, doch sonst ihm sehr ähnlich in den Zügen.

Aber so lange wir damals auch schwatzten, der Herr Curat kam nicht wieder, sei es, daß der Gang doch weiter war, als er ihn geschätzt hatte, oder daß ihn die kranke Trees nicht mehr von sich ließ — was es auch war, er kam nicht wieder und nachdem wir ein Stündlein gewartet, gaben wir die Hoffnung auf und griffen ebenfalls nach dem Wanderstab und nahmen einen dankbaren Abschied von dem Haus, in dem es uns so gut gegangen und schlugen den Pfad nach dem Thal ein, wo uns alsbald die Weingärten aufnahmen, welche, mannichfach von Mauern unterstützt, die steile, heiße Halde bekleiden. Sie tragen einen guten Wein, der unter den Brixnern viel Ansehen und Credit hat, ja, in Flaschen abgezogen, dem Tokaier ähnlich werden soll. Ein Blick noch auf das freundliche weiße Curatenhäuschen, wie es sich aus dem weichen Buschwerk erhob, und auf das braune träumerische Kirchlein, wie es aus dem reichen Rebenlaub emporwuchs, und auf die hohen Berghäupter dahinter und dann kletterten wir den rauhen Steinweg an der Felsenwand, die uns Haus und Kirche und Hochgebirge bald verbarg, hinunter und kamen nach einer starken Viertelstunde in die Mahr.

Unter „Mahr“ versteht man in Deutschtirol eine

Erdabsitzung oder einen Bergbruch, was die Graubündner Rufinatscha nennen — einen mächtigen Schuß von Erdreich, Felsen und Geröll, der nach Wolkenbrüchen unter Leitung eines angeschwollenen Baches verwüstend zu Thal geht, später aber, wenn Jahrzehnte oder Jahrhunderte darüber gegangen, ein grünes, fächerartiges Polster bildet, auf welchem Büsche und Bäume, Getreide und Reben fröhlich gedeihen. Eine solche Mahr ist auch in alten Zeiten hier am Bärenbach herabgekommen, aber jetzt längst begrünt und von Castanienbäumen lieblich beschattet. Daneben steht ein ehemaliger Ansitz oder altes „Gesäß", Reineck an der Mahr, jetzt eines Landmanns Eigenthum, und die ehrwürdige Capelle zum heiligen Jakob, in welche wir eintraten und darin ein interessantes Wandgemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert fanden. Es stellt eine Legende vor, nach welcher die gebratenen Hühner, die schon auf der Tafel stehen, vor den erstaunten Tischgenossen wieder fliegend werden. Ort und Namen der Mitwirkenden habe ich leider vergessen. (Nach Tinkhausers Beschreibung der Diöcese Brixen soll's die alte Jakobslegende sein.) Anziehendes altes Kunstwerk, wie sie der Pilger, der in Tirol über Berg und Thal zieht, so oft und so unerwartet aufspürt!

Unten an der Mahr, wo die Straße vorbeigeht, steht ein großes weißes Haus, staubig von Fuß zu Kopf, mit etwas zerbrochenen Jalousieläden, nicht ohne eingeschlagene Fensterscheiben, doch auch mit einem Vorbau gegen die Straße, dessen Dach auf einem schmucken romanischen Säulenpärchen ruht. Hier hat schon manche gemüthliche Halbe ihren Schlund gefunden, denn hier halten die großen Güterwagen, die jetzt noch über den Brenner gehen; hier pflegt

auch mancher Fußgänger ein Stehseidel zu sich zu nehmen und kann leicht sein, daß ihm dabei Peter Maier, der Wirth an der Mahr, in's Gedächtniß kommt.

Peter Maier, der Wirth an der Mahr, war auch einer der Helden von Anno Neune. Leider hat sich noch niemand aufgethan, um uns sein Bild etwas näher zu rücken, und während Andreas Hofer in Beda Weber, der Kronenwirth Straub von Hall in Dr. Joseph Rapp, Speckbacher in Bartholdy und Georg Mayr ihren Homer oder Evangelisten gefunden, ruht der Wirth an der Mahr fast noch unbesungen im stillen Grabe. Freilich war er auch im Anfang nicht unter den Vorkämpfern, commandirte nur als bescheidener Hauptmann seine Pfeffersberger und Albeinser, sowie andere Nachbarn, und trat erst im Siegerglanz hervor an dem Tag, als der Herzog von Danzig und die seinigen in jener wilden Eisackschlucht der Todesnoth verfielen. Vor zwanzig Jahren lebten aber noch manche ehrbare Männer, die ihn gekannt, und wer damals in der Landschaft herumschlenderte, der konnte noch allerlei Kundschaft über ihn vernehmen. Vielleicht hatte auch schon der verklärende Mythus seinen goldenen Duft um den unvergeßlichen Schatten gewoben. Die älteren Leute aber erzählten: Peter Maier sei ein bildschöner Mann gewesen (die Schönheit hat die Sage vielleicht von Peter Kemnater, dem zweiundzwanzigjährigen Wirth zu Schabs, seinem Freund und Kriegskameraden, entlehnt, wie wenigstens die Beschreibung in Hormayrs „Andreas Hofer“ II. S. 403 anzudeuten scheint), ein Mann von sanften, lieblichen Sitten und doch unerschütterlichen Muths, wohlhabend und glücklich mit einem frischen Weib und einem Haufen blonder Kinder. Selbst in politischen Dingen wollten sie ihn höher

stellen, als die andern Feldhauptleute, und er soll sich das Tirol der Zukunft und die tirolischen Freiheiten ganz anders gedacht haben, als sie nachher Franz I. zusammendrechselte. Vielleicht nennt ihn darum auch Staffler „einen der auserlesensten des Vaterlands." Manche behaupten gar: er habe das befreite Tirol zu einer zweiten Schweiz gestalten wollen und wenn er sich den Kanton St. Gallen oder Zürich zum Vorbild genommen, so wäre das kein übler Geschmack gewesen; wenn er aber die „patriarchalischen" gemeint, so war es wohl „ein Ding", daß es beim alten geblieben. Auch er aber ließ sich in jenes Haspinger'sche Nachspiel hinein reißen, in welchem die Tiroler noch immer Tirol befreien wollten und die Franzosen als ihre Erzfeinde todtschlugen, während diese schon lange den holden Frieden von Schönbrunn geschlossen hatten, mit den lieblichen Wienerinnen einträchtiglich zusammen tanzten und heiße Versöhnungsküsse wechselten. Als sie ihn mit den Waffen in der Hand gefangen hatten, wurde er zum Tode verurtheilt. Da verwendete sich aber alles für den biedern Helden, und unter den Frauen nicht allein seine Gattin, welche gesegneten Leibes herbeigeeilt, sondern auch die Gemahlin des französischen Befehlshabers Baraguay d'Hilliers, den die tirolischen Geschichtschreiber alle den „Edeln" nennen und welchen Immermann sträflich verzeichnet hat. Der General cassirte auch das Urtheil wegen eines angeblichen Formfehlers und ließ dem Gefangenen zuflüstern: seine Freisprechung sei in sicherer Aussicht, wenn er in Abrede stellen wolle, daß ihm das Edict des Vicekönigs von Italien vom 12. November 1809 bekannt gewesen. Dieses nämlich drohte allen die Todesstrafe, welche von da an noch in den Waffen ergriffen werden würden. Peter Maier

aber sagte: „Des Lebens halber lüg' ich nicht" — und blieb dabei. So mußte er erschossen werden und ward es auch zu Bozen am 20. Februar 1810, an demselben Tag, der auch der letzte des Sandwirths zu Mantua war. Ein eigener Charakter, dieser Peter Maier — wenn auch nur ein Wirth an der Straße, doch fast den Größten der Geschichte vergleichbar und wohl werth, daß der Wanderer, der gern vergangener Tage gedenkt, unter der Veranda mit den romanischen Säulchen einen stillen Trauerbecher zu seinem Gedächtniß leert.

VII.

Ethnographische Betrachtungen.

Rhätier und Romanen.

(Im Spätherbst 1866.)

Es ist nun bald ein Jahr vergangen, seitdem die ersten Abschnitte der „Herbsttage“ an's Licht getreten sind. Damals waren wir bis Brixen gekommen und hatten zuletzt des Fragmentisten Wiege auf der Höhe von Tschötsch besucht. Von dort gedachten wir fortzufahren und die Wanderschaft weiter zu beschreiben, wie sie über Klausen nach Bozen, nach Trient, nach Meran und das Vinstgau hinauf bis Martinsbruck erging, um sich dann in's Engadin und in die Schweiz zu verlieren. Wir hätten sie — im letzten Frühjahr nämlich — allerdings nicht ungern fortgesetzt, diese Skizzen, deren Gründlichkeit niemanden zu belästigen, deren leicht verhüllte Melancholie doch keine Seele traurig zu stimmen schien. Seitdem ist aber vieles vorgefallen, was der stillen Arbeit in der Schriftstellerklause nicht eben günstig war, vielmehr den Blick gar weit hinaus in die große Welt zog. Jedenfalls scheint es jetzt zu spät, die Tage des vorjährigen Herbstes zu schildern, da der heurige fast vorüber ist und wir kehren daher zum abgerissenen Thema nur zurück, um ihm einen Schluß zu geben.

Zu diesem Zwecke haben wir einige ethnographische Betrachtungen über das rhätische Alpenland zusammengestellt. Diesen wäre der geneigte Leser doch nicht entgangen; denn es ist nicht jedem vergönnt, durch jene Thäler zu wandern, ohne in solcher Richtung nachdenkend oder neugierig zu werden. Und in der That, wo seit der Urzeit in so gigantischer Natur so viele Völker auf einander platzten, so viele Sprachen erklangen, wo so viele Sagen bis heute lebendig sind, wo jetzt noch die beiden größten Nationen Mitteleuropa's — leider fast gewappnet — einander gegenüber stehen, da kann es selbst dem elegantesten Touristen mit Panama-Hut und Plaid begegnen, daß er nachzusinnen beginnt, was einst hier gewesen, wie die berühmtesten Namen kamen und vergingen oder sich bis auf die Gegenwart hernieder erhalten haben.

Indessen ist die rhätische Ethnologie noch ein ziemlich neues Studium und liegt zur Zeit nur wenigen am Herzen. Auch diese wenigen sind fast alle nur als „Liebhaber“ zu betrachten, die auf ihr Pensum nicht mehr Muße verwenden können, als ihnen ihre anderweitigen Berufsgeschäfte frei lassen. Wie mitunter ein bürgerlicher Leinwandhändler sich eine Wappensammlung anlegt, oder ein friedlicher Appellationsrath Schlachten malt, so treiben wir andern unsere Ethnologie. Bei dem Urheber dieser Betrachtungen z. B. trifft's ungefähr alle zehn Jahre ein, daß er etliche Wochen lang die Nebenstunden auf solche „Forschungen“ verwenden kann. Die andern Mitarbeiter sind, wie wir sehen werden, meist geistliche Herren, und insofern befindet man sich eigentlich in bester Gesellschaft. Wir alle sind aber, glaub' ich, der Meinung, daß wir unser Werk mit unsern Kräften doch nicht zu Ende führen

können — wenn es überhaupt zu Ende zu führen ist — und warten daher nur, bis uns ein von neuerer Geschichts- und Sprachwissenschaft durchtränkter Meister ablöst, um uns in die angeborne Bescheidenheit zurückzuziehen. Bei so mäßigen Ansprüchen verbitten wir uns nur, öffentlich als „Dilettanten“ angeschnurrt zu werden, denn zuerst soll der gestrenge Richter doch immer fragen, was der neue Forscher bringt, und dann erst, ob er bei der Zunft gehörig immatriculirt sei oder nicht. Ohnehin dürfte man den Dilettanten in unserer Zeit schon deßwegen ein wenig die Stange halten, weil diese Mittelwesen, gleichweit abstehend von den patentirten Lichtelfen der Gelehrsamkeit wie von den gewöhnlichen irdischen Dickköpfen, mit ihrer angenehmen Feder manche gute Idee und hübsche Kenntniß unter die Leute bringen und sie an der Leine der Wissenschaft mit Geschmack zu führen wissen, während die wahrhaft Gelehrten ihr Zeug oft nicht so vorzutragen verstehen, daß man's mit Vergnügen lesen kann.

Vor allem müssen wir nun von den alten Rhätiern sprechen. Wir wissen ja, daß diese einst das heutige Tirol, sowie das Land der drei Bünde bewohnt, sich durch todesmuthige Tapferkeit hervorgethan und in jenen festen Burgen gehaust haben, denen Horatius bekanntlich ein Verslein widmete. Die Geisterwelt dieser räthselhaften Rhätier ragt übrigens in das gewöhnliche Bewußtsein der heutigen Tiroler nicht sehr lästig herein — das heißt, sie macht ihnen wenig zu schaffen, um so weniger vielleicht, als sie jetzt mit den ihnen ebenso räthselhaften Protestanten genug zu thun haben. In Graubünden bezeichnet jener Name allerdings noch heut zu Tage ein unvergessenes, populäres Ur- und Ahnenvolk und wird dort in Poesie und Prosa un-

gefähr ebenso verwendet und gefeiert wie der große und edle Name der Germanen in unsern deutschen Landen. Von jeher gebarten sich die drei Bünde an den Quellen des Rheins als „alt frei Rhätia", obgleich es mit der Freiheit Jahrhunderte lang sehr schlecht bestellt war, von jeher behaupteten sie, die erste Cultur und ihre Sprache aus Etrurien, durch etruskische Lucumonen — Mons Lucumonius, der Lukmanier, wenn die Deutung richtig ist[1]), — erhalten zu haben. Noch vor kurzem galt es für ausgemacht, daß das Bündner Romansch dieselbe Mundart sei, in der einst König Porsena von Clusium gesprochen, als Mucius Scävola seine Hand vor ihm verbrannte; fabulirende Genealogen der letzten Jahrhunderte konnten viele Ehre einlegen und sogar Glauben finden, wenn sie den Ursprung der Edelgeschlechter des Landes auf den alten etruskischen Heerführer Rhätus, den die Gallier bekanntlich aus Oberitalien vertrieben, zurückzuführen suchten: man malt ihn dort heute noch auf die Schützenfahnen und zeigt die Burgen, die er erbaut haben soll. Ebenso conservirt man dort mit fast religiöser Ehrfurcht alle die falschen Etymologien, welche eine frühere Gelehrsamkeit zur Ehre des Landes erfunden. Man schreibt und druckt noch immer: Schloß Realt, als von Rhätus gegründet, sei Rhaetia alta, während es doch nichts anderes ist als riva alta (ebenso sind Reams und Rhäzüns nicht Rhaetia ampla und Rhaetia ima)[2]); das Domleschger-Thal sei vallis domestica, als das erste Haus- und Heimathsthal der eingewanderten Etrusker, während es in den Urkunden doch Tomiliasca heißt u. s. w.

Im Lande Tirol wäre man nun zu allen jenen Ansprüchen ebenso berechtigt, aber man hat nur insofern gleichen

Schritt gehalten, als Herr von Hormayr auch das Ladin von Gröden und Enneberg für das Idiom ausgab, in welchem der etruskische Augur den Flug der Vögel deutete. Weiter ist man nicht gegangen, obgleich man mit ebenso viel Nachdruck hätte behaupten können: der alte Heerführer Rhätus sei mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an der Etsch heraufgekommen, habe die gute Stadt Bozen gegründet, die Burgen zu Hoheneppan und Tirol erbaut, sofort auch eine Tirolerin geheirathet und mehrere Söhne erzeugt, von welchen die Grafen von Brandis, Spaur und Wolkenstein ausgegangen — lauter Annahmen und Aufstellungen, welche an der Etsch und am Eisack ebenso plausibel und glaubwürdig wären, wie die gleichartigen an den Quellen des Rheins. Allein zu jener Zeit, bald nach dem Erwachen der Wissenschaften, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als die Gelehrten der drei Bünde die alten Sagen aus den alten Schriften schürften und sie wieder landläufig werden ließen, geriethen die Tiroler in sehr widerwärtige Späne mit den neuen Rhätiern jenseits der Malser Haide und da diese überdieß sich in großer Anzahl dem calvinischen Irrglauben ergaben, so wurden sich die Nachbarn immer fremder und abgeneigter, so daß bald aller geistige Verkehr erstarb.

Zudem klangen in Tirol noch die deutschen Sagen nach aus den gothischen Zeiten, Sagen von Dietrich von Bern, von König Laurin und dem Rosengarten, von Ortnit am Gartensee, auch von Herzog Berchtung von Meran, die dem poetischen Gemüthe der Ritter und Edelfräulein damaliger Zeit so volles Genüge thaten, daß sich der alte „Herzog Rhätus“ unmöglich einschmeicheln konnte. Deßwegen haben denn auch die damaligen Tiroler den ganzen

Rhäticismus, wenigstens als populär-historisches Element, mit allen Nutzen und Lasten den Bündnern überlassen. Bis vor kurzer Zeit schienen selbst die Gelehrten am Inn und an der Etsch dieß nicht zu beklagen, vielmehr neidlos zuzusehen, wie die Nachbarn aus ihrem grauen Alterthum doch auch nichts rechtes zu machen wußten und erst in unsern Tagen haben sich einige tirolische Forscher wieder den abgelegenen Urbewohnern zugewendet.

Es dreht sich hier alles um die Frage: ob die Rhätier, wie die Alten (Livius, Plinius, Justinus) meinen, etruskischen Geblüts oder, wie manche neuere annehmen, keltischer Verwandtschaft seien. Rudolf Kink, der geistreiche, früh verstorbene Forscher, ist in seinen Vorlesungen über die Geschichte Tirols (Innsbruck 1850) zu den Alten[3]) zurückgekehrt. Ebenso Professor Daum in einem Programm des Innsbrucker Gymnasiums vom Jahre 1853. Die gelehrte Welt Tirols kennt ferner zwei Programme von Herrn Gymnasialdirector Rufinatscha in Meran (1863, 1865), der den keltischen Ursprung geltend zu machen strebt, und endlich eine sehr feine und vornehme Untersuchung von Herrn Albert Jäger, ehemals Professor zu Meran, jetzt Mitglied der Academie der Wissenschaften zu Wien, „Ueber das rhätische Alpenvolk der Breonen" (Wien, 1863). Diese Schrift weist nach, daß jene am Brenner und im Innthale gesessen und schließt mit dem Satze, daß wir in ihnen die keltischen Ureinwohner zu erkennen haben, die vor der Einwanderung der tuskischen Rhätier die nach diesen benannten rhätischen Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung inne gehabt.

Diese Untersuchung bestätigt zwar nur, was in Tirol ohnedies schon als sicher galt, ist aber nach unserm schwachen

Urtheil die gediegenste und belehrendste Schrift, die über rhätische Fragen bisher geschrieben worden. Man wird ihr in allen Hauptsachen beistimmen müssen, bis auf die Quintessenz am Schlusse, über welche sich vielleicht doch noch ein Wörtchen reden ließe.

Auch Herr Pfarrer Thaler in Kuens bei Meran beschäftigt sich gelegentlich mit den Urbewohnern und scheint sich in seinen Schriften, soweit wir sie gelesen haben, der wohlwollenden, nach keiner Seite verletzenden Annahme einer Melange von Kelten und Etruskern zuzuneigen, wobei auch das Altfranzösische, welches er für die Sprache der ehemaligen romanischen Tiroler hält, eine sehr wichtige Rolle spielt und zur Erklärung von Ortsnamen benützt wird, die aber leider auf andere Weise viel besser erklärt werden können[4]).

Es ist nach allem diesem in den tirolischen Alpenschlünden nicht unbekannt, daß auch den Rhätiern einmal ein Tag aufging, an dem sie selber untergingen. Man weiß ferner, daß nach ihnen die Römer kamen, verschiedene Kunststraßen bauten und einen Generalcommandanten nach Terioli setzten. Daß auch sie sich wieder hinweggehoben, ist augenscheinlich, da man jetzt von der Gränzveste Kufstein bis in die Gegend, wo Dorf und Burg Salurn an der Etsch, drei Meilen oberhalb Trient, stehen, sich deutscher Sprache bedient. Wann aber und auf welche Art diese Römer ihren Abschied genommen, ob sie nicht etwa, nachdem ihnen die Zügel der Herrschaft entfallen, im Lande gleichwohl noch fortgelebt und wie weit ihre Spuren etwa noch zu verfolgen seien, diese Fragen haben der tirolischen Gelehrsamkeit noch nicht viel Zeit geraubt, obgleich Albert Jägers Schriftchen auch hierüber manchen gelungenen Zug

enthält. Man fühlte zu deutsch, um sich um solche Sachen viel zu kümmern, um zu bemerken, daß man eigentlich noch ganz und gar in romanischen Häusern und Höfen, Dörfern und Städten sitze.

Es war vor etlichen fünf und zwanzig Jahren, als der Trienter Giuseppe Frapporti zu Gunsten seiner hochverehrten Vaterstadt das Trentino gründen wollte, eine bis dahin unbekannte Gegend, ein ideales Reich, welches sich von Verona bis zum Brenner erstrecken und seiner Zeit mit der Mutternation in Italien, zu der es einst gehört habe, wieder vereinigt werden sollte*). Er behandelte darin nach seiner Art die Deutschen als barbarische Eindringlinge, welche baldmöglichst aus dem Trentino vertrieben werden und sofort auch der natürlichen Gränzen wegen alle Landschaften an der Etsch, am Eisack und an der Rienz herausgeben müßten. Er bedauerte die Nachbarn, die Tiroler (i nostri vicini, i Tirolesi), die an jenen Strömen wohnen, weil sie weder Gesichter, noch Manieren, noch Sprache ablegen und sich nicht italianisiren wollen, während sie doch der italische Himmel, die Bedürfnisse der Civilisation und des Verkehrs hiezu längst aufgefordert und gerufen hätten. Man konnte in seinem Buche leichtlich zwischen den Zeilen lesen, daß dazumal in Trient schon das ganze deutsche Südtirol aufgeschrieben und bei jeder Ortschaft vorgemerkt war, wie ihr Name nach der Wiedervereinigung verschönert und veredelt werden sollte. Nicht nur Mauls und Schlanders sollten Mulio und Selandria, auch Bruneden sollte Brunopoli und Mühlbach sogar ein halbmythologisches Milbacco werden. Es ist begreiflich, daß man in der

*) Della storia e della condizione del Trentino nell'antico e nel medio evo. Trento. 1840.

deutschen Landeshauptstadt nicht ganz gleichgiltig zusah, als die neue Welt des Trentino entstand und daß man von dem Schöpfungsacte des vorlauten Professors wenig Segen für das allgemeine Wohl erwartete. Auch gelehrte Federn wurden aufgeboten, um das Irrthümliche des wälschen Conceptes nachzuweisen und es erinnert sich noch mancher, mit wie scharfer Klinge Trients verwegener Kämpe damals befehdet wurde. Namentlich drehte sich der heiße Kampf um das Dorf Riffian bei Meran, welches, wie der Italiener aus den alten Urkunden richtig ersehen, früher den scheinbar verdächtigen Namen Rufianum geführt hat und welches der deutsche Gegner gleichwohl um's Leben nicht ablassen wollte. Jetzt hat aber die Sache einen auffallenden Umschlag genommen, indem sich herausgestellt, daß nicht blos Rufianum, Riffian, ein sehr guter und ordentlicher Name römischer Abkunft ist, sondern daß die romanischen Ortsnamen in Deutschtirol so dicht aufeinander sitzen, daß die deutschen mitunter kaum zu Athem kommen können. Jenes Rufianum aber bedeutet, wie Jeder sieht, ein römisches Prädium oder Landgut eines Herrn Rufus (vielleicht vir clarissimus) und dieser kann sich möglicher Weise schon bald nach Christi Geburt hier niedergelassen haben, um fern von der Verderbniß des Cäsarenhofs ein otium cum dignitate zu führen. Es ist gerade in der Gegend von Bozen und Meran noch eine ziemliche Anzahl solcher Prädien zu verzeichnen, deren alte Namen sich an der Hand der Urkunden zumeist noch sicher herstellen lassen, wie Eppan = Appianum, Girlan = Cornelianum, Sirmian = Sirmianum, Prissian = Priscianum, Grissian = Crispianum, Baßlan = Basilianum, Lahna = Leonianum, Goyen = Cajanum und andere mehr[5]). Da diese

Namen in den kältern Theilen von Deutschtirol nicht ebenso, sondern nur an jenen warmen, üppigen, obst- und weinreichen Hügeln des Etschlands sich finden, wo Grund und Boden gewiß immerdar gesucht und eines hohen Werthes waren, so kann man leicht annehmen, daß jene ersten römischen Gutsbesitzer, wie man jetzt in Tirol zu sagen pflegt, „zu den bessern Leuten" gehörten und ein feines, gebildetes Häuflein, eine geistreiche Gesellschaft darstellten, welche sich, wie es hier in den glücklichern Zeiten des Landes, vor dreihundert Jahren, der Fall war und jetzt noch mitunter vorkommt, mit Kunst und Literatur beschäftigte, um mit den sinnlichen Reizen der duftenden Natur auch das Aroma des Gedankens zu verbinden. Ob aber jener Rufus, der Heros Eponymus von Riffian, derselbe Quintus Curtius Rufus, dessen Leben Alexanders wir in den Schulen lesen, ob dieser Cornelius, welcher einst zu Girlan seinen Kohl gebaut, der bekannte Biograph Cornelius Nepos gewesen, diese Fragen gedenken wir um so weniger anzuregen, als wir mit den Gelehrten keine Polemik hervorrufen wollen, welche doch kaum zu unsern Gunsten ausgehen würde.

Es ist ziemlich lange hergegangen, bis die Tiroler über ihre undeutschen Ortsnamen nachzudenken begannen. Sie waren von Jugend auf daran gewöhnt und wenn die Innsbrucker sich über ihr Amras, Altrans, Sistrans nicht die Köpfe zerbrachen, so ist es ebenso begreiflich, als daß auch die Münchner von der Frage, was allenfalls Pasing, Menzing oder Aubing bedeute, nicht wesentlich beunruhigt werden. Eines schickt sich nicht für alle und wenn gewisse Leute, wie Jakob Grimm, Ernst Förstemann*) und andere

*) „Die deutschen Ortsnamen," von Ernst Förstemann. Nordhausen, 1863; und „Altdeutsches Namenbuch II." 1859.

erhebliche Männer in solchen Namen die letzten hinterlassenen Worte längst vergangener Völker und Geschlechter, sowie deren anziehendes Vermächtniß sehen, so gelten sie den mehreren als ein gleichgültiger und unnützer Kram, mit dem man nicht die Zeit verderben dürfe, solange man etwas nützlicheres zu thun finde. Für jene wenigen nun, die der ersten Ansicht sind, ist es sehr verführerisch, sich mit diesen Namen, die da in dichter Aussaat über Berg und Thal gehen, in ein engeres Verhältniß einzulassen und ihnen nach ihrer Herkunft schärfer in's Antlitz zu schauen. Dieser Versuchung bin ich auch schon einmal unterlegen und habe darüber sogar mit schwachen Kräften ein Büchlein geschrieben, welches ich in der Note schüchtern zu citiren wage*). Als ein guter Mensch wollte ich den Tirolern nur die Arbeit abnehmen, zu der sie, wie ich sah, vor wichtigeren Geschäften nicht recht kommen konnten. Es stellte sich aber dabei heraus, daß in Tirol drei verschiedene Gattungen von Namen durcheinander liegen — eine deutsche, die wohl auch bald näher betrachtet werden dürfte[6]), eine romanische, und eine dritte, welcher weder mit deutschem noch mit romanischem Schlüssel beizukommen und die daher auf das Urvolk, auf die Rhätier, zurückzuführen ist. Die Wörter dieser Gattung sind bei der Gelegenheit mit etruskischen Formen verglichen worden und haben sich dabei als gleich gebildet erwiesen[7]), was den alten Sagen neue Bestätigung zu verleihen schien. Alle jene, welche die Rhätier für Kelten ausgeben, müßten nun andererseits diese Sorte aus dem Keltischen zu erklären suchen; allein die Grammatica celtica von K. Zeuß,

*) Zur rhätischen Ethnologie von Dr. L. Steub. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin, 1854.

das schwer verdauliche Buch, in sich aufzunehmen und die Sache wissenschaftlich zu betreiben, hat noch keiner der Liebhaber Zeit oder Lust gefunden und der banalen Etymologien aus dem hochschottischen Dictionary ist man nachgerade herzlich satt. Sollte sich nun ein Sonntagskind aufthun, das in jener Grammatik und in althibernischen Idiomen ebenso fest zu Hause wäre, als in den etruskischen Grabinschriften und andern Ueberbleibseln der alten Tyrrhenersprache, einer, der mit archäologischer Wissenschaft auch das Unterirdische, was an den fernen Küsten des Oceans, was am Sonnenburger Bühel bei Innsbruck, zu Matrei und zu Pfatten, oder in den etrurischen Necropolen gefunden worden, unter einen Hut zu bringen oder vielmehr, was meiner Ansicht besser entspräche, zu sondern und als nicht zusammengehörig gründlich zu scheiden wüßte, so wäre ihm eine fette Weide oder lohnende Ernte zu versprechen, sowie Gelegenheit zu Enthüllungen jeglicher Art, und wir andern alle, die jetzigen harmlosen Kämpfer auf dem Plane, würden diesem Schiedsrichter für seine Mühe zeitlebens dankbar sein.

Bis der lang' Ersehnte endlich gekommen, wollen wir aber nur noch anmerken, daß die tirolisch-bündnerischen Ortsnamen aus der vorromanischen Zeit ein leicht zu findendes und sehr charakteristisches Gepräge zeigen. Es sind nämlich einsylbige Stämme, an welche sich die früher mehr als jetzt vocalisirten Bildungen s, ens, ers, urn, urns, sein, suna, tina u. s. w. ansetzen. In solchen Formen erschöpft sich die ganze Nomenclatur. Zusammengesetzte Namen sind nicht zu entdecken, während in der keltischen Namengebung fast nur Composita zu finden. Deßwegen können wir auch nicht leicht glauben, daß keltische Namen

wie Mediomatrici, Convictolitavis, Epomanduodurum, Venaromodurum, Vertacomacori und die tirolisch-bündnerischen Mals, Tils, Sils, Vendels, Taufers, Nauders, Salurn, Velthurns, Malsein, Tilisuna, Salatina u. s. w. aus derselben Münzstätte hervorgegangen. Auch jene Ausgänge in dunum, durum, magus, briga, banne, welche die keltischen Ortsnamen so kenntlich zeichnen, werden in Rhätien vergeblich gesucht. Wäre endlich hier, wie dort in Gallien, die gleiche Sprache gewesen, so müßten die Ortsnamen, wie sie in den ersten Urkunden des Mittelalters auftauchen, hier wie dort ungefähr den gleichen Typus zeigen[8]); allein die Art ist sehr verschieden. Bei Brequigny z. B. in den merovingischen Urkunden wimmelt alles von Namen auf acum, welche unter den undeutschen in Deutschtirol und Bünden ganz unerhört sind. In Wälschtirol finden sich zwar einige -ago, aber wo diese hergekommen, werden wir unten zu erklären suchen.

Lassen wir nun diese rhätischen Räthsel, die dem practischen Verstand unserer Zeit doch zu wenig Nahrung bieten, und steigen wir aus dem hohen Alterthum hernieder in's mittlere, zu den romanischen Ortsnamen. Bei diesen sieht man doch wo und wie, denn sie lassen eine Erklärung ihres Sinnes zu, was den gebildeten Mittelstand mehr anspricht und ihm Gelegenheit zu denken gibt. Eigentlich könnte man sie die Atschnamen nennen, denn der Zusatz accio (oder azzo), welcher bekanntlich eine Vergrößerung oder eine Vergarstigung ausdrückt, macht sich in diesen Wörtern ungemein breit. Man findet auf jedem Schritt und Tritt[9]) ein Kasatsch, Pardatsch, Kompatsch, Rivatsch, Kastellatsch, Vallatsch, Kollatsch, Montatsch, lauter sehr leicht verständliche Fortbildungen von casa, prato, campo, rivo,

castello, valle, colle, monte. Auch die übrigen romanischen Ableitungen fehlen nicht, so valletta, vallettone, Valeid, Valdaun, vallone, Vallun, vallina, Vallein u. s. w. So ist denn das altromanische Appellativum jetzt ein neutirolisch-deutsches Nomen proprium geworden, wozu es sich ganz gut schickt, da man's doch nicht mehr versteht. Es ist in dieser Einfachheit, die das Haus casaccia und den Berg montaccio nennt, eine wahre Bauernnomenclatur. Tropisch-poetische Wortbildungen, wie Sanssouci oder Monbijou, fehlen gänzlich. Uebrigens haben die Dörfer und größern Ansiedelungen ihre Bezeichnung nur zum geringern Theile aus dieser Quelle gezogen (sie führen meist rhätische oder je nach den Gegenden deutsche Benennung)[10]; dagegen sind die romanischen Namen am häufigsten an Höfen, Feldern, Wiesen, Wäldern, Quellen, Bächen, Büheln und Felsen hängen geblieben.

In dieser Beziehung kann man Deutschtirol in eine stark romanische und in eine schwach romanische Hälfte theilen. In jener überwiegen der Zahl nach die romanischen Ortsnamen, in dieser die deutschen. Jene reicht von Süden her bis an's Brixner Kläusel, geht aber an der Etsch viel weiter hinauf und schließt noch die Gegend von Landeck im Oberinnthal ein. Puster-, Wipp- und Unterinnthal gehören zum schwach romanischen Antheil; doch zeigt sich das fremde Element in einigen Seitenthälern, z. B. in Stubai, im Zillerthal, noch sehr bemerklich. Die letzten Ausläufer streifen bis an die bayerische Gränze, wie denn hinter der Zugspitze nicht fern vom Eibsee noch ein Pontivessteg (ponte d'ives, Eibenbrücke), am Achensee ein Dalvazzenbach ([rio] d'ulvazza, Rohrbach) und bei Hopfgarten die wegen der herrlichen Aussicht ebenso berühmte,

als wegen ihrer mehr als frugalen Kneipe verschrieene Salve (selva)[11]) ungefähr als Marksteine sich darbieten.

Besonders auffallend ist dabei, daß gerade der hohe, wilde, unbewohnte, nur mit Almenhütten besetzte und nur im Sommer betretene Gebirgsstock hinter Tegernsee, zwischen dem Achenthal und der Scharnitz, noch voll von romanischen Namen steckt. Da ist das Glairscher Thal (glaries, Pl. von glarea, Gries), die Zirler Kriste (crista, Felsenkamm), das Lavatscher Thal (l'aquaccia, l'avaccia), das Pfunser Thal (fundes), das Valzturner Thal (val de sturno, Staaren-Thal), der Bach Dalvazz u. a. m. Da haben also bis tief in's Mittelalter herein die romanischen Sennerinnen ihre ladinischen Almenlieder und Schnaderhüpfel gesungen, wo jetzt vielleicht die Unterinnthaler Gaiser und Ochsner glauben: diese Berge seien nur für sie erschaffen worden und vor ihnen sei nichts dagewesen als die Salvangsen*), die Waldweiblein und die saligen Fräulein[12]).

So viel aus den Ergebnissen unserer Nachtwachen. Es sind nach Aussäuberung der rhätischen an fünfzehnhundert romanische Localnamen in Deutschrhätien erklärt worden, und wenn man jene hinzu rechnet, die sich jetzt jeder selbst auslegen kann, so fällt ein Erntesegen von mehr als dreitausend Körnern heraus. Nun möchte man glauben, wenn in einer Urgeschichte auf ziemlich kleinem Umfang drei-

---

*) So heißt man in südtirolischen Thälern die wilden Waldmenschen, die ehedem als Ureinwohner da gelebt haben sollen. Es ist das lat. silvanus. Diesseits des Brenners ist das Wort jetzt nicht mehr üblich, oder wenigstens nur in seiner letzten Hälfte, die als Fanga, Fenga im Oberinnthal und Vorarlberg noch heut einen solchen Waldmenschen bedeutet.

tausend bisher mundtodte Ortsnamen plötzlich Sprache und Bedeutung gewinnen und zu reden und sich zu erklären anfangen, so sollte dieß einen vernehmbaren Lärm und ein so unterrichtendes Geräusch verursachen, daß nicht blos die wirklichen Gelehrten, sondern auch die gewöhnlichen Sonntagsforscher aufmerksam würden und erstaunt aus dem Schlafe führen, aber in den Alpen, wo die großartige Natur hauptsächlich das Auge in Anspruch nimmt, sind die Ohren für das Neue und Unerhörte weniger empfänglich. Darum gelang es auch dem obenerwähnten Schriftchen, sich in solches Dunkel zu hüllen, daß selbst manche der gelehrtesten Tiroler keine Notiz davon nahmen. So geschah es, daß noch vor drei Jahren ein sonst sehr gut unterrichteter Herr Z. (im Morgenblatt der Bayerischen Zeitung) auf der Höhe des Fallmerayerischen Tschötsch ganz laut ausrief: „Wenn doch einmal einer käme, der alle Orts-, Hof-, Berg- und Waldnamen Tirols in ihrer jetzigen und ältesten urkundlichen Gestalt verzeichnen wollte, denn es dürfte dadurch manches Licht in die Erklärung dieser räthselhaften Benennungen und in die Geschichte Tirols gebracht werden," — was den Kenner gerade so anmuthet, als ob ein Nichtkenner der tirolischen Bibliographie sich mit ausgespannten Armen auf den Berg Isel stellen und ausrufen würde: „Wenn doch einer einmal die tirolischen Sagen und Märchen sammeln wollte!" — gleichsam als hätte es Herr Professor Zingerle nicht schon längst in ausgezeichneter Weise gethan! Und den guten Franciscaner Schöpf, den jüngst dahin geschiedenen Verfasser des tirolischen Idiotikons, hat wohl gar seine Ordensregel abgehalten, das Schriftchen zu Rath zu ziehen, was weder seinem Christenthum noch seinem Idiotikon hätte schaden können.

Es ist aber wirklich meine unmaßgebliche Ansicht, daß die tirolische Ethnologie nicht den kleinsten Schritt sicher vorwärts thun kann, ehe sie sich mit jenen Namen endgültig in's reine gesetzt und die geringen Erfolge der letzten zwanzig Jahre sind wohl nebenher auch jener nationalökonomischen, fast magyarischen Enthaltsamkeit zuzuschreiben, welche sich nicht mit Colonialwaaren befassen will, die vom „Ausland" importirt wurden. Aber alles Zusammenkramen und Gegeneinanderhetzen längst bekannter griechischer und römischer Textesstellen, die Hebung ihrer Widersprüche, Auffindung neuer, Verbesserung der bisherigen Leseart, Wiederherstellung der alten und der ganze gelehrte Tand wird in seiner schwachen Tragweite um so bälder erkannt werden, je mehr man in der jungfräulichen Vollsaftigkeit des Bodens die Anhaltspunkte findet, um die confusen Angaben schlecht unterrichteter Classiker auf ihren wahren Werth herabzusetzen und, was mitunter noth thut, ganz zu beseitigen*).

So überraschen uns denn allenthalben die Zeichen eines sehr lange nachdauernden Romanismus selbst in Nordtirol. Aber freilich ist dessen Anfang viel leichter zu bestimmen, als sein Ende oder allmählicher Untergang, über welchen der Geschichte nur mühsam einige Andeutungen abzulocken sind.

Als des heiligen Corbinian Leiche in's Gebirge getragen wurde (730), weil der Mann Gottes gewünscht

*) Gerade jetzt streiten sie sich wieder: ob für die Cenni (Κέννοι) bei Dio Cassius, welche niemand zu finden weiß, nicht lieber Chatti (in Mitteldeutschland) oder Senones (in Gallien) oder Genauni (in Tirol) zu lesen sei. Archiv für Geschichte und Alterthümer Tirols. II. S. 125.

hatte, in der waldigen Stille bei Meran an der Seite des heiligen Valentins zu ruhen, nahte sich dem Leichenzug im Oberinnthal wallfahrend auch ein fieberkranker romanischer Edelmann und erlangte, wie zu erwarten, seine Gesundheit so schleunig wieder, daß er sogleich zu Pferde steigen und nach Hause reiten konnte. Aribo, der Bischof von Freising, der uns den Vorfall erzählt, sagt: es sei *quidam nobilis Romanus, nomine Dominicus, Breonensium plebis civis*, also einer aus dem Volke der horazischen Breuni gewesen. Herr Dominicus war aber auch in Nordtirol noch lange nicht der letzte „Römer." Der Name Dominicus, Minigo, kommt in den spätern Urkunden so häufig vor, daß man deutlich abnehmen kann: er sei in diesen Alpen damals eben so beliebt gewesen, wie jetzt der Name des heiligen Joseph, des Landespatrons, auf welchen die meisten tirolischen Kinder getauft werden. Auch die jetzigen Familiennamen Mengutscher, Mangitzer u. dgl. leiten sich von einem alten, längst verschollenen Miniguccio, Miniguzzo ab, und im Vinstgau steht noch ein Hof, der geradezu Serminig, das ist Ser Minigo, Herr Dominicus heißt[13]). Und noch einmal beleuchtet die tirolische Geschichte mit ihrem beneidenswerthen Strahl im Jahre 828 einen reichen vornehmen Römer mit Namen Quartinus, erbgesessen in der Gegend von Sterzing, aus einer Familie, die schon im Antoninischen Zeitalter dort Grabsteine abgesetzt, einen Mann „aus der Nation der Noriker und Pregnarier" (Breonenser), wie er sich mit Würde zu nennen beliebt. Unter „Norikern" verstand man aber in diesen Jahrhunderten die Bayern. Sicherlich war bei den rhätischen Romanen der Sprachgebrauch entstanden, die mancherlei Barbaren, die im nördlichen Flachlande herumzogen, also

zuletzt die Bajuvaren, ein= für allemal Norici zu nennen, (was diese in ihren Schriften später selbst nachahmten) — ungefähr so, wie man jetzt in Trient die deutschen Landesschützen, welche in der Schlachtenjoppe und mit dem Stutzen durch die Stadt ziehen, ohne Unterschied i Seiri, die Passeirer, nennt. Vallis norica, Norithal, Orithal, heißt bis in's elfte Jahrhundert der lange Strich zwischen Innsbruck und Bozen, welchen die Bayern als ihre Heerstraße wohl gleich von Anfang an sehr stark besetzt und besiedelt hatten und es bedeutet dieser Name nichts anderes als Bayerthal.

Jener reiche Quartinus aber erscheint in drei verschiedenen Urkunden und diese lassen uns einiger Maßen errathen, wie die Deutschen und die Wälschen damals im Bayerthale zusammen lebten. Zu Regensburg hauste in jenen Tagen König Ludwig, Karls des Großen Enkel, später der Deutsche genannt, und waltete über Bajuvarien. In seinem Reiche dießhalb des Gebirges fanden sich wohl noch hie und da romanische Zinsbauern, allein die reichen und angesehenen Patrimonialherren römischer Abkunft waren schon zu Odoaker's Zeiten flüchtig nach Italien gewandert. Aber auch im norischen Thale scheint der reiche Quartinus von seiner Art der letzte gewesen zu sein. Der Enkel des Romulus, der Nachkomme der heidnischen Eroberer, zeigt sich jetzt als bayerischer Staatsbürger und als frommer Christ. Von den Curiern, den Fabiern, den Corneliern und Valeriern war keiner mehr um ihn herum — alles verstorben, verschollen und vergessen. Dafür saßen schon seit drei Jahrhunderten die Bajuvaren im Lande, diese, wie der Zeitgenosse Aribo sagt, homines proceri in caritate et humanitate fundati, welche sich aber trotz ihrer Nächstenliebe und Menschlichkeit bereits fast allen Grund und

Boden zugelegt hatten, und wenn er, der hinterbliebene Römer, eine Urkunde zu errichten ging und sich um Zeugen umsah, so konnte er ebenbürtige Standespersonen aus der ehemals herrschenden Nation nun nirgends mehr finden, sondern mußte die germanischen Gutsnachbarn beiziehen, welche sich nicht Cajus oder Lucius, sondern Paldinc, Adalhart, Odalker, Ellanperht, Meginhart oder gar Sintarfizilo (nordisch Sinfiötli) nannten und welche more bavarico bei den Ohren gezupft wurden. Mit ehelichen Leibeserben war Quartinus nicht gesegnet; Verwandte romanischen Geblüts scheinen ihn auch nicht umgeben zu haben, nur seine Mutter Clauza (Claudia) war noch am Leben und in seiner Pflege. Für seine bayerischen Freunde im Norithal trug er wohl kein sehr warmes Herz im Busen, jedenfalls schienen ihm die lieben Heiligen im Himmel oben beachtenswerther und so schenkte er denn zu seinem und seiner Eltern Seelenheil alles, was er hatte, Felder und Wälder, Aecker und Wiesen, Weiden und Weingärten, sein Haus im Schloß zu Wipitina (Vipitenum, Sterzing) und seine Güter in verschiedenen andern Dörflein, zu Stilves, Torrentes, Valones, bei Bozen und im Vinstgau dem heiligen Candidus zu Innichen, vertreten durch den ehrwürdigen Vater Hitto, den Bischof von Freising. Quartinus nährte dabei die begründete Hoffnung, je mehr irdischen Genuß die andächtigen Brüder daselbst aus seinen Waizenfeldern und Weingärten ziehen würden, desto höher müßten seine himmlischen Freuden im Jenseits steigen. Jenes Gotteshaus und Kloster aber, in der Wüstenei des Pusterthales, hatte einst im Jahre 770 der hochselige Landesherr Thassilo II. gestiftet, als er von der Romfahrt heimkehrend zu Bozen Rasttag hielt und es war sein Trachten bei dieser

Stiftung, daß „das ungläubige Volk der Slaven (welches an der Drau heraufgekommen war) auf den Weg der Wahrheit geleitet werde.“ An diese bajuvarisch-christliche Bekehrungs- und Bildungsanstalt schenkte also der fromme und reiche Romane seine liegenden Güter und nicht blos diese, sondern auch fünf Leibeigene aus seinem romanischen Gesinde, welche er Urso, Secundina, Mora, Marcellina, Tata nennt. Die erste Urkunde, welche zu Innichen ausgestellt ist, fertigten nach den oben erwähnten und einigen andern Bajuvaren vier romanische Urso, zwei Minigo, zwei Lupo, ein Johannes u. s. w. Die zweite wurde zu Wibitina errichtet und von mehr als zwanzig deutschen Zeugen und den Romanen Orilius, Dominicus (deren zwei sind), Passivus und Currentius unterzeichnet. Die dritte entstand zu Pressena (Brixen) und weist außer dem eben gedachten Orilius, der nunmehr Aurelius heißt, zufällig nur noch deutsche Namen auf*).

Eine andere beachtenswerthe Handfeste ist uns ferner aus dem Jahre 993 geblieben. Damals schenkte Adalpert, ein deutscher Edelmann, der Kirche zu Brixen das Eigenthum, welches er zu Stilfs in demselben Thale Wibitina hatte, exceptis duobus mansis latinis, ausgenommen zwei romanische Höfe, d. h. solche, die von romanischen Dienstleuten bewirthschaftet wurden. Auch zwanzig Leibeigene, Lateiner und Lateinerinnen, werden mitverschenkt, darunter wieder viermal der bekannte Minigo, ein Urso, ein Sulvan, eine Ursa, drei Johannen u. s. w. Herrn Adalperts Gemahlin wird Drusunda genannt, was wohl auch ein

*) Siehe die Urkunden bei Meichelbeck, Historia Frisingensis. II. N. 532.

deutscher Name (vielleicht Turisind, Turswind) ist. (Herrn Gepolfs Gattin, die um diese Zeit zu Brixen begraben ward, nannte sich gar Chrimehilda.*) Die romanischen Eigenleute enthalb des Brenners führen in den Urkunden jener Tage noch lauter lateinische und kirchliche Namen und sind daher leicht zu unterscheiden von den bajuvarischen Herren und Knechten, da diese an ihren alten heidnischen festhielten.

Aber von der Zeit an, da man das Jahr Tausend schrieb, verlieren sich diese Anzeichen mehr und mehr. Ohne Zweifel haben die Romanen im langen Zusammenleben allmählich auch bajuvarische Namen angenommen und eben so sicher ist es, daß jetzt mitunter ein Deutscher nach einem griechischen oder römischen Heiligen oder gar nach einem hebräischen Patriarchen getauft wurde. Die Diagnose ist daher nicht mehr so zuverlässig, wie früher, aber jedenfalls darf man annehmen, daß im Bisthum Brixen, welches damals in Südtirol das Pusterthal und das Eisackthal bis unter Klausen zu seinem Sprengel rechnete, der Germanismus von jener Zeit an das entschiedene Uebergewicht hatte [14]).

Nicht ganz das Gleiche finden wir in den mehr romanisch gefärbten Bisthümern von Trient und Chur, welche damals den übrigen Theil von Südtirol in kirchlicher Verwaltung hatten und sich an der Passer bei Meran begränzten. So treten noch in einer Urkunde des Jahres 1149, welche in dem mehr erwähnten Riffian errichtet wurde,

*) Resch, Annales Sabionenses II. S. 659, 675. Jener Name ist übrigens hier nicht ohne Bedeutung. Siehe Zeugnisse und Excurse zur deutschen Heldensage von K. Müllenhoff in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum. XII. S. 300.

neben den deutschen Herren Schwicker von Mals, Hartwich von Schenna und Dietmar von Tschengels drei romanische Bauersleute mit dem gleichen Namen Miniguzzo auf und andere, welche Vitus, Adam, Simon, Johannes, Leo heißen, woraus wir deutlich entnehmen können, daß dazumal in der Gegend von Meran noch sehr viel romanisch, vielleicht mehr als deutsch gesprochen wurde. In einer andern, ebenfalls zu Riffian, aber im Jahre 1175 verfaßten, kommen wieder zwei Minigo, zwei Vitus und ein Johannes, vielleicht noch die alten, vor*). Auch ist eine Vinstgauer Urkunde aus dem Jahre 1277 bekannt, in welcher Graf Meinhard von Tirol seinen Leibeigenen Jacobus, des Minigo Sohn von Glurns, an die Kirche von Chur gegen deren Mann Juseppus, des Conzo Sohn von Ramus, vertauscht, bei welchem Acte Nicolaus von Prada, Johannes Markwarts Sohn, Michael, Nicolaus und Petrus Bellavita von Malles als Zeugen erscheinen. Daneben werden allerdings auch noch Ruprecht von Prada, Ulrich von Aguns, ein Diener, welcher sich Hakentivel (Hackenteufel) nennt und Walther, der Dechant, erwähnt, von welchen einer oder der andere, am ehesten der Diener Hackenteufel, ein Deutscher gewesen sein mag; indessen sieht man doch aus dem Ganzen, daß jene schöne Landschaft zu den Füßen des Ortles sich damals noch mit gutem Rechte für eine romanische halten konnte. Nicht viel anders scheint es ein Jahrhundert später gewesen zu sein, nämlich am 7. Februar 1388, als Herr Johann von Reichenberg dem Minigo, Sohn des Dechants Johannes von Mals und dessen Bruder Johannes auf ewige Zeiten das Dechantamt

---

*) Siehe Monum. Boica. VII. S. 50 und 358.

mit allen dazu gehörigen Rechten und Gütern verleiht. Dabei werden noch andere Männer, wie Alexius, ein Jacobus Gratadina von Tartsch, Nicolaus von Rivair, ohne Zweifel Romanen, und wieder andere mit deutschen Namen genannt. Daß die Urkunde lateinisch spricht, während für derartige Documente zu Chur wie zu Brixen schon seit hundert Jahren die deutsche Sprache eingeführt war, scheint ebenfalls anzudeuten, daß sich die Malser damals noch halbwegs für Italiener hielten und noch italienischem Brauche folgen zu müssen glaubten[15]). Ganz anders aber nimmt sich die Sache aus im Jahre 1509, als die Gemeinden von Mals, Burgeis und Nauders zusammentraten, um die Gepflogenheiten festzustellen, welche sie bisher gegen das Pilgerspital zu St. Valentin auf der Malser Heide beobachtet hatten und fürder beobachten wollten. Sie thaten dieß in einer langen Urkunde, welche im besten bajuvarischen Deutsch der damaligen Zeit verfaßt ist. Nichts erinnert mehr an den Romanismus, als etwa die Taufnamen Claut (Nicolotto), Minig, Tschwan (Giovanni) u. dgl. Dennoch ist anzunehmen, daß die deutsche Sprache damals nur erst eine amtliche Geltung hatte, wie dieß heute noch in Gröden und Enneberg der Fall ist, daß zwar die Honoratioren auf den Schlössern und in den Flecken sich deutsch unterhielten, daß aber das mindere Volk, zumal in den Seitenthälern von Taufers, Matsch, Plenail u. s. w. noch überwiegend romanisch war. Das reiche, vornehme Mals mit seinen sieben Kirchen hatte sich immerhin schon dem Germanismus ergeben. Schon dazumal werden Hans Waibel von Constanz und Hanns Enperger Schulmeister der deutschen Schule zu Mals genannt[16]).

Um nachzusehen, wieweit sich diese urkundlichen Spuren

noch anderwärts verfolgen lassen, gebricht mir jetzt die Zeit; jedenfalls würden sie, fleißig zusammen getragen, hinreichen, um für das zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert eine tirolische Sprachkarte zu entwerfen, welche von dem heutigen Bestande wesentlich abweichen dürfte. Abgesehen von den Namen sind übrigens positive Angaben über die Sprachverhältnisse in den Urkunden höchst selten zu finden. Wenn die Leute nur einen tugendsamen Lebenswandel führten und mit Zins und Zehnt nicht im Rückstand blieben, hielt man's, wie es scheint, für indiscret, sich um ihre Nationalität zu kümmern oder diese in den Schriften zu bemerken.

Insbesondere zeigt dieß der Codex Wangianus, welchen R. Kink 1852 zu Wien herausgegeben hat*), ein Urkundenbuch des Bisthums Trient, welches vom elften bis in's vierzehnte Jahrhundert reicht. Die Diöcese erstreckte sich damals einerseits bis über Bozen hinaus und nach Meran, anderseits bis zur Veroneser Klause, so daß sie — nach der jetzigen Sprachgränze gerechnet — etwa zu einem Drittheil deutsch, zu zwei Drittheilen wälsch war. In der That finden sich auch nur sehr wenige Urkunden, in welchen nicht Leute aus beiden Hälften durcheinander als Handelnde oder als Zeugen auftreten, aber dennoch ist so selten von ihrer Nationalität die Rede, daß nur einmal zu Riva am Gardasee ein *Federicus teotonicus* erwähnt wird. Ein ander Mal kommt auch vor, es sei eines Tages, am 24. Dezember 1307, als die Tafel im Palaste schon gedeckt und der Bischof mit vielen Gästen vom Clerus und vom Volke sich eben daranzusetzen im Begriffe war,

---

*) Fontes rerum austriacarum. Wien, 1852. V.

Herr Jakob von Rottenburg, ein Teotonicus (aus dem Unterinnthale), hereingetreten und habe, da er des Lateinischen nicht kundig, durch Herrn Oderich von Coredo (aus dem Ronsberg), als seinen Dollmetscher, protestirt und behauptet, die Edeln von Segonzano hätten ihm schon lange ihr Schloß mit allen Lehen des Hochstifts Trient zu kaufen gegeben und es gehöre dazu auch das Recht, den Bischof und seinen Hof bei Tafel zu bedienen und das Schenkenamt zu üben. Der Bischof, Bartholomäus Querini, ausnahmsweise ein Italiener, habe darauf zur Antwort ertheilt, ihm sei von dem Umstande nichts bekannt; wenn aber dem Ritter ein Recht zustehe, so solle es ihm nicht verloren sein.

Es entsteht ein eigenthümliches Genrebild feudaler Herrlichkeit vor unserm geistigen Auge, wenn wir uns vorstellen, wie der stolze Löwe von Rottenburg, wo einst St. Notburga geweilt, gestiefelt und gespornt, wahrscheinlich mit seinem siebenfach gesiegelten Pergament in der Hand, in den gothischen Speisesaal tritt und den ehrwürdigen Bischof, der kein Wort deutsch versteht, vor dem gesammten Hofstaat und den Honoratioren von Trient, in seiner gurgelnden Muttersprache anschreit, um vorzustellen, daß es seine ritterliche Würde und sein adeliches Amt sei und daß er sich's nicht nehmen lasse, dem Kirchenfürsten und seinen Tischgenossen gleichsam als Aufwärter und Oberkellner die Speisen zu serviren und die Becher zu füllen!

Die Einwohner von Bozen führen schon in jener Zeit meist deutsche Namen, doch haben sich wohl, wie jetzt, auch manche Italiener dort aufgehalten. (Siehe z. B. die Urkunde Nr. 90, welche errichtet ist *in burgo Bauzani, in domo lapidea Odelrici Menegelli*, eines verkleinerten Minigo.)

In dem wälschen Gebiete schlagen bei Priestern, Bürgern und Bauern die kirchlichen Namen vor, die Ritter und Edelfrauen aber prangen noch in denselben bajuvarischen (hier wohl besser longobardischen) Namen, wie die Ritterschaft im Brixner Bisthum, nur daß jene durch die Notare etwas italienisirt sind.

So finden sich Arpo (Aribo), Maginfredus, Gislembertus, Adelpretus, Amelricus, Rodegerius, Adelgaussus (Adelgoz), Armengarda, die Gemahlin des Priesters Konrad von Terzolaso und deren gleichnamige Tochter Berta, Gisla und sehr viele andre dieser Art. Darunter auch zahlreiche italienische Diminutiva, wie Riprandinus, Henrigitus, Ugozzonellus (von Hugo, Ugo, Uguzzo, Uguzzone). Der sehr häufige Oluradinus dürfte wohl Olvradinus zu lesen sein und vom deutschen Wolfrat herkommen. Mit dem dreizehnten Jahrhundert beginnen auch die Namen aus den ritterlichen Sagenkreisen, wie Lanzelotto, Percival, Tristaminus, letzterer der Sohn des Herrn Tristams von Lana bei Meran. Aus jenem leichten und vielfältigen Verkehr miteinander, bei welchem niemals von Unkenntniß der Sprache die Rede ist, möchte man annehmen, daß damals die „Gebildeten" in beiden Hälften des Bisthums fast mehr noch als heut zu Tage zweisprachig gewesen, wie denn freilich auch die Sprachgebiete noch viel mehr durcheinanderliefen. — Interessant ist eine Urkunde vom Jahre 1222, in welcher etwa dreißig Einwohner und Einwohnerinnen von Neumarkt aufgezählt werden — den Namen nach zum größeren Theil Italiener. Ganz vom deutschen Geist durchweht sind dagegen die Ordnungen, welche Bischof Friedrich von Wanga im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts für die Bergwerke bei Trient erlassen hat.

Hier führen die Berge noch deutsche Namen, die Gewerken und Knappen sind Deutsche und die nicht immer ganz verständlichen Kunstausdrücke des Bergbaus sind alle der deutschen Sprache entnommen. Dort ist auch bestimmt, daß die Gewerken in der Stadt wohnen und Bürger von Trient werden sollen, wodurch dem deutschen Blute daselbst gewiß eine neue Auffrischung zu Theil wurde.

In spätern Zeiten lassen sich, so viel bis jetzt bekannt, nur aus Bündner Quellen einige Nachrichten schöpfen. So sagt Ulrich von Campell (1550), daß zu seiner Zeit noch das Dorf Partschins bei Meran, Guler von Winek, daß das Matscher Thal bei Mals noch sechzig Jahre später romanisch gesprochen habe. Nach mündlicher Mittheilung wollen sich alte Matscher Bauern noch jetzt erinnern, daß man in ihrer Jugend romanisch gesprochen, was mir aber kaum glaublich scheint.

Uebrigens ist der ehemalige Romanismus nicht blos in den Ortsnamen, sondern auch in manchen andern Dingen jetzt selbst noch dem blöden Auge sichtbar, obgleich er mitunter den Verfassern der Idiotiken nicht recht klar werden will[17]). So sind noch heutiges Tags im Etschland alle Ausdrücke für die verschiedenen Gemeindeverbände romanisch; so Dechanei decania, Malgerei marcheria, Riegel regula, Leeg liga u. s. w. Auch die Sprache des Weinbaues kommt noch fast ungemischt aus der romanischen Zeit[18]). Und daß selbst auf der bajuvarischen Brecherspitz und dem hohen Miesing, wenn auch nicht die virgilischen Tityrus und Amaryllis oder Menalcas und Phyllis, so doch andere römische Hirtenpärchen einst ihre Idylle abgespielt, das zeigen neben jenen Ortsnamen jetzt noch nach vielen hundert Jahren auch andere romanische Ausdrücke, die sich in

der bayerischen Alpenwirthschaft erhalten haben, wie Senn, churwälsch segnun, Kaser casura, Söller solarium, Schotten excoctum, und der größte Theil der populären Alpenbotanik, wie Marbl marrubium, Madaun montanum, Speik spica u. s. w.

Also nicht nur einst zur Heidenzeit ganz Rhätien ein romanisches Land, sondern selbst noch in christlichen, bajuvarischen, ja vielleicht noch in tirolischen Zeiten Wälsche bis in's Achenthal! „Welch' ein Triumph für unsere Bescheidenheit!“ rufen vielleicht die feurigen Italianissimi, wenn sie anders diese Blätter lesen; „wären wir doch schon mit einem Italien bis zum Brenner zufrieden gewesen und nun erweitert sich unser Gedankenreich bis an die Zugspitz oder den Wendelstein!“ Dazu die Entsagungsfähigkeit der großen deutschen Nation, welche nicht wie andere für ihre natürlichen Gränzen, sondern nur für Arrondirung der Nachbarn schwärmt!

Es darf nicht überraschen, wenn viele brave und ehrenwerthe Tiroler solche Abhandlungen, wie die unsere, sehr unwillig aufnehmen und sie sogar für gefährlich halten. Heißt das etwas anderes, sprechen sie, als den Bersaglieri ein Stelldichein auf dem Brenner geben? Kein Wunder, wenn sie den Weg zur Scholastica am Achensee dann auch noch finden! Muß man solche widerliche Geschichten in den Zeitungen auskramen, oder soll man sie nicht lieber mit einer Tarnkappe verhüllen und in den unzugänglichsten Rumpelkammern vergraben?

Doch verzaget nicht, denn das Gleichgewicht läßt sich unschwer wiederherstellen. Dem Kriegs- und Eroberungsplan der Italianissimi fehlt es vor allem an linguistischer Gründlichkeit. Nördlicher als in den jetzigen Sitzen haben

nämlich die eigentlichen Italiener nie gewohnt. Seitdem die alte Römersprache in ihre Töchter auseinander gegangen ist (vor etwa dreizehnhundert Jahren), sprach man im jetzigen Deutschtirol dasselbe Idiom, wie noch heut zu Tage in Gröden, in Enneberg und in Graubünden, ein Idiom, das man in Trient so wenig versteht, als in Innsbruck — ein Idiom, welches sich zu den provençalischen Sprachen stellt und mit dem Catalanischen vielleicht mehr gemein hat, als mit dem Venetianischen. Wenn nun die Italiener die Rücksicht auf die alte Sprache, welche einst zu Bozen und Brixen gesprochen wurde, im Sturm der Leidenschaft nicht ganz beiseite setzen wollen, so werden sie selber einsehen, daß sie auf jene Städte eben so wenig Anspruch haben, als auf Montpellier oder Toulouse.

Wäre dem aber auch nicht ganz so, so fiele die Abrechnung dennoch zu unsern Gunsten aus. Wenn auch einst am Achensee italienische Sennerinnen Almenrosen und Vergißmeinnicht gewunden hätten, so gab es doch auch eine Zeit (unter den Longobarden nämlich), wo in Benevent so gut deutsch gesprochen wurde, wie jetzt in Bozen. Und was die Ortsnamen betrifft, so gehen die deutschen viel weiter nach Italien hinein, als die romanischen heraus. Jene oft unangenehmen Verräther anderer Zeiten sind in Oberitalien sogar nicht selten und sehr leicht an dem Ansatz engo zu erkennen, welcher unser deutsches ingen ist. Oder sollte nicht jeder gute Deutsche einsehen, daß Namen, wie Bussolengo, Rodengo, Barengo, Pozzolengo, Gottolengo, Gossolengo nur die unverkennbaren Doppelgänger unserer Büßling, Roding, Bäring, Pützling, Güttling, Güßling sind? Sonderbarerweise scheint es unter Altbayerns gebildeten Touristen noch keinem einzigen aufgefallen zu sein,

daß jenes Ghislarengo an der Sesia oberhalb Vercelli ganz genau unser bekanntes Geiselhöring, die Eisenbahnstation an der kleinen Laber, ist*). Freilich befand sich auch der sonst große Kaiser Napoleon in einem bedauerlichen Irrthum, wenn er seine Schlacht von Marengo bei einem italienischen Dorf gewonnen zu haben glaubte, da es doch ursprünglich ein deutsches war, dem Namen nach ganz identisch mit dem durch seinen Gewerbfleiß und seine Brauerei ausgezeichneten Mehring, zwei Stunden von Augsburg.

Diese Gleichungen sind vielleicht neu, aber sie sind dennoch richtig. In den alten italienischen Urkunden finden sich noch mancherlei Namen, wie Gatingo, Justingo, Munesingo, Audolingo**), lauter Orte, welche tief in der Lombardei liegen und doch dieselben sind, wie unser Gatting, Justing, Münsing, Aidling[19]).

Wenn einmal ein sprachgewandter Mann aufstünde, um die oberitalienischen Namen mit dem Auge eines alten Longobarden zu betrachten, so würde wohl noch manche Ueberraschung herausspringen. Vielleicht darf man jetzt schon fragen, ob denn da, wo unser ingen sich so vielfältig findet, nicht auch unser — aha, — ach vorkommen sollte? Und wer weiß, ob jene — ago, — aga, die auch nur in Oberitalien, aber da sehr häufig zu treffen sind, auf diese Frage nicht eine Antwort geben können? Man hat sie bisher für keltisch gehalten, aber man sieht nicht recht

---

*) Gisalharingun hieß es ursprünglich, woraus dann, da die Italiener kein h aussprechen, Gisalaringun und zuletzt das jetzige Ghislarengo wurde.

**) Siehe noch mehrere bei Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. 2. Aufl., II., S. 353, wo auch die Nachweisungen.

ein, warum z. B. Legnago nicht unser Leinach, Caltinaga unser Kaltenach, Gonzaga unser Günzach und am Ende auch Urago am Oglio, obwohl das Posthaus nicht so trefflich und die Leute nicht so liebenswürdig sein werden, wie dort an der rauhen Alb — warum nicht Urago das württembergische Urach oder ein bayerisches Aurach sein sollte. Auch die Münchener Forscher dürften der Sache nicht länger mehr fremd bleiben, da sie vielleicht bald zu der Untersuchung veranlaßt werden, ob das kleine Musacca am Gardasee nicht ein Namensvetter zu unserm freundlichen Moosach auf der malerischen Münchener Haide ist[20]). Bis jene darüber klar geworden, können sich die Gelehrten Vorarlbergs besinnen, ob nicht jenes Bezecca im Ledrothal ihre bekannte Bezegg im Bregenzer Walde vertrete, wie denn auch Herr von Attlmayr, ein Schriftsteller, den wir später noch erwähnen werden, in Locca und Enguiso desselben Thals ein deutsches Lache und Engwiese zu finden glaubt.

Was soll man nun ausdenken, um alle berechtigten Ansprüche zufrieden zu stellen und jedermann zu vergnügen? Da es die südlichen Nachbarn uns in allen Tugenden zuvorthun wollen, so werden sie wohl auch in der Gerechtigkeit nicht hinter uns zurückstehen mögen. Wenn die Italiener als Rechtsnachfolger der Rhätoromanen also ihre Pardatsch, Montatsch, Vallatsch herausverlangen, so werden wir sie als Rechtsnachfolger der Longobarden um unsere Büßlingen, Güttlingen, Güßlingen, um Wälsch-Mehring und Wälsch-Geiselhöring bitten. Eine solche buntscheckige Enclavenwirthschaft dürfte aber kaum mehr zum Guten führen und so würde man wohl bald von beiden Seiten einen umfassenden Gebietsaustausch als wünschens-

werth erachten. Wie, wenn wir den Italienern ganz Deutschtirol überließen, soweit man von Pardatsch, Ballatsch, Montatsch zu hören vermag und sie uns die ganze Lombardei mit ihrer Zuwage bis Marengo und Ghislarengo als altlongobardisches Erbgut zurückerstatteten? Der Gedanke ließe sich noch weiter verfolgen, aber uns bedünkt, er fängt jetzt schon an lächerlich zu werden. Und so wollen wir's denn in Gottes Namen beim Alten lassen, was auch den deutschen Tirolern das Vernünftigste scheinen wird.

Gröden und Enneberg, die beiden geheimnißvollen Schwesterthäler, haben wir auch schon erwähnt und warum sollen wir nicht noch ein Weilchen bei ihnen stehen bleiben? Das zahme Gröden, Gardéna, ist allen Kinderfreunden werth wegen seiner Schnitzlerkunst, das wilde Enneberg ist den Geologen zumal wegen seiner Petrefacten theuer. Beide Thäler bewahren noch eine romanische Sprache, was früher sehr räthselhaft schien und allerlei unnütze Hypothesen hervorrief. Ihre Lage ist nur insofern auffallend, als die Hauptthäler, in welche sie einmünden, das Land am Eisack und das Pusterthal, längst germanisirt sind. Wenn der Wanderer, von Salurn herkommend, an den Strömen aufwärts geht, etwa neun Meilen lang, so thut sich alle zwei oder drei Stunden zur rechten Hand ein Seitenthälchen auf, aus welchem ihn die deutscheste Luft anweht, denn die Leute, die dort wohnen, sind nicht blos gute Deutsche, sondern glauben auch aus Hessen oder Frankenland zu stammen. Wenn aber derselbe Wanderer, der jetzt schon fast zwei Tagreisen in Großgermanien zurückgelegt zu haben glaubt, fünf Stunden ober Bozen, bei Kolmann nämlich, die Frage thut: wo denn die neue Straße hinführe, welche enthalb des Eisacks in wilden Schluchten sich

verliert, so sagen ihm die Auskunftspersonen: Hier geht's in die Krautwälsch — dort drinnen wohnen die Grödner und über dem Grödnerjöchel wohnen die Enneberger und die Badioten — lauter gute Leute, die aber weder der Deutsche noch der Italiener versteht und die man daher billig die Krautwälschen nennt.

Aber wenn auch ihr Dichten und Trachten dem Bache nach in's deutsche Land herausgeht, so haben sie doch über das Gebirge noch immer einen dünnen Zusammenhang mit ihren lateinischen Sprachverwandten am Avisio und in Friaul. Warum sie sich in ihrer Mundart nicht nach diesen gerichtet, wissen sie selber nicht. Wahrscheinlich aber weil der Verkehr mit den italienischen Gränznachbarn viel geringer ist, als mit den deutschen, auch weil sie immer unter deutschen Herren und deutschen Gerichten standen. Wie dem auch sei, in diesen beiden Thälern hat sich die späteste Form des Dialects erhalten, der einst bis an die bayerischen Alpen gesprochen wurde, ungefähr wie sich im innern Graubünden noch die Sprache fortspricht, die einst bis Hohenems und St. Gallen im Gebrauch war.

Dieser Dialect lag aber seit langen Zeiten in unwürdiger Vergessenheit. Obwohl, wie Herr Director Rufinatscha versichert, die Wissenschaft anderswo kaum treuere und emsigere Pfleger hat, als in den Alpen, so kömmt's doch öfter vor, daß man sich selbst um die nächstgelegenen Aufgaben nicht viel kümmert. Seit den Tagen der bayerischen Herrschaft, als der Pfleger Steiner zu der Feder griff, um die ihm liebgewordenen Grödner und ihre Sprache zu schildern, hatte sich außer Herrn Professor Mitterrutzner in Brixen, der einmal ein kurzes Programm über die ostladinische Orthographie geschrieben, keiner unsrer vielen

Forscher in diese Dolomitenthäler verloren, um der gespannten Außenwelt über jene Sprache zu berichten, die früher gleichermaßen für die altrhäto-etruskische gehalten wurde, „in welcher der tuskische Augur den Flug der Vögel deutete und die Welt von Rom Gesetze empfing“ *).

Endlich vor zwei Jahren überraschte uns eine neue Schrift unter dem Titel: „Gröden, der Grödner und seine Sprache. Von einem Einheimischen.“ (Bozen, 1864.) Der Verfasser ist, wie wir hören, der hochwürdige Herr Vian, Curat zu Urteschei oder Ortiseit (Nesselfeld) in Gröden, wo man als Kirchenpatron den Augsburger Heiligen St. Ulrich verehrt. Bescheiden hebt er in der Vorrede an: er habe nicht einen wissenschaftlichen Tractat an's Licht stellen, sondern ein gutes Völkchen schätzen lehren, zugleich aber auch die Gegend und Umgebung mehr und richtiger bezeichnen wollen, „damit ein wißbegieriger Tourist sich nicht von einer geschwätzigen Kellnerin anplauschen lasse und unrichtige Sachen in sein Tagebuch aufnehme, was einem Herrn Lewald und sogar einem Beda Weber begegnet ist.“ Diese nervige Sentenz hat mich sehr erfreut und moralisch gehoben, nicht weil es mich ergötzt, wenn ein Nebenmensch seinen Stich erhält, sondern weil nun auch die andern einsehen werden, daß ich, der vor zwanzig Jahren dieselben Wege gegangen, mich von geschwätzigen Kellnerinnen nicht anplauschen lassen und auch keine unrichtigen Sachen in mein Tagebuch aufgenommen habe. Uebrigens führt der Verfasser überhaupt eine scharfe Klinge

---

*) Doch hat später einmal Herr Landrichter Haller in der Zeitschrift des Ferdinandeums auch eine kleine Abhandlung über Enneberg und seine Sprache veröffentlicht.

und spricht manche unangenehme Wahrheit gelassen aus, in voller Kenntniß seines tirolischen Publicums, welches viel lieber einen wohlwollenden Tadel, als eine unverdiente Schmeichelei erträgt.

Herr Vian eröffnet sein Werklein, bezeichnend genug, indem er mit eigener Wärme schildert, wie vor zehn Jahren die neue Straße in's Thal eröffnet wurde. Der wilde Gröbnerbach eilt nämlich allerdings auf dem kürzesten Weg „an's Land" *), da er sich schon vorlängst durch schreckliche, ungangbare Felsenschlünde seinen Pfad gefressen hat; aber die denkenden Menschen mußten diese Schlünde weit umgehen und kletterten in die ladinische Alpenwelt über steile, himmelhohe Steige hinein, welche an schönen Sommertagen furchtbar heiß und im Winter lebensgefährlich waren. Wer sich an diese Mühsal erinnert, der fühlt die Freude mit, welche die Thalbewohner empfanden, als am 26. October 1856 die erste vierspännige Staatscarrosse voll hoher Würdenträger und mit ihr noch andere blumenbekränzte Wagen voll der angesehensten Gäste in's Land der Gröbner einfuhren. Es war ein wunderschöner Herbstmorgen und die Nachbarsleute waren bis von Brixen und Bozen gekommen, um diesen Ehrentag in freudigster Stimmung mitzufeiern. Die Böller schienen noch nie so schön gekracht zu haben, die Musikbanden der Schützencompagnien spielten wunderbare Weisen, die Krieger schritten stolz nach dem Tact der martialischen Märsche, die durchschossenen Tirolerfahnen, die wehenden Triumphbogen, die schönen

*) Land nennt man im Gebirge das Hauptthal im Gegensatz zu den Nebenthälern. Der Gröbner, wenn er nach Klausen, der Stubaier, wenn er nach Innsbruck geht, reist „in's Land" hinaus.

Festjungfrauen und unzählbares, feiertäglich geputztes Volk — alles wogte und glänzte zwischen den hohen Bergen märchenhaft im Morgensonnenschein.

Und nachdem sich alle, die erwartet worden, gesammelt, setzte sich die freudige Menge in Bewegung und zog „unter fröhlichen und vertraulichen Gesprächen bis zum neuen Bräuhause und zum Eiskeller. Auf einem grünen Rasenplatze mit einem Tische in der Mitte war hier die Musikbande von St. Peter aufgestellt und lud die Herren durch gemüthliche Adagios zum Absteigen ein. Die Zunge hatte sich durch anhaltende Gespräche vertrocknet und man war froh, hier ein Gläschen frisches Bier einnehmen zu können.“

Wenn sich nach dieser Erfahrung der anderswo nicht mehr ungewöhnliche Gebrauch der Eiskeller am Eisack und an der Etsch, wo man jetzt im Sommer das spülwarme Porphyrwasser trinken muß, noch weiter verbreitet, so würden wir der Eröffnung der Grödnerstraße auch aus diesem Grunde immer ein dankbares Andenken bewahren.

Nach einer kurzen, angenehmen Ruhe ging es auf der neuen Straße weiter den Bach entlang am Fuße eines schauerlichen Bergsturzes hin, wo früher kaum eine Gemse durchgekommen wäre, und nach verschiedenen Feierlichkeiten, die wir hier der Kürze halber übergehen müssen, erreichte der Zug unter unendlichem Jubel das festlich beflaggte St. Ulrich, wo der Tag in so herrlicher Lustbarkeit, wie noch keiner vor ihm, zu Ende ging. Der eigentliche Heros des Festes war aber der wackere J. B. Burger, der Bürgermeister und Spielwaarenverleger, der vor vielen Jahren schon den kühnen, zuerst belächelten Gedanken gefaßt und nicht abgelassen hatte, bis er ausgeführt war. Selbst in Spanien aber, als Amerika entdeckt worden, mag die Freude nicht

so groß gewesen sein, als damals die der Grödner, da ihnen gleichsam die Berge weggerückt waren, die sie bisher von der gebildeten Menschheit geschieden. Jetzt zieht der Pilger mühelos seinen Weg, der ehedem so hart und anstrengend war; jetzt fahren die geschnitzten Hanswurste, Puppen, Potentaten und Heiligen in geräumigen Frachtwagen hinaus, während sie früher mit unendlicher Mühsal und steter Gefahr für Mensch und Thier in kleinen Karren über die abschüssigen Bergpfade gefördert werden mußten — jetzt kommt wohl auch aus andern Thälern leichter das unentbehrliche Zirbenholz hinein, das in Gröden allmählich ausgegangen ist, da es die fleißige Bevölkerung im Lauf der Jahre aus Unachtsamkeit ganz weggeschnitzelt hat. Andrerseits nimmt sich das neue glatte Sträßchen freilich aus wie ein blanker Stoßdegen, der dem Romanschismus von Gardena geradezu in den Leib fährt. In der zweiten oder dritten Generation wird vielleicht schon die alte Sprache dort verschollen und nichts mehr zu hören sein, als das kräftige Tiroler Deutsch, wie es heraußen am Eisack erklingt, was mir fast leid thut, denn die rhätischen Alpen werden um eine anziehende Besonderheit ärmer und ich habe immer eine gewisse Vorliebe für dieses grüne ladinische Eiland und seine Augurensprache empfunden.

Der Verfasser geht nun auch auf die innern Zustände des Thales über, auf die Anfänge der Schnitzlerei, sowie der Handelschaft und schildert, wie es der Grödner, fleißig, sparsam und redlich, allmählich so weit gebracht, daß heutiges Tags in ganz Europa kaum eine große Handelsstadt gefunden wird, in der nicht ein reiches Grödnerhaus sich niedergelassen. Auch Dominik Mahlknecht, der berühmte Bildhauer, der jetzt im eigenen Hause zu Paris, Rue de

Babylon, wohnt, ist, was mit Ruhm gemeldet wird, dem Grödnerthal entsprossen. (Ebenso Peter Rocker, der Holzschnitzer, der jetzt zu München lebt.) Mehr als dieses wollen wir aber der Einleitung nicht entlehnen, da es dem Herrn Verfasser wohl lieber ist, wenn sich die Leser mit seinem Büchlein selbst bekannt machen.

Auf jene Einleitung folgt dann die Grammatik der Grödnersprache. Sie ist allerdings mit etwas mehr Druckfehlern ausgestattet, als man sonst in Grammatiken für nöthig erachtet, im übrigen aber mit Fleiß und ausreichendem Verständniß gearbeitet. Es geht aus ihr hervor, daß, wie schon angedeutet, die Sprache der Grödner zwar mit der italienischen die Mutter gemein, aber von Jugend an einen ganz anderen Lebenslauf genommen hat, als ihre Schwester. Diese war in den reichen Freistädten, an den Fürstenhöfen, im Schatten der Pontifexe groß geworden und waren schon die berühmtesten Werke in ihr geschrieben, da jene noch gedankenlos die Zirbenwälder am Langkofel durchstrich und noch fünfhundert Jahre zu warten hatte, bis endlich in unserer Zeit ihr erstes bedeutendes Buch, die zehn Seiten lange Via della santa Crousch (der heilige Kreuzweg), zu Bozen an's Licht trat. Daher die Feinheit der einen und der Waldgeruch der andern. Aus dem mitgetheilten Phrasenvorrath ersieht man übrigens, daß der Grödner zwar noch romanisch spricht, aber schon ganz deutsch denkt, denn alle seine Redensarten und Wendungen sind den deutschen auf's täuschendste nachgebildet. Nicht wenig interessant ist auch im Wörterschatz eine gute Anzahl von Wildlingen, d. h. solchen Wörtern, die weder aus dem Deutschen noch aus dem Italienischen herzustammen scheinen und daher wohl großentheils der alten Sprache

angehören, die ehemals hier gesprochen wurde, bevor die Römer in's Land kamen. Auch sie bilden einen Theil der Acten, die dem gestrengen Richter vorgelegt werden müssen, welcher einst den Streit: ob Etrusker oder Kelten, zu entscheiden haben wird. Daß eine wissenschaftliche Behandlung dieses Idioms, welche aber auch das Ennebergische, das Churwälsche und wenigstens die nächst gelegenen italienischen Dialekte zur Vergleichung ziehen müßte, jetzt immerhin noch nicht überflüssig, geht schon aus Herrn Vians eigenen Worten in der Vorrede hervor und braucht daher nicht mit besonderer Kraft betont zu werden. Jedenfalls dürfen alle, die an solchen Bestrebungen ihre Freude haben, dem bescheidenen Verfasser für seine Arbeit sehr dankbar sein.

Im vorigen Jahrhundert reichte aber auch das Churwälsche noch bis Taufers und Schlinig im Vinstgau, vielleicht bis in's Matscher Thal herein, allein es ist jetzt vor dem Deutschen zurückgewichen und heutiges Tags gibt es auf deutschtirolischem Boden, außer in Gröden und Enneberg, keine Romanschen mehr.

VIII.

Ethnographische Betrachtungen.

Bajuvaren, Gothen und Longobarden.

Wer diese Romanschen aber ehedem abgeschwendet, vielmehr in sich aufgenommen, sich angeglichen und damit der großen deutschen Nation übergeben und einverleibt hat, das sind zunächst die Bajuvaren — ihre unmittelbaren Nachfolger. Von der Vorzeit mit dem tiefsten Dunkel übergossen, saßen diese lange Jahre namenlos zu beiden Seiten des Böhmerwaldes, wo sie nach den besten bayerischen Schriftstellern in den finstern Fichtenwäldern über ihre Zukunft nachdachten und sich auf große Thaten vorbereiteten. An den langen Winterabenden erzählten sie sich auch jene wunderschönen Märchen, welche zu unserer Zeit F. v. Schönwerth in ein Buch gesammelt, das jede andere Nation entzücken würde, das aber bei uns in der Masse des trefflichen, was jeder Tag hervorbringt, kaum beachtet wurde. Und ehe man sich's versah, schritten sie über die Donau, nahmen das weite, damals ganz öde Flachland ein, welches sich von jenem Strom bis zu den Alpen ausbreitet, und warfen sich unter dem Namen der Bajuvaren als großes und namhaftes Volk auf, zum sichtlichen und fast bis in die neueste Zeit andauernden Verdruß der Geschichtschreiber, welche so lange nicht erdenken konnten, wo

sie denn eigentlich hergekommen, bis man in ihnen die alten Markomannen wieder erkannte, von denen man andererseits nicht zu erfragen wußte, wo sie hingekommen. Und als sie sich in dem neugefundenen Lande wohnlich eingerichtet, erweckte das Hochgebirge, das über dem Flachland aufsteht, ihre Sehnsucht und sie erhoben sich wieder, um jene wälschen Thäler zu entdecken, in denen einst die prächtige Stadt Veldidena gestanden (jetzt Wilten bei Innsbruck), jene Thäler, über welche hinaus das schöne Italien und die weltberühmte Stadt Rom an der Tiber liegen mußte. Von dieser ersten Alpenfahrt des bajuvarischen Jugendalters weiß aber die Geschichte auch wieder nichts. Ohne viel zu reden und in die Welt hinauszuschreien, was nicht ihre Art ist, haben sie auch dieses Stück zu Stande gebracht. Ob sie dabei viel Blut vergießen und Heldenthaten verrichten mußten, oder ob sie bloß durch ihren großen Namen und ihrer Sitten jetzt noch fühlbare Lieblichkeit erobert, ob sie etwa in den schönen Breiten des Innthals, auf der grünen Hochebene von Sterzing für etliche Jahre Halt gemacht und sich ausgeputzt, ob sie in einem unwiderstehlichen Sturmlauf über Berg und Thal von der Kufsteiner Klause bis ins Etschland gerannt, ob ihre Officiere auch gute Specialkarten mit sich geführt und in der Geographie bewandert gewesen, oder ob sie — nach dem Frankfurter Beispiel — den reichen Bozenern unter Anrufung Gottes sechs Millionen aus den Truhen gezogen (was man ihnen als Barbaren nicht so stark hätte übel nehmen können), über alle diese Fragen ist unserer Zeit das Licht leider gänzlich ausgegangen.

Die Großväter unsrer Urgroßväter, welche auf Aventinus bauten, und Aventinus, welcher auf die alten Reime

und Lieder in den Büchereien unsrer Klöster seinen Glauben gesetzt, sie waren in diesem Stück viel besser daran als wir. Ihnen fiel es nicht schwer, sowohl den Herzog Adalger von Bayern für wahr und wirklich zu halten, als auch Herzog Theodo den Großen, der hundert Jahre vor dem ersten historischen Theodo in neun Riesenschlachten bei Oetting, Perlach, Mittenwald u. s. w. die Römer von der Donau bis tief in's Gebirg hinein besiegt und das Land ihnen abgewonnen haben soll. Die Berichte über jene Schlachten sind viel detaillirter als die von Roßdorf und Dermbach, wie sie uns in den ersten vier Wochen zukamen, obgleich diese Waffenthaten viel wirklicher zu sein scheinen als jene.

Da es aber lobenswerth, zu wissen, nicht allein was wir selber glauben sollen, sondern auch was die geglaubt, die vor uns da gewesen, so ist es vielleicht jetzt noch nicht zu spät, noch etwas weiter, nämlich hinter Aventin, zurückzugehen und auch den einst viel besungenen Herzog Adalger wieder in's Gerede zu bringen und seinen Ruhm mit neuen Farben wieder aufzufrischen. Von ihm erzählt schon Vater Fromund von Tegernsee im zehnten Jahrhundert und in deutschen Reimen die Kaiserchronik aus dem zwölften. Wenn die letztere gut unterrichtet ist, so kamen die Römer, wohl an dreißigtausend Mann, damals vom Trienter Thal herangezogen und ihr König Severus führte selber den Befehl. Ihnen entgegen legte der edle Herzog Adalger sein Heer, das er am Inn gesammelt hatte, zu Brixen auf das Feld. Da war ein Graf, der hieß Volkwin (wovon die Völkel, Völk) und stach des Königs Fähnrich nieder. Da hoben die Bayern ihr Schlachtlied zu singen an und drangen mit ihren Schwertern auf die

Römer ein. Und nach einem sommerlangen Tag, als die Walchen alle wund und erschlagen waren, warf auch der König das Schwert weg und sprach: „Rom, dich hat Bayerland geschändet! Nun will ich nicht mehr länger leben," worauf Volkwin, der Graf, durch einen Schwertthieb seinen Tagen ein Ende setzte. Und als der König dieses Lebens ledig war, stieß Adalger, der sieghafte, seinen Speer beim Haselbrunnen in die Erde und sprach: „Dieß Land hab' ich gewonnen, den Bayern zur Ehre. Diese Mark diene ihnen immermehre!" — Es steht noch ein Brunnen zwischen Brixen und Klausen und ein Wirthshaus dabei, das man jetzt beim Ziggler heißt und, wie Anton Hofer, der Vollender des Schöpfischen Idiotikons, wissen will, ist dieß der „unzweifelhafte" Haselbrunnen Herzog Adalgers. Ich bin schon öfter vorbeigekommen, ohne es recht zu merken, aber möglich ist es schon.

Vierhundert Jahre später, zu Aventins Zeiten, hatte sich aber schon viel verändert in dieser Geschichte. Aus dem Adalger der Kaiserchronik war jener Herzog Dieth (Theodo) der Große und aus dem König Severus war Herr Dietrich von Bern, „kaiserlicher Majestät und des heiligen römischen Reichs Statthalter und Vogt, König der Ostergothen" geworden. Die eine Schlacht bei Brixen war, wie schon gemeldet, in neun andere auseinander gegangen, deren letzte im Etschland geschlagen wird, und der Haselbrunnen hatte sich leider in einen Eselbrunnen verkehrt, der aber, was ein vernünftiger Fortschritt, nunmehr zwischen Bozen und Trient steht. Aventin sagt bei der Gelegenheit: „Von diesen Dingen und Sachen allen sind noch viel alte deutsche Reime und Meistergesäng vorhanden in unsern Stiftern und Klöstern, denn solche Lieder

allein sind die alte deutsche Chronica, wie denn bei uns noch der Landsknecht Brauch ist, die allweg von ihren Schlachten ein Lied machen!“ Und wer weiß, ob damals nicht die Bayern über die Brixner Schlacht ein Lied gemacht und ob sich dessen ein Nachhall nicht in der Kaiserchronik erhalten hat? Wenn die Gothen oder die byzantinischen Römer*) sich wirklich gegen die eindringenden Eroberer zur Wehre setzen wollten, so hatten sie wenig Wahl in den Schlachtfeldern. Nur auf der Ebene von Brixen konnte der letzte Versuch gewagt werden, Bozen, Trient und Verona, die schönen Städte, zu retten. Und so mag denn gleichwohl in den alten Reimen der Kaiserchronik eine Erinnerung an eine alte Wahrheit erhalten sein**). Auch die Sage der Grödner kennt jene Schlacht,

*) Bayerische Geschichtschreiber pflegen anzunehmen, daß die Bajuvaren im ersten Jahrzehent des sechsten Jahrhunderts die südliche Donauebene besetzt und eingenommen haben. Damals hatten sie im rhätischen Gebirge noch die Gothen als Nachbarn. Der Byzantiner Narses überwand den letzten Gothenkönig Teja im Jahre 553. Von da an war Rhätien unter byzantinischer Herrschaft bis 569, in welchem Jahre die Longobarden sich Oberitalien und das südliche Alpenland unterwarfen. Um welche Zeit die Bajuvaren sich im Gebirge auszubreiten begannen, ist nicht sicher anzugeben. Alb. Jäger hält für wahrscheinlich, daß sie in den Jahren 565—595 erst bis in's Pusterthal und nicht früher als um 680 bis Bozen und Meran gekommen seien. Darnach wären die Bajuvaren im Gebirge nicht auf Gothen oder byzantinische Römer, sondern auf Longobarden gestoßen, was leider mit der Kaiserchronik und mit Aventinus nicht zusammenstimmen will.

**) Eine Fülle von interessanten Mittheilungen über die Wandlungen der Adelgerssage gibt H. F. Maßmann in seiner Ausgabe der Kaiserchronik.

die sie nach Seben (grödn. Schaewes), dem uralten Bischofssitze oder Klausen benennt; auch sie legt den Deutschen den Sieg bei und glaubt, daß die Römer, welche damals dem Tode entronnen, sich theilweise nach Gröden geflüchtet und das Thal zuerst urbar gemacht haben.

Und o des schönen Morgens, als unsere wackern Bürschen in ihren blauweißen Kriegskitteln zum erstenmal von den rauhen Höhen des Rittens oder von St. Katharina in der Scharte hinunterschauten in das sonnige Paradies des Etschlandes, wo statt der Schlehen und der Holzäpfel des Böhmerwaldes die süßen Muscatellertrauben und die goldenen Pomeranzen winkten! Wie lustbarlich mögen sie in den Kellern von Terioli, Majä und Bulsanum ihre germanischen Schlünde mit dem rhätischen Wein erfrischt haben, welchen Virgilius, Strabo und Wolfram von Eschenbach so hoch gelobt, welchen Kaiser Augustus so gern getrunken hat! Wie bald mögen sie unter Siegesliedern den bittern Gerstensaft vergessen haben, der sie einst an der Waldnaab gelabt und wohl auch nicht besser war als das heutige Münchner Bier! Kein Zweifel ferner, daß sie die Augen weit aufrissen, als ihnen deutlich wurde, daß sie unter ein ganz fremdes Volk gerathen, daß hier selbst die Kinder schon (wenn auch sehr schlecht) lateinisch sprachen, daß die Männer nicht mehr Hildebrand und Hadubrand, Siegebrecht und Giselher hießen, sondern meistens Minigo, die Dörflein und die Ansitze aber nicht mehr Trudering, Engelschalking oder Dagelfing, sondern Sirmianum, Priscianum und Crispianum! Dieser fröhliche Einzug der ersten Bajuvaren in das rhätische Neufundland, die ersten begeisterten Flitterwochen, die Ansprachen der Bürgermeister, die liebenswürdige Zudringlichkeit der Festjungfrauen, die

Stadtbeleuchtungen und Jubelbälle, dies ist aber alles längst vergessen und verschollen und weiß selbst keine Sage und kein Lied mehr davon zu erzählen. Immerhin haben sie dort auch unter den Romanen schon deutsche Brüder gefunden, übergebliebene Gothen nämlich, welche jetzt machtlos und gebeugt den Fall ihres großen Volks, ihres ruhmvollen italischen Reichs betrauerten.

Ja Gothen! und dieß edle Geblüt hat sich — wenn nicht alles täuscht — bis zum heutigen Tag erhalten. Es ist nämlich in neuester Zeit nicht bloß behauptet, sondern auch sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß die tapfern, hochgestreckten und so würdig einhergehenden Bauern aus dem Burggrafenamte, zunächst die Helden von Algund, von Mais und von Passeier (und wohl auch jene von Schnals, von Ulten und Sarnthal), diese Männer mit dem stolzen Antlitz, mit den leuchtenden Augen, diese herrlichen Jünglingsgestalten und jene Mädchen in ihrer ernsten Schönheit nicht von der bajuvarischen Einwanderung abzuleiten, sondern die Nachkommen alter Gothenschaaren seien, die einst König Theodorich von Verona hereingesandt und angesiedelt hat, um die claustra provinciae, die rhätischen Klausen und mit ihnen das Reich gegen die anstürmenden Barbaren zu vertheidigen*). Und als die vielbesungene Herrschaft und das theure Königthum gefallen war, zogen sich auch die unterlegenen Gothen aus Italien zum größten Theile in's rhätische Gebirge zurück, weil es ihnen die nächste Freistatt bot, wo sie neben der Wärme

---

*) S. Reisebriefe aus Tirol und Italien von Felix Dahn in Prutz' Deutschem Museum 1863 S. 424 u. ff.

und den Früchten des liebgewonnenen Südens in den zahlreichen Castellen Schutz zu finden und nach eigenem Herkommen in einiger Unabhängigkeit leben zu können hofften. So konnt' es sich begeben, daß sie, einmal in solcher Menge angesessen, auch die nach ihnen erscheinenden Bajuwaren und Longobarden, obwohl deren Herrschaft tragend, in sich aufsogen und so nach verlorenem Namen dennoch dem Geblüte nach das herrschende Volk blieben. Es ist nicht zu bestreiten, daß das Aussehen jener Prachtmenschen weder mit dem der Dachauer und Ebersberger, noch mit dem der Tölzer und Bayerischzeller zu vergleichen sei und es mag daher wohl erlaubt sein, sie als eigenen physiognomischen Typus aufzustellen. Wer erinnert sich nicht, der einmal dort gewesen, an den Sonntagsmorgen in Meran, wenn diese altgothischen Gestalten aus der neugothischen Pfarrkirche kommen, sich in ihrer schmucken Landsknechtstracht zwischen den Melonen- und Traubenkörben aufstellen, dann mit stattlichen Schritten durch die Lauben wandeln und so bieder und manierlich, ohne alle Rohheit und Bauerntölpelei, mit einander und mit dem Herrenvolk ihren Zwiesprach halten — welcher gute Deutsche erinnert sich nicht, mit welch' freudigem Herzen er diese seine südlichsten Landsleute betrachtete, die so durch und durch deutsch sind und doch ein Schlag, wie er sonst in Deutschland nirgends mehr zu finden. Dazu kommt aber überdieß, daß noch ein Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts die Meraner einfach Gothen nennt — ein Zeichen, daß damals die alte Verwandtschaft noch ganz kundbar war und die alte Ortschaft Gossensaß bei Sterzing, das Gloggensachsen der deutschen Heldensage, an dessen uralten Bergwerken einst Wieland der Schmied im Feuer arbeitete, es bedeutet seinem

Namen nach auch nichts anderes als einen Sitz der Gothen*).

An der Etsch, in den alten märchenreichen Schlössern, die sich da, hochzinnig, spitzthurmig, von des Stromes Felsenufern einander in die Fenster schauten, auf Tirol, auf Hoheneppan, auf Runkelstein, auf Formigar und so vielen andern, wie auf den ehemals deutschen Burgen, die im wälschen Gebirge sitzen, da wurden von Menschenalter zu Menschenalter jene vorzeitlichen, etwas verwirrten Sagen forterzählt und fortgesungen, die an das uralte, unvergeßliche Königsgeschlecht der Amelungen hinanreichen und jetzt „der ostgothische Sagenkreis" genannt werden.

Ja, diese Lieder von Dietrich von Bern, von Kaiser Otnit von Lamparten, der auf der Burg zu Garda saß, von dem treuen Herzog Berchtung von Meran, welcher der Hofmeister König Hugdietrichs von Konstantinopel gewesen, von dieses Königs Sohn, Wolfdietrich, der Otnits Wittwe, die Kaiserin Sidrat von Lamparten, heirathete, vom Zwergkönig Laurin, dem viel kühnen Manne („zu Tirol in dem wilden Tanne, da zog er einen zarten und schönen Rosengarten"), der die wonnesame Jungfrau Similde, Herrn Dietleibs von Steier schöne Schwester, in den Berg entführte und wie Dietrich mit seinen Helden von Bern auszog, um sie wieder zu befreien, von den scharfen und lebensgefährlichen Kämpfen mit Riesen, Zwergen und Lindwürmern, an welchen allen Tirol immerdar so reich gewesen — diese Lieder erschollen damals in den Hallen der Schlösser, die Ritter und die Knappen erfreuten sich an ihrem Klang, die Edelfräulein sangen sie auf

*) S. Rhätische Ethnologie S. 103.

dem Söller, die Bauern leierten sie, wenn sie von der Arbeit mit den weißen Rindern heimwärts zogen, und die „Pfaffen“ schrieben sie kunstreich auf falbes Pergament.

Es ging damals ein Singen und ein Schallen durch die Weingelände an der Etsch, wie es nach mehrhundertjähriger Stille in Tirol erst jetzt wieder erwacht, wo jeder Jüngling, der die Pubertät erreicht hat, der Mitwelt sein Bändchen Gedichte preisgibt, während es mir viel lieber wäre, wenn er eine lesbare Monographie über ein alt Geschlecht, ein verfallenes Castell, einen verschollenen Sang, vergessene Volksrechte, aussterbende Sitten und erlöschende Gebräuche seines Vaterlandes schreiben wollte.

Der Rosengarten ist übrigens heutzutag noch mehrfach zu sehen im Lande an der Etsch, z. B. am Schlern, wo jene fürtrefflichen Dolomitpyramiden aufsteigen, die im Abendroth so rosig erglänzen, und bei Meran kam J. Zingerle vor langen Tagen mit einem alten Mütterchen zu reden, das selbst noch des Königs Laurin Namen wußte und mit dem Finger zeigte, wo sein wunderbares Eden einst geblüht. Jene andern Sagen aber, die von Bern und Garten (Garda) nach „Kostenopel“ hinüberleiten, und namentlich „König Rothers Brautfahrt“ haben sich seinerzeit rühmend und preisend um das hohe, aus Bayern stammende Geschlecht der Andechser geschlungen, die damals im rhätischen Gebirg (einen Namen hatte es noch nicht und man sagte nur in montanis) die mächtigsten waren, die, wie schon einmal erwähnt, zu Ambras saßen und Herzoge von Meran hießen, ein Titel, der zwar nicht von dem tirolischen Meran, sondern von der istrischen Meeresküste herrührt, aber doch von Spielleuten und Sängern sicherlich auf den wonnevollen Ort bezogen wurde, der jetzt

noch für so viele jener horazische Erdenwinkel ist, in dem sie von des Lebens Mühen auszuruhen wünschen. Es ist eine Wahrnehmung, die wir einst im Kloster zu Andechs aufgefaßt, daß die hochgefeierten Fürsten dieses Namens den Löwen und den Aar im Wappen führten, dieselben Zeichen, welche die alten Lieder auch Herrn Dietrich von Bern beilegen*). Es wäre nun zu fragen, ob die Herzoge von Meran diese Zeichen von jenem „ersten Helden der Christenheit" entlehnt oder ob die dankbaren Dichter jener Zeit das Wappen ihrer Gönner schmeichelnd auf den Gothenkönig übertragen haben, um so diesen als den Stammvater des Geschlechts erscheinen zu lassen. Letzteres klingt jedenfalls viel wahrscheinlicher und ersteres wäre um so mißlicher zu beweisen, als unsre Heraldiker wohl schwerlich anzugeben wissen, welches Wappen die Gothenkönige eigentlich geführt.

Man müßte den Tirolern besonders gram und feindselig sein — was jetzt freilich viele sonst gute Deutsche aus bekannten Gründen sind oder zu werden gedenken — wenn man ihren sangluſtigen Ahnen absprechen wollte, daß sie das beste oder das meiste, wenn nicht für Erfindung, so doch für Erhaltung und Fortbildung jener wunderlichen Mähren gethan. In Tirol und dort in Oesterreich klangen damals die bajuvarischen Saiten am lieblichsten und lautesten, während das dritte, stammverwandte und Hauptland, nämlich Altbayern selbst, sich andern nobeln Passionen ergeben haben mag und daher von den Dichtern jener Zeit, voran von dem Sänger der Nibelungen, gewöhnlich als ein wild und grausam Land geschildert wird, dem sich die

*) Grimm, deutsche Heldensage. S. 143 u. 237.

Gäste nur mit Angst und Bangen nähern. Wenn nun dieses üble Gerüchte eben daher rührt, daß die Sänger bei den altbayerischen Grobianen des Mittelalters — wo sie nur hingekommen sind? — nicht jene zarte Behandlung erfuhren, welche ihnen auf der Burg zu Steier, bei den Babenbergern zu Wien und den Andechsern zu Ambras wurde, so werden alle Denkenden zu lernen haben, daß die Dichter, von denen des Landes Leumund so viel abhängt, mit lieblicher Sitte und feiner Ansprache zu beehren seien, was für bayerische Spielleute und Schreiber höherer Ordnung erst unser guter Max II. zu versuchen begann, während das biedere Volk mit seinen Vorstehern und Amtleuten zum guten Theile an den altbayerischen Anschauungen des Mittelalters festhält, worüber sich mehrere Geschichten erzählen ließen.

Nach dieser Abschweifung, welche nur zeigen soll, daß die Liebe zum Land Tirol doch unserer Theilnahme für bajuvarische Dinge keinen Abbruch thut, gehen wir wieder auf jene schönen alten Gothenlieder zurück, um noch anzubringen, daß sie fast alle sehr lang und einige sogar etwas langweilig sind, da sie leicht über zehntausend Verse zählen und eine sehr trockene Dichtung zeigen. Auch sind sie nicht etwa von Augenzeugen mit Rücksicht auf wirkliche Ereignisse zusammengestellt worden, sondern lauter fabelhaftes Zeug, das man zwar zu Aventins Zeiten noch mehr oder weniger für Wahrhaftigkeit hielt, jetzt dagegen bei der Geschichtschreibung nicht mehr in Anschlag bringt. Aber es rieselt gleichwohl ein schmales Bächlein von Erinnerungen durch, das schon im vierten und fünften Jahrhundert, in den Zeiten König Ermanrich's und Attila's, entspringt und sie führen in die fernen Tage hinauf, als die Gothen

noch vor Byzanz gestanden und in die spätern, als sie unter Theodorich in Italien ihr ruhmvolles, wenn auch kurzes Reich gegründet. Wegen solcher mystischer Beziehungen ist es auch viel mehr, daß die Gelehrten über diesen Büchern liegen, als wegen deren Poesie oder anderer Kurzweil. Angenehm ist hierüber nachzulesen, was Vater Uhland in seinen nachgelassenen Schriften zur Geschichte der Dichtung und der Sage zu uns spricht*).

Diese dortige Dichtheit und Fülle der Gothensage und ihr Spiel um südtirolische Oertlichkeiten deutet aber ebenfalls an, daß eine alte Blutsverwandtschaft besteht zwischen den Recken von Mais, Algund und Passeier auf der einen und den Helden von Bern und Garten auf der andern Seite. Und so dürften wir denn — alles zusammen genommen — für jene immerhin den Namen der Gothen wieder auferwecken, obgleich sie selbst an diesen nicht mehr denken[21]). Wenn dem aber so ist, so dürften wir am Ende zum guten Theil auch das etschländische Heidenthum auf diese Gothen zurückführen und zwar nicht das ehemalige, sondern das jetzige. Wenn einer nämlich Zingerle's „Sitten, Bräuche und Meinungen" oder „Sagen und Märchen aus Tirol" durchliest, so könnten ihm vor Erstaunen wirklich die Augen übergehen, welcher mythologische Schatz aus dem besten und reinsten Paganismus sich da im Glauben des Volks bis heute erhalten hat. Manche behaupten sogar, die Tiroler könnten nicht so ausgezeichnete Catholiken sein, wenn sie nicht so vortreffliche Heiden wären. Vielleicht kommt man noch einmal so weit, die verschiedenen Bestandtheile der Ueberlieferung wenigstens nach romanischen

*) I. 104 u. a.

und germanischen Elementen auszuscheiden. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß der elbenmäßige zwerghafte Ork, Nork, Nörgele, ehemals der Stammgast und Hausgeist in jedem südtirolischen Bauernhof, eigentlich ein Romane ist und von dem lateinischen Orcus abstammt.

Jetzt hat man übrigens auf solche Orken, Norken, Nörgelen um so mehr ein wachsames Auge zu richten, als Ernst Rochholz kürzlich fast überzeugend dargethan, daß diese Berg- Wald- Wasser- und Hausgeister, wie sie unter verschiedenen Namen auch in der Schweiz und durch ganz Deutschland vorkommen, eigentlich zu ihrer Zeit ein leibhaftiges Volk gewesen, ein Volk, welches in unsern Landen vor dem Einzug der kaukasischen Race gehaust, und daß so manche Züge, welche die Sage jenen Zwergen beilegt, ganz getreu dessen wirkliche Sitte und Lebensart wiedergeben*).

Hier wollen wir auch noch erwähnen, daß zu Meransen im Pusterthale eine uralte Wallfahrt und ein hochangesehenes Heiligthum der seligen drei Jungfrauen Einbet, Walbet und Wilbet gefunden wird. Dies ist aber eine Stiftung bajuvarischen Ursprungs, da gerade unsre Vorfahren, als sie noch Heiden waren, den drei Nornen als Schicksalsgöttinnen einen absonderlichen Cultus widmeten, wie dies Friedrich Panzer in seinem Beitrag zur deutschen Mythologie**) außer Zweifel gestellt.

Nach dem Untergang der Gothen herrschten die Byzan-

---

*) Argovia. Aarau, 1867. V. S. 291 ff. In Gröden ist übrigens der Orco nur ein gespenstischer Riese. Was die Etschländer mit romanischem Namen Nörgelen nennen, heißen die Grödner mit dem deutschen Namen: Zwergli.

**) München, 1848. Vgl. auch Zingerle's Sagen S. 19 u. Bayerisches Hochland v. L. St. S. 94 ff.

tiner sechzehn Jahre lang in Italien und dann zogen die Longobarden aus Pannonien ein, um sich in dem verödeten Lande von hundertjähriger Wanderschaft zur Ruhe zu setzen (569). Als sie da von Verona aus ihre Ritterschaft gegen Mitternacht sandten, um Land und Leute einzuthun, soweit sie keinen bessern Herrn hätten, stieß diese im Thale der Etsch auf die Bajuvaren, die unlängst von den Donauebenen hereingekommen und in der Gegend noch etwas neu, ihnen aber als gute Deutsche schon wohl bekannt waren. Wie man sich zuerst über die Gränzen verstanden, weiß jetzt niemand mehr zu sagen. Sie wechselten öfter und waren bald bei Bozen, bald weiter abwärts an der Etsch. Lange Zeit mag die Mark zwischen jenen schönen Flecken gestanden sein, die noch heutzutage Mezzo Lombardo und Mezzo Tedesco heißen (was aber nicht, wie gewöhnlich geschieht, von meta longobardica und teutonica abzuleiten ist). So geht wenigstens eine alte Sage unter den Gelehrten, die aber vielleicht auch nicht mehr Werth hat, als die gewöhnlichen der Spielleute und der fahrenden Sänger. Damals kam das alte Tridentum zu hohen Ehren und großem Namen. Die Longobarden schlugen da nämlich einen Herzogsstuhl auf, der in ihrem Reich kaum seines gleichen hatte. Wie die Gothen waren auch sie bedacht, den größten Theil ihres Volks in Oberitalien beisammen zu halten als bewaffnetes Lager gegen Franken, Bayern und Avaren. Darum ist sehr wahrscheinlich, daß sie auch in Stadt und Gegend von Trient viele reisige Mannschaft geworfen, welche mit Weib und Kind sich niederließ und das Land bevölkerte.

IX.

Ethnographische Betrachtungen.

Die deutschen Ansiedelungen in Wälschtirol und im venedischen Gebirge.

Ist's nicht möglich, daß das Deutschthum in Wälschtirol aus jenen Tagen der Longobarden stammt? Wälschtirol wird zwar jetzt täglich mehr, was sein Name besagt, aber vor wenigen Menschenaltern konnte dieser eigentlich nur von den Thälern gelten, welche zur Rechten der Etsch liegen. Zur Linken derselben aber hat viele hundert Jahre wie ein Veilchen im verborgenen ein deutsches Land geblüht, von dessen Dasein man diesseits der Alpen erst vernahm, als es bereits verwelkt war. Es theilte sich, so zu sagen, in vier Kantone, einen an der Etsch mit den Thälern von Folgaria, Terragnolo und Vallarsa, welche gegen Roveredo ausmünden, den zweiten in der Valsugana, wo die „Mocheni" im Thal der Fersina noch heutzutage deutsch sprechen, während die Pinaitri (von pinè, Fichtenwald) an der Silla und die Einwohner von Roncegno und Torcegno etwa seit fünfzig Jahren ihre angestammte Sprache aufgegeben. Zu diesem Gebiete gehören auch die südlich im Thal des Astico, noch auf tirolischem Boden liegenden Dörfer Lavarone, welches jetzt ganz wälsch geworden, und Luserna auf einsamer Berghöhe, das noch die Sprache seiner Väter spricht. Den dritten und vierten Kanton bilden die

dreizehn Gemeinden bei Verona und die sieben bei Vicenza, welche auf der südlichen Abdachung der Alpen liegen, wo diese gegen die italienische Ebene verlaufen. Trient verlassend konnte man damals über's Gebirge von einem deutschen Bauernhof zum andern wandern, bis fast zum Burgfrieden von Vicenza, oder von Roveredo aus über Vallarsa schier bis an die Thore von Verona, welches diese Deutschen noch immer, wie in Kriemhildens Tagen, Berne nennen. Sprachen auch späterer Zeit die größeren Flecken im Thal meist italienisch, so war doch dafür gesorgt, daß an den Sonntagen auch deutsch gepredigt wurde zum Besten des Bergvolkes, welches da der Andacht und der Kurzweil wegen von den Höhen herniederstieg. Noch zeigen die blonden Haare und die blauen Augen, von welchem Volk diese neuen Italiener ausgegangen. Aber in diesem unserm Jahrhundert ist die deutsche Zunge durch Kirche und Schule mit einem Fleiß und einem Eifer ausgerottet worden, der seines Ziels nicht verfehlen konnte. Und so legte denn ein Hauswesen nach dem andern seine Sprache ab und ging zu den Wälschen über. In Innsbruck schien man nichts davon zu merken; jedenfalls hatten die blöden Weisen in der Hofburg daselbst und der hohe Landtag viel wichtigeres zu thun, als sich um diese verlassenen Landsleute zu kümmern. Da mußte man in der kritischen Zeit Zillerthaler vertreiben, Jesuiten berufen, Protestanten maltraitiren und andere derlei Dinge verrichten, die dem Lande so viel Ehre eingebracht. Auch die sonstigen Tiroler verwendeten kein Auge auf diese entlegenen Bauern und überließen es lieber den „Ausländern,“ wie Schmeller, dem Freysinger Professor Gotthard (jetzt Domherr zu München), dem k. Rath Bergmann, der zwar ein Vorarlberger, an das dortige

Sterbebett der deutschen Mundart hinaufzuklettern. Es war ihnen wohl auch nicht zu rathen, mit ihrem beschränkten Unterthanenverstand sich in diese Dinge zu mischen, die doch einer höhern Einsicht vorbehalten waren. Erst im Frankfurter Parlament kamen etliche tirolische Abgeordnete auf die Deutschen in Wälschtirol zu sprechen, aber es hatte keine weitern Folgen.

Vier Jahre vorher, also vor zweiundzwanzig Jahren, hatte auch derselbe, der jetzt diese ethnographischen Betrachtungen anstellt, sich die Mühe gegeben und war in einem vielgelesenen deutschen Blatte die ganze Sprachgränze in Südtirol abgegangen*). Es wurde damals gezeigt, welche Oertlein noch an die deutsche Nation sich halten, welche halb, welche ganz verloren seien. Es wurde dabei den Deutschen, den Tirolern in's Gewissen geredet, Mahnung und Warnung nicht gespart und aufmerksam gemacht, wie nichtswürdig es sei, wenn man ruhig zusehe, wie ein Hof, ein Dorf, ein Thal nach dem andern verloren gehe. Nicht minder wurde auf das neue Buch hingewiesen, welches Giuseppe Frapporti geschrieben und welches seitdem das Evangelium der Wälschtiroler geworden, auf das Dogma vom Trentino, der neu erfundenen Landschaft, welche zum künftigen italienischen Reiche gehöre und ihre Marken nur auf dem Grate der Alpen (auf dem Brenner) finden könne. Zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß auch diese Stimme ganz spurlos verhallt ist. Seit jener Zeit ist vielmehr alles noch schlechter geworden. Unsre besten Leute sind verloren und das fabelhafte Trentino ist jetzt eine moralische Macht.

*) Allgem. Ztg. Beil. vom 22. Juni u. ff., 27. Juli u. ff., 10. October 1844.

Endlich aber, gerade vor Thorschluß, kommen doch noch Zeichen, daß auch Tirol allmählich wach geworden. Herr Friedrich von Attlmayr, ein höherer Würdenträger zu Roveredo, hat z. B. einen Bericht über „die deutschen Colonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona“ verfaßt, welcher voriges Jahr der Zeitschrift des Ferdinandeums in Innsbruck einverleibt worden ist. Herr von Attlmayr hatte in der italienischen Trienter Zeitung einen Auszug aus dem bekannten Werke von Albert Schott über die deutschen Colonien in Piemont gefunden, „die in der Nähe des Monte Rosa, seit unfürdenklichen Zeiten dort angesiedelt, trotz ihrer Unbedeutendheit und Isolirung als eigentliche Sprachinseln bis auf den heutigen Tag ihren nationalen Charakter und ihre Sprache meist noch mit deutschen Priestern und deutschen Schulen bewahrt haben.“ Der merkwürdige Umstand, daß eine italienische Regierung das Deutschthum beschützt, mußte einem deutschen Wälschtiroler um so mehr auffallen, als er von seiner eigenen deutschen Regierung immer das Gegentheil zu erleben gewohnt war. In jenem Aufsatz war aber erwähnt, daß der gelehrte Sprachforscher und Custos der Bibliothek zu München, Andreas Schmeller, schon in den dreißiger Jahren die deutschen Gemeinden in den wälschen Gebirgen, die „Cimbern“, besucht und darüber eine werthvolle Abhandlung veröffentlicht habe. Herr von Attlmayr war nun so glücklich, sich diese Abhandlung zu verschaffen, begann auf Grund derselben seine Studien und wanderte dann über Berg und Thal, die verlorenen Deutschen aufzusuchen. Von dem cimbrischen Wörterbuch mit Einleitung und Zusätzen, was ein anderer gelehrter Sprachforscher und Custos, der kaiserliche Rath Joseph Bergmann, in den Abhand-

lungen der Wiener Akademie veröffentlicht hat, scheint man aber in Wälschtirol nie etwas gehört zu haben. Und doch lag der Gedanke so nahe, unter die deutschen Lehrer, Geistlichen, Beamten daselbst einige hundert Exemplare jener Schrift zu verbreiten, damit sie daraus Belehrung und auch Aneiferung schöpfen sollten, um die Forschungen weiter zu führen — aber wer kann an alles denken? Der Bericht aber, den uns Herr von Attlmayr gibt, ist freilich mehr eine traurig stimmende Todesanzeige, als erfreuliche Mittheilung über Wiedergenesung und Gedeihen des werthen Patienten; doch fehlt es darin nicht an manchen neuen und aufklärenden Angaben.

Der Pilger ging zuerst in die Folgaria hinauf, eine schöne Alpenlandschaft mit gesunder Luft und trefflichem Wasser gesegnet, voll weiter Aussichten in's Thal der Etsch, voll reizender Spaziergänge durch Busch und Wald, deßwegen auch von den Herren zu Roveredo und Trient schon lange als Sommerfrische benützt und mit reinlichen schmucken Landhäusern besäet. Dieses Thal erfreute sich vor einigen Menschenaltern noch einer ganz deutschen Bevölkerung, heutiges Tags aber hört man unsere Sprache nur noch in St. Sebastian, der höchstgelegenen Gemeinde. Diese Hochländer sind offen, gemüthlich und herzlich, kräftige, hohe Gestalten, wohnen in reinlichen Häusern, tragen reinliche Gewänder und betteln nicht, drei Dinge, die mit der italienischen Civilisation nicht immer Hand in Hand gehen. Von der Folgaria aus kann man über die Berge nach Terragnolo hinübersteigen und von da im Thale nach Vallarsa wandern. Die Bevölkerung dieser Landschaften, mehr als sechstausend Seelen, nach deutscher Sitte in einer Unzahl zerstreuter Weiler und Gehöfte wohnend, ist eben-

falls germanischen Ursprungs. In den entlegenen Höfen von Terragnolo ertönt auch noch die Sprache der Heldenlieder, aber in Vallarsa ist sie ganz verschwunden. Doch haben sich noch die Hofnamen erhalten und diese, die Steineri, Pinteri, Stadleri, Waissi, Fori u. s. w., stehen dort jetzt auf den italienischen Fluren geradeso als Monumente eines vergangenen Volkes, wie die Pardatsch, Kompatsch und Vallatsch im deutschen Lande an die verschollenen Lateiner erinnern. Der Name des Biedermannes, der die guten Leute von Terragnolo um ihre angestammte Sprache gebracht, ist in den Schriften verewigt. Er hieß Don Slosser und war seines Zeichens ein deutscher Beichtiger, der alle seine Schäflein mit der Verweigerung der Absolution bedrohte, wenn sie nicht italienisch zu beichten im Stande sein würden. So ging es allenthalben auch in den andern Orten.

Der letzte dieser Wanderer ist auch ein Tiroler gewesen, ein verdienter und wohlbekannter Mann, Ignaz Zingerle, Professor zu Innsbruck. Er unterließ nicht, eine sehr schöne Beschreibung seiner Reise zu verfassen, welche in der Wiener „Freien Presse" während des vorigen Lenzmonats zu lesen war. Er stieg unterhalb Bozen über Neumarkt links hinauf, an schönen gothischen Kirchen und prächtigen Ruinen vorbei, in die wundersame Hochebene, wo Truden liegt, und begann dort sich als Sprachwart nach dem Stande der Sache umzusehen. „Es ist mehr als auffallend," sagt er da, „daß diese kerndeutsche Gemeinde einem ganz italienischen Bezirksamt und Dekanate (nämlich dem zu Cavalese im Fleimser Thale) einverleibt ist. Die Leute beklagten sich bitter, daß bis vor kurzem alle amtlichen Acten in wälscher Sprache ihnen zugestellt

wurden.“ Sie mußten oft weit umeinander laufen, bis sie jemanden fanden, der sie ihnen verdeutschen konnte. Der Ortsname Truden heißt auch im deutschen Amtsstyl immer Trodena, was an die jetzt beseitigte Inschrift Stazione Bolzano, die am Bahnhofe zu Bozen zu lesen war, erinnert. Unten zu Neumarkt erzählte ihnen in der schmutzigen Restauration die Wirthin auf italienisch: sie sei von Eichholz bei Margreit zu Hause und eigentlich von deutschen Eltern, aber seit dreißig Jahren seien wälsche Geistliche dahin gekommen, hätten Kirche und Schule umgeändert und jetzt sei das ganze Dorf italienisch und heiße Roveré della Luna. Darüber geriethen der Wanderer und sein Gefährte in eine mächtige Aufregung; letzterer schlug sogar entrüstet auf den wackeligen Tisch „wie ein Kirchenfürst auf dem Vorarlberger Landtag“ und rief: Da hat man's.

Das ist eine alte Geschichte, die Geschichte von Roveré della Luna, und man konnte sie, wie noch allerhand andre, schon vor zweiundzwanzig Jahren in denselben Sprachgränzartikeln finden, die wir oben erwähnt haben. Uebrigens weiß man doch nicht, soll man sich mehr über die Gleichgiltigkeit des zusammenregierten Volkes wundern, das sich seine Nationalität ausziehen läßt wie einen zerrissenen Strumpf, oder über den erhabenen Indifferentismus der deutschen Bureaukratie, welche mit stillvergnügtem Lächeln zusieht, wie ihr die wälschen Curaten so alle Jahre ein paar Dutzend Seelen wegfangen. Die Deutschen in Schleswig und die Flamänder in Belgien wissen sich in solchen Dingen leichter zu erhitzen!

Wie lange wird es noch hergehen, bis der deutsche Wanderer schon in Sterzing seine Dialoghi tedesco-ita-

liani herausnehmen muß, wenn er in der schmutzigen Restauration ein „Würstel mit Kreen“ begehren will? Und wenn einmal das schreckliche eingetreten, wenn der Deutsche in seinem Vaterlande dreißig Stunden innerhalb der jetzigen Sprachgränze nicht mehr verstanden wird, dann mag's schon vorkommen, daß mancher entrüstet, aber zu spät auf den wackeligen Tisch schlagen und ausrufen wird: Da hat man's. Da wir dieß nicht wünschen, so wollen wir nur hoffen, daß Herrn Zingerle's Stimme, als die eines Inländers, bei Volk und Obrigkeit gerade jene Beachtung finde, die der unsrigen, als der eines „Ausländers“, natürlich versagt werden mußte.

Nachdem der Wanderer auch das berühmte Trient besucht, dieser schönen Stadt mit ihren großartigen Bauwerken die gebührenden Lobsprüche ertheilt und berichtet hat, daß die vielen dort wohnenden Deutschen — aber erst in neuester Zeit — durch die aufopfernden Bemühungen des deutschen Predigers Don Patiß eine eigene Schule erhalten haben, die zahlreich besucht werde, während in Roveredo eine gleiche Anstalt noch fehle; nachdem er mit Begeisterung einen wundervollen Gang über den See von Caldonazzo nach dem prächtig gelegenen Pergine, „dem südtirolischen Paradiese“, geschildert; nachdem er auch das genannte gewerbfleißige, wissenschaftlich strebsame Roveredo, wo die schönsten Frauen Südtirols zu finden seien, näher besprochen, setzt er seinen Wanderstab wieder weiter und geht in's ehemals deutsche Gebirge hinein.

Sehr anmuthig ist nun in seiner Beschreibung zu lesen, wie er auf herrlichen Pfaden hinaufkommt nach St. Sebastian, jenem letzten Dorf der Folgaria, wo er im Wirthshaus eine muntere Wirthin trifft, die sich zwar anfangs

als Italienerin vorstellt, dann aber auf Verlangen, da sie eine Deutsche ist, in ihre Muttersprache übergeht und mit lebhaftem Behagen, glücklich, von so fremden Herren verstanden zu werden, sich in dieser bewegt. Mit Wehmuth theilte die deutsche Frau ihnen mit, daß die meisten Kinder nur noch italienisch sprächen, denn der „Pfaffe“ verbiete ihnen, deutsch zu reden. (Unter „Pfaffe“ versteht man dort, wie im Mittelalter, einen Priester ohne üble Nebenbedeutung.) Die Gemeinde hat schon mehrmals bei der Curie um einen deutschen Pfarrer gebeten, die Curie von Trient besteht jedoch aus Italienern und diese wollen vor allem ein von den Barbaren gereinigtes Trentino. Mit sprudelnder Freude erzählte aber die Wirthin, daß die Luserner drüben jetzt eine deutsche Schule hätten und die Kinder nunmehr auch die deutsche Herrensprache lernten. Ein vornehmer Herr, ein Consigliere (Herr Schulrath Stimpel), sei eigens hinauf gestiegen und habe ihnen die Schule gestiftet. „Das deutsche Volk in diesen Berggegenden, das sich von seinen deutschen Stammesbrüdern so lange vergessen und verlassen sah, rechnet es sich überhaupt zur größten Ehre, wenn ein deutscher Herr dasselbe besucht. Es fühlt sich dadurch geschmeichelt und in seiner Nationalität gehoben.“ Also auf, ihr deutschen Herren, die ihr so oft nicht wißt, wohin ihr eure Schritte wenden sollt, auf ihr Touristen aller Art und sobald der nächste Lenz in's Land geht, hinan zu jenen Höhen, wo die vergehenden Deutschen von ihren lieben Landsleuten noch ein letztes Wort des Trostes hören wollen! Die Landschaften sind herrlich, die Menschen gemüthlich, die Wirthinnen munter. Wer weiß, ob man sich da, in der reinen Luft und bei den einfachen Leuten, nicht ebenso gut unterhalten

und ebenso gesund werden kann, als unter den tugendhaften Crinolinen und den reich decorirten Celebritäten zu Baden-Baden oder Interlaken!

Seitdem hörte ich noch von Professor Zingerle, daß zu Lusarn (Luserna)[22]) die deutsche Schule neben der italienischen seit anderthalb Jahren bestehe und von hundertdreißig Kindern besucht werde, die im Lesen und Schreiben recht erfreulich vorwärts schreiten. Den Unterricht ertheilt mit großem Fleiß der Herr Pfarrer Don Fr. Zuchristian, welcher im Mai v. J. auch mit dem wackern Vorsteher Nicolossi nach Innsbruck kam, um eine größere Unterstützung für die Schule zu erbitten, was nicht umsonst geschah; wie denn überhaupt der letzte Statthalter, Fürst Lobkowitz, der erste seiner Art war, der an diesen verlassenen Deutschen Antheil nahm. Der Vorsteher Nicolossi meinte übrigens anfangs, sich als Italiener einführen zu müssen, da man sein „Geprachte" doch nicht verstehen würde; als er aber gefunden, daß ihn selbst der Prälat von Wilten verstehe, sprach er mit großem Stolze nur noch sein Valsuganer Deutsch. Im Thal der Fersina, in Palai (Palù) bei den Mocheni ist nun auch eine deutsche Schule. Als der Wanderer dort drinnen einen alten Bauern fragte, ob das nächste Dörflein wohl Santa Orsola sei, antwortete dieser ganz böse: „So hoaßens die Wälschen; es hoaßt aber Oachberg." Und weiter redend fing der alte Mann über das Schicksal seines Volks zu klagen an und daß sie alle nach einander aussterben müßten; er habe immer gehört, „daß die tuitsche Nation die gerechteste und die größte sei, aber es helfe ihnen niemand."

Dort drinnen scheint's also gar nicht an Patriotismus zu fehlen, sondern nur an Geld, und dieß dünkt uns ein günstiger Umstand. Wenn die Landeskinder selbst einmal

aufwachen, sich zusammenthun und etwas spendiren wollen, so wird ihnen auch das großherzige Deutschland eine mäßige Hülfe nicht versagen. Zwar drückt sich unsre Sympathie lieber durch Worte als durch Thaten aus, aber es kann sich doch da und dort eine gute Seele finden, die der Gedanke anspricht. Jedenfalls scheint die Sache nicht über unsre Kräfte zu gehen. Wenn die einen für Kirchen und Meßgewänder in China sammeln, so können die andern auch für deutsche Schulen in Wälschtirol sich rühren. Nur muß vom Lande selbst die erste Anregung ausgehen; man muß nicht erwarten, daß das alles in Buxtehude oder Stolpe besorgt werde, so sehr man dort auch den Brüdern im Süden geneigt sein mag.

Das Hauptquartier und bedeutendste Standlager dieser südlichsten Germanen waren aber bis in die letzten Zeiten die sieben Gemeinden bei Vicenza. Die Gebirge, die sie bewohnen, sind zwar rauh und wenig fruchtbar, aber die Menschen schlank und stark, treu und redlich. Zu ihnen hat im Jahr 1833 unser Andreas Schmeller seine erste Fahrt unternommen und im Jahr 1844 fand man ihn wieder auf den steinigen Pfaden, die zum verlassenen Bruderstamm emporführen. Was er an sprachlichen Schätzen auf der früheren Reise gesammelt, das verbergen — leider nicht allen und in Tirol nur wenigen zugänglich — die Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu München. In seinen Fußtapfen beging sein Freund, der kaiserliche Rath Joseph Bergmann, 1847 ebenfalls das cimbrische Hochland, schrieb bald darnach eine Topographie desselben, und als der unübertreffliche Schmeller dahingegangen (1852), übernahm jener auch die Herausgabe des von diesem angelegten cimbrischen Wörterbuchs, welches, wie oben bereits

bemerkt, mit einer reichhaltigen Einleitung versehen 1855 im Auftrag der Akademie zu Wien ans Licht trat.

Der heutige Zustand ist zwar sehr kurz zu fassen, aber traurig. Die deutsche Sprache lebt in den sieben Gemeinden und zwar in jenen, wo sie bei Schmeller's erster Fahrt noch in lebendigem Betriebe war, jetzt nur noch auf „entlegenen Berghöfen.“ Die deutschen Mütter bringen sie noch den Kindern bei, aber diese, wenn flügge geworden, vergessen sie wieder. In Assiago, zu deutsch Schläge, dem Hauptort von fünf- bis sechstausend Einwohnern, ist sie jetzt fast ausgerottet. Nur die älteren Leute wissen noch auf cimbrisch Bescheid zu geben.

In den dreizehn Gemeinden von Verona war sie schon seit Menschengedenken auf die zwei Bergdörfer Campo Fontana und Ghiazza (z. d. Gliezen) zurückgetrieben. Dort soll sie noch gesprochen werden — wenigstens kam Herr von Attlmayr noch mit einem Bauern von Campo Fontana zu reden, der ihm seine beiden Söhne, blondhaarige Bursche, mit der unmuthigen Bemerkung zeigte, daß die Kerle kaum mehr ein Wort deutsch verstünden.

Noch ein paar Jahrzehnte und der letzte der Cimbern wird zu seinen Vätern eingegangen sein. Die neue italienische Regierung, wenn sie auch, im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin, diesen Aelplern dieselbe Geneigtheit zuwenden wollte, welche sie bisher den deutschen Gemeinden jenseits des Monte Rosa erzeigt, sie würde kaum mehr ein Ganzes zusammenbringen, dem man mit Fug eine deutsche Kirche oder Schule gewähren möchte.

Und wie war es einst? Ehedem waren diese homines teutonici, wie sie genannt wurden, so zu sagen die Schoßkinder der hohen Republik Venedig. Als deren Gemsen-

macht gegen Deutschland hin erfreuten sie sich der schönsten Privilegien, mit deren Verleihung schon Cangrande I., der Reichsvicar von Verona († 1329), einen glücklichen Anfang gemacht. Sie wählten ihre Richter selbst und lebten nach ihrem eigenen Herkommen, durften auch nicht in den Krieg ziehen, sondern hatten nur ihre heimischen Marken und die Bergpässe zu vertheidigen. Ihr Geist war gleichwohl sehr martialisch; sie gingen beständig bewaffnet und wenn sie Sonntags zur Kirche kamen und ihre Wehr vor den Thüren des Gotteshauses ablegten, so starrte dieses wie ein Arsenal von Hellebarden, Schwertern und Büchsen aller Art. Arm waren sie zwar, aber ihrer gütigen Herrschaft ergeben und treu. Darum nannte sie auch der Doge zu öfternmalen: I nostri fedelissimi e poverissimi sette comuni. Ihre Seelsorger mußten immer Deutsche sein und wenn sie nicht aus dem Volke selbst erstanden, so wurden sie aus Deutschland berufen, oft aus weiter Ferne, vom Rhein her oder aus Schlesien. Die Schulen, wenn sie deren hatten, waren ohne Zweifel deutsch und so zeigt sich ihre Nationalität unter den Flügeln des Löwen von St. Marcus nach allen Seiten gewahrt und geschirmt. Die irrgehende, aber von Achtung geleitete Gelehrsamkeit der nahen Stadt Vicenza würdigte sich sogar, diesen räthselhaften Hochländern einen eigenen stolzen Namen ausfindig zu machen. Sie verkündete schon vor fünf Jahrhunderten: die tapfern Nachbarn seien die Abkömmlinge jener Cimbern, welche einst der Schrecken Roms gewesen, aber später von Marius auf den raudischen Gefilden vernichtet worden waren. Deren ein Häuflein habe sich nach der Schlacht in das Gebirg oberhalb Vicenza geworfen und also dem dortigen Deutschthum seinen Anfang gegeben. Die biedern

Aelpler, zwar ehrlich wie immer, aber in gelehrten Dingen ohne Kritik, nahmen das neue Prädicat in gutem Glauben an und nannten sich seitdem selber Cimbern. Sie fanden darin um so weniger ein Bedenken, als auch die Stadt Vicenza, wenn sie besungen wurde, sich gern als Cimbria anreden ließ. Eine andere Meinung geht freilich dahin: Cimberleute sei nur mißverstanden aus Zimmerleute und der Name komme eigentlich, wie auch Schläge, nur vom Holzschlagen.

Die Philosophen des Wiener Congresses haben zu ihrer Zeit so viel dummes Zeug gemacht, daß sie zu einigem Entgelt wohl auch hätten ein Herzogthum Cimbrien errichten können, ein blondes, blauäugiges Hochland deutscher Nation, vom Fleimser Thal bis vor die Thore von Verona, Vicenza und Bassano reichend, zum Theil aus tirolischen, zum Theil aus venedischen Gemeinden bestehend, wohl an die hunderttausend Mann, unter deutschen Obrigkeiten, deutschen Schullehrern, die wenigstens selber lesen und schreiben könnten, und deutschen Priestern, die es nur ihren italienischen Amtsbrüdern an Patriotismus gleich zu thun brauchten. Sein Name hätte in dem reichen Titelschatz des Imperators an der Wieden wohl eben so gut eine Stelle finden dürfen, als die Herzogthümer Lothringen und Niederschlesien. Wie könnte es jetzt dastehen nach fünfzigjähriger getreuer Pflege seines angestammten Wesens, dieses niedliche Herzogthum, diese Nation von Zimmerleuten, Almenhirten und Gemsenjägern, frisch, fromm, fröhlich, frei, wie würde sie in ihren rauhen Lauten ihre Dankbarkeit hinausjodeln über das italienische Flachland, ihre Dankbarkeit, daß sie unter dem beglückenden Scepter der Habsburger bei ihren alten Sitten und ihrer alten Sprache

erhalten worden! Wie treu und redlich würde sie zu ihrem deutschen Fürsten stehen, der jetzt in dortiger Gegend fast nur Widersacher findet und nachgerade überhaupt seine Freunde so leicht zusammen zählen kann!*)

Wenn man an die Erhaltung dieser Deutschen nur so viel verwendet hätte, als an das letzte Vorwerk im verlornen Festungsviereck oder an eine Compagnie desertirter Wälscher, so wären sie ohne Zweifel durchgekommen. Sicherlich wäre auch im letzten Frieden, wenn das Herzogthum Cimbrien in freudig stolzer Deutschheit dastand, mit den Italienern leicht zu pactiren gewesen; sie hätten diese Barbaren den andern überlassen und unsere lombardische Gemsenwacht wäre gerettet. So aber wird bald nichts mehr an die Völkerschaften, die einst da gelebt, erinnern, als die hellen Haare und die deutschen Augen und die alten Wiegenlieder, welche die Großmütter „auf den entlegenen Berghöfen" singen.

Es ist eigenthümlich, daß unter den deutschen Habs-

*) Zu großer Freude wurde mir damals ein deutscher Brief vom 19. Dec. aus Levico (Valsugana) mitgetheilt, der mit andern Worten das nämliche sagt. „Hätte man früher," heißt es, „einige Thätigkeit entwickelt, so würde die ganze Berglinie Folgaria, Lavarone, Luserna und die Sette Comuni den schönsten Gürtel einer kernfesten deutschen Bevölkerung bilden." Zugleich wird versichert, daß die deutsche Schule zu Luserna „in schönster Blüthe" stehe. Es wird ferner von anderer Seite hervorgehoben, daß den guten Kindern einige deutsche Jugendschriften, wie die des Verfassers der Ostereier, sehr zu statten kommen würden und vielleicht finden sich patriotische Verleger, welche die ersehnte Spende darbringen.

burgern im großen Oesterreich alle undeutschen Stämme und Stämmchen sich gehoben haben, anspruchsvoll, selbstbewußt und stolz geworden sind, während des Kaiserhauses eigenste Landsleute verfallen und muthlos zu Boden liegen — eben so eigenthümlich, daß die Leithämmel in dem großen Sturm, der sich in Trient, in Prag, im Ungarland gegen deutsche Sitte und deutsche Bildung erhoben, zum guten Theil deutsche Apostaten sind, die sich vor kurzem erst andere Namen aufgebunden und gleichsam das Gesicht geschwärzt haben, um nicht mehr erkannt zu werden. Jetzt erschallen aus allen Winkeln des Reichs die Nothschreie der Germanen, so zu sagen um Hülfe vor den Nachstellungen der eigenen Dynastie. Auch die Tiroler schreien jetzt mächtig, da ihnen das wälsche Wasser in den Mund rinnt, welches man schon vor zwanzig Jahren herankommen sah. Wenn jetzt noch — urgentibus imperii fatis — zu helfen ist, so hilft wohl kein andrer Rath als: Rafft euch auf, thut euch zusammen, begeistert euch! Lernt von den Ruthenen, Serben, Rumänen, von den Slowenen, Slowenzen, Slowaken, was man mit Selbstvertrauen aus ärmlichen Nationalitäten machen kann! Helft euch selbst und der Himmel wird euch helfen! Allerdings ist es schwer zu begreifen, wie die Regierung sich der deutschen Cultur selbst dort entgegenstellen mag, wo das Volk dringend nach ihr verlangt. Wenn die Herren zu Wien, wie man jüngst berichtete, den slavischen Gemeinden in Kärnthen und Steiermark die Errichtung deutscher Schulen, um die sie gehorsamst bitten, zu verweigern finden, so brauchen sie auch nicht so empfindlich zu sein, daß man sie aus Deutschland hinausgedrückt, denn mit solchen Gesinnungen gehören sie offenbar nicht herein.

Die Italiener nennen die Sprache dieser deutschen Nachbarn slapero, von einem Verbum slaprare, was durch eine jener gewaltthätigen Metathesen, die den norditalienischen und ladinischen Dialekten so geläufig sind, aus sparlare, schlecht sprechen, entsprungen ist[23]). Aber nicht allein die Sprache, sondern auch der Mensch, der sie spricht, heißt slapero. (Im Venetianischen dagegen ist slapero so viel als Protestant.) Uebrigens, so wenig diese Slaperi ihren deutschen Vettern in Tirol am Herzen lagen, so sind sie doch seit langer Zeit ein Gegenstand zarter Aufmerksamkeit für die gesammte italienische Nachbarschaft gewesen. Das Dunkel ihrer Herkunft, ihre fremdartige Sprache, ihr redliches und tüchtiges Wesen ließ sie immer als ein interessantes und liebenswürdiges Völkchen erscheinen. Man sammelte ihre Urkunden und die verwitternden Reste ihrer Sprache, ihre Lieder, ihre Ueberlieferungen; man studirte ihre Geschichte, philosophirte über ihren Ursprung und schrieb eine ziemliche Anzahl von Monographien, die in Verona, Vicenza, Bassano, ja sogar in Venedig, an's Licht gegeben wurden. Die Priester, die aus den Slaperi selbst hervorgegangen waren und ihre Bildung meist auf italienischen Anstalten erhalten hatten, gingen darin mit den geborenen Italienern Hand in Hand. Und die wackern Leute in diesen Hochthälern, wenn sie auch das Slapero vergessen haben, denken noch immer mit entschiedenem Selbstgefühl an ihre deutsche Vergangenheit und schenken jenen gelehrten Arbeiten sogar ihre aufopfernde Theilnahme. So ließen die Füllgreiter 1860 des würdigen Don N. Bottea Cronaca della Folgaria, die Marktgemeinde von Pergine des hochverehrten Dechants Don Francesco Tecini Abhandlung über die deutschen Alpenbewohner in Wälschtirol auf eigene

Kosten in Druck legen — Vorgänge, denen wir im engern Vaterland nur das Beispiel unseres blühenden, jetzt zur Stadt erhobenen Rosenheim an die Seite setzen können, welches bekanntlich seine Historie ebenfalls auf eigene Kosten verfassen und drucken ließ, während wir wahrscheinlich noch lange warten dürfen, bis die andern Marktflecken des Reichs das gleiche thun. Freilich — neben all dieser Pflege, dieser Freundschaft und Liebe von Seiten der Gebildeten ging das Streben, die deutsche Sprache aus der Schule, aus dem Beichtstuhl, von der Kanzel zu vertreiben, immer rüstig fort, und wenn wir dieß bedenken, so erinnern uns alle jene Aufmerksamkeiten doch nur daran, daß man auch das Opfer schmückt, ehe es auf den Altar gelegt wird.

Ueber Herkunft und Abstammung dieser Alpenvölker gehen sehr verschiedene Gerüchte. Es ist ergötzlich, alle die abenteuerlichen Hypothesen bei unsern Gewährsmännern nachzulesen. Seit den Tagen Schmellers ist zwar auch die schöne Vicenza von ihrem Glauben an die cimbrische Abkunft zurückgekommen, aber welche neue Meinung man jetzt dort an die Stelle gesetzt, ist diesseits der Alpen nicht bekannt. Von Vallarsa's Bewohnern will ein italienischer Gelehrter wissen, sie möchten leichtlich Abkömmlinge der Hunnen sein, während ihnen ein anderer dänischen Ursprung beilegt. Die gemeine Meinung der deutschen Forscher geht aber dahin, daß die Bajuvaren in ihrem ersten Siegeslauf über Bozen und Trient noch hinausgeschossen seien, sich dann in das Gebirge hineingeschlagen und mit Zuzügen von Bergknappen und Holzarbeitern dort oben in alpenhafter Einsamkeit ferne von Großdeutschen und Nationalvereinlern eine deutsche Nation im kleinen aufgerichtet haben, welche mehr als tausend Jahre lang nur den nächsten

Nachbarn kundbar blieb und erst vor nicht so langer Zeit (durch Büsching's Geographie) auch wieder diesseits der Alpen bekannt wurde.

Eine andere und wohl die richtige Ansicht ist bisher kaum vertreten, vielleicht weil sie die nächstliegende ist. Ehe wir sie aber vortragen, wollen wir gleichwohl noch bemerklich machen, daß das dortige Deutschthum sich vor unsern geistigen Augen desto breiter macht und desto weiter ausgreift, je mehr wir in die ältern Zeiten hinaufsteigen. Denn nicht blos die cimbrischen Gemeinden waren einst dem Deutschthum ergeben, sondern auch Recoaro, „das italische Karlsbad" (z. d. Rikobér), das freundliche Schio (z. d. Schlait) und Malo, welche beide schon in der Ebene liegen, bedienten sich vordem der gleichen Mundart, wie noch die Namen darthun, welche Flur und Wald von alten Zeiten her führen; ja ein unbekannter Wanderer berichtete vor drei Jahren in der Wiener Zeitung, daß ihm in diesen Gegenden unter dem jetzt italienischen Volk die große Menge blauäugiger, blondlockiger Kinder mit Namen wie Almerich, Brunhilde, Gotthard und Wittekind (!?) aufgefallen sei. Im neunten Jahrhundert finden wir zu Monselice und um Padua zahlreiche deutsche Bewohner mit deutschen Namen; auch im Friaul tauchen da und dort aus dem Moder der Urkunden in namhafter Zahl Theutonici auf. Die ganze lombardische Ebene scheint noch mit germanischen Spracheilanden durchsetzt gewesen zu sein.

Jetzt wiederholen wir etwas kühner die Frage: sollen diese sämmtlichen deutschen Leute von Trient an der Etsch und der Brenta hinunter bis an den Padus (z. d. Pfad, jetzt Po) nicht alte oder vielmehr junge Longobarden sein,

welche von den alten herstammen? Die gemeine Meinung von bajuvarischer Einwanderung hat weder Urkunden noch etwas anderes für sich. In der kritischen Zeit, nämlich vom sechsten bis zum neunten Jahrhundert, ging schon oberhalb Trient zwar nicht die deutsche Sprache, aber der bayerische Stamm, seine Macht und seine Herrschaft aus. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß die rauhen händelsüchtigen Longobarden den angenommenen Freischaarenzug, der doch wohl in ihre Zeit gefallen wäre, ruhig hingenommen oder gar begünstigt haben sollten, denn sie hatten ja in jener Stadt eine mächtige Markgrafschaft errichtet, waren sehr zahlreich in diesen Gegenden und daher kaum geneigt, in ihren Gränzländern andere Völker aufzunehmen, die, obwohl stammverwandt, doch ganz verschiedene Interessen und Ziele haben konnten.

Die Deutschen, welche in den damaligen Urkunden vorkommen, sind also nicht nur der Anfang der Cimbern, wofür man sie bisher allein gehalten, sondern sie sind auch die Fortsetzung oder die letzten Ausläufer der ehemaligen Eroberer, die man jetzt Theutonici oder Germani nannte, weil der lombardische Name damals bereits ein größtentheils wälsches Volk bezeichnete. Daß sich die Sprache erhalten, ist, wenn es Longobarden sind, um nichts wunderbarer, als wenn es Bajuvaren wären. So haben sich ja auch die Grödner und die Enneberger, obwohl fast abgeschnitten von ihrem Hinterland, obwohl schon ganz in deutscher Luft und von jeher unter deutscher Obrigkeit lebend, ihr Ladin wegen ihrer Thäler Abgeschiedenheit glücklich bewahrt. Es ist bekannt, daß die Longobarden mit den Bajuvaren als Stammgenossen vielfache und enge Berührung unterhielten und aus Jakob Grimm's Geschichte

der deutschen Sprache wissen wir, daß die erstern zu ihrer Zeit althochdeutsch sprachen, also ebenso wie ihre nördlichen Nachbarn. Kein Wunder daher, daß sich auch die heutige Mundart jener Hochthäler von der Sprache des Etschlandes, mit dem sie ja immer im Verkehr standen, nicht erheblich entfernt hat.

Wir geben uns also die Ehre, die transtridentischen Deutschen als die wiederaufgefundenen Longobarden, die Enkel Alboins und Autharis', in unsere angesehene Völkerfamilie einzuführen und versprechen uns einen um so wärmern Empfang derselben, als sie allen Anzeichen nach nicht mehr lange bei uns bleiben werden[24]).

Es läßt sich denken, daß auf das täglich wachsende Geschlecht der Sprachforscher, deren Gönner und Anhänger nicht blos die deutschen Dialekte jener Gegenden große Anziehung ausüben, sondern ebenso auch die italienischen. Wie jene viel Romanisches aufgenommen, so zeigen diese einen starken Zusatz von germanischen Wörtern, die nicht in die allgemeine italienische Schriftsprache übergegangen sind. Manche derselben sind auch im Deutschen längst verloren und manche sind überhaupt schwer heim zu thun. Die kenntlichen aber haben sich allerdings bedeutenden Verschönerungen unterziehen müssen, wie denn z. B. aus unserm rauhen Knödel ein wohlklingendes canédel geworden. An andern hat das feine Mundwerk der Trientiner alle Consonanten, die ihm überzählig schienen, klug beseitigt. Krummschnabel, der Vogel, z. B. heißt dort crusnobol und Bratwurst probust. Wie dem immer auch sei, es lockt hier jedenfalls eine schöne Aufgabe und es sagt daher Friedrich Diez in der Vorrede zum Wörterbuch mit Recht:

„eine sorgfältige etymologische Untersuchung der zunächst an den Alpen oder in denselben liegenden Mundarten würde der Sprachgeschichte reichlichen Gewinn zuführen.“ Einen beachtenswerthen Versuch in dieser Richtung hat jüngst, freilich fern von vielen nöthigen Hülfsmitteln, Herr Professor Christian Schneller unternommen*), ein deutscher Dichter und Gelehrter, der am Gymnasium zu Roveredo wirkt, die deutsche Literatur und Wissenschaft dort rühmlich vertritt und nach besten Kräften für deren Anerkennung in Wälschtirol und für „Ausgleichung der Gegensätze“ arbeitet. Wir nehmen aus seinen werthvollen Mittheilungen nur ein einziges Wort heraus, aber ein sehr merkwürdiges. Es lautet dasselbe Beatric und bedeutet in der Valsugana, wo viele Fabeln darüber umlaufen, ein Gespenst, einen riesenhaften furchtbaren Mann, der um Weihnachten mit einer großen Meute von Hunden auf den Bergen herumjagt. La cazza Beatric sagt man in Primiero und es ist klar, daß das Phantom nichts anderes ist, als die wilde Jagd, das wüthende Heer der Deutschen. Der Beatric ist aber kaum, wie Herr Schneller meint, als ein deutscher „Wütherich“ zu erklären, sondern wohl eher, nur leicht verdorben, unser alter Nationalheld Herr Dietrich von Bern, der ja Sage und Geschichte dieser Gegenden für ewige Zeiten mit seinem Ruhm erfüllt. Daß er auch in Deutschland noch hie und da unter eigenem Namen das wüthende Heer anführt, lehrt uns J. Grimm's deutsche Mythologie.

---

*) Studi sopra i dialetti volgari del Tirolo italiano. Rovereto 1865.

Noch bemerke ich aber vier deutsche Gemeinden in Wälschtirol, welche sich für zurückgesetzt halten könnten, wenn sie hier nicht auch erwähnt würden. Es sind die Dorfschaften Unser Frau im Walde, St. Felix, Laurein und Proveis, welche hoch oben am Nonsberge hängen und in's Bezirksamt zu Fondo gehören. Ihre Stellung und Lage unterscheidet sie insoferne von allen bisher genannten Niederlassungen, als sie nicht als Enclaven im wälschen Sprachgebiete liegen, sondern vielmehr, wenn auch nur über hohe und unfreundliche Jöcher, mit dem deutschen Ultenthale und dem Etschlande zusammenhängen. Es ist kein Zweifel, daß auch ihre Ahnen im grauen Alterthum, als die ersten Bajuvaren in's Etschland einzogen, über jene Berge herübergestiegen sind. Ebenso gewiß ist es, daß das deutsche Element im Nonsberge einst tiefer hereingedrungen und mehr verbreitet war, als jetzt. Es stand da einmal auch ein Schloß der Bischöfe von Trient, das den deutschen Namen Walvenstein führte. In Livo, einem Dorfe, welches zwei Stunden südlich von Laurein liegt und längst ganz italienisch ist, erwähnt der Codex Wangianus im dreizehnten Jahrhundert noch Leute, wie Henricus Suapus (Schwab), Henricus Haintii (Heinz), Henricus Bleusse, Ulrich Nuk, welche sichtlich lauter Deutsche sind. (Ein dortiger Wälscher, Vivianus, führt den sonderbaren Zunamen Fotisocera, welcher zwar leicht aber unanständig zu erklären wäre.) — Diese deutschen Gemeinden im Nonsberg wünschen übrigens schon längst von der Obrigkeit in Fondo abgetrennt und unter deutsche Aemter gestellt zu werden. Dort werden alle Verhandlungen in italienischer Sprache gepflogen, welche nur die wenigsten

von ihnen verstehen. In neuester Zeit heißt es, daß diese Wünsche auch berücksichtigt werden sollen*).

---

*) Nach dem neuesten Schematismus des Bisthums Trient (1867) ist die jetzige Bevölkerung der oben besprochenen Gemeinden folgende: Palù 560 Seelen, Fierozzo (Florutz) 634, Frassilongo 352 (diese drei im Thale der Fersina), Luserna 660, St. Sebastian 892, Sennale (U. L. Frau) 348, St. Felix 415, Lauregno (Laurein, Lafreng) 519, Proves 512 (diese vier im Nonsberg). Hiezu kann man noch rechnen das Dorf Altrei im wälschen Fleimserthale, welches aber ebenfalls rückwärts mit dem deutschen Sprachgebiete zusammenhängt. Es zählt 552 Seelen.

X.

Schluss der ethnographischen Betrachtungen.

Gehen wir aber zum Schlusse wieder in die Vorzeit zurück, um noch anzumerken, daß es in Tirol auch Sueben gibt. Im ganzen Oberinnthal nämlich sitzen lauter Völkerschaften, welche entschieden schwäbeln, obgleich sie es nicht Wort haben wollen, und es geht diese gemüthliche Mundart einerseits fast bis vor die Thore der Haupt- und Residenzstadt Innsbruck, andererseits bis auf die Malser Haide. Es muß dieß wohl auch seinen Grund haben, aber bis jetzt hat man sich darüber noch nicht verständigt[25]). Ehemals reichte auch das alemannische Bisthum Chur bis an die Passer bei Meran und die schwäbischen Welfen hatten großes Besitzthum im Etschland.

Als die Bajuvaren im Gebirg eben ruhig zu sitzen und sich den sanften Künsten des Friedens zu widmen begannen, kamen aber an der Drau herauf (Ende des sechsten Jahrhunderts) mit Macht die Wenden einhergezogen und zerstörten vor allem das stolze Agunt, ehemals eine blühende Römerstadt*). Sie waren willens, das ganze Pusterthal für sich zu gewinnen, aber die bayerischen

---

*) „Hic montana sedens in colle superbit Aguntus," sagt ein damaliger Tourist, Venantius Fortunatus, der die Stadt noch unversehrt gesehen hatte.

Agilolfinger wollten es in Güte nicht ablassen. Es wurden damals in jener Gegend böse Schlachten geschlagen, von den Deutschen verloren und gewonnen, doch waren die Wenden aus den östlichen Theilen des Thalgeländes nicht mehr zu vertreiben. Als Herzog Thassilo II. von seiner Romfahrt heimkehrte (770), stiftete er, wie schon erzählt, da, wo einst das stolze Agunt gestanden, ein Kloster, das später Innichen hieß, und zwar, „um das ungläubige Volk der Slaven auf den Weg der Wahrheit zu leiten." Es ist kein Zweifel, daß damals, um die bedrohte Gränze zu halten, starke bayerische Wanderzüge in's Pusterthal gingen. Neben dem Unterinnthal ist dort wohl das reinste bajuvarische Blut im heutigen Tirol. Damals stifteten die Bayern auch das oben erwähnte Heiligthum zu Meransen und beteten wohl oft bei den drei heiligen Jungfrauen, den Nornen und Walkyren, um Glück und Sieg in den Wendenschlachten. Noch erinnern daselbst die alten Dörfer Tesselberg, Dietenheim und Uttenheim an Thassilo und Theodo, die Bayerfürsten, sowie auch an die agilolfingische Frau Ute, wer sie auch gewesen sein mag, wenn nicht gar jene hinfällige Prinzessin, welche den heiligen Heimeram unglücklich gemacht. In den abgelegenen Seitenthälern dagegen finden sich alte Slavennamen in ziemlicher Menge. Die „Slavanisci," die da wohnten, werden auch oft in den Brixner Urkunden erwähnt. Dort drinnen an den Tauern steht noch heutzutage der große Marktflecken Windischmatrei. Wann aber der letzte Tiroler-Wende die müden Augen geschlossen, darüber hat auch noch niemand nachgedacht.

Den jetzt lebenden Menschen, welche nur an große, geschlossene Sprachgebiete gewöhnt sind, ist es nicht so leicht,

sich in den linguistischen Wirrwarr hineinzudenken, wie er früher in den tirolischen Gebirgen obgewaltet haben muß. Nur die drei Bünde in Hohenrhätien, wo jetzt noch deutsche und romanische Gemeinden ohne Regel und Zusammenhang durcheinander geworfen erscheinen, geben ein annäherndes Bild jener Tage. Wollen wir uns übrigens auch erinnern, daß einmal in längstvergangenen Zeiten nicht nur zu Verona, zu Mailand und zu Benevent, sondern auch in Gallien, zu Toledo und Karthago die deutsche Sprache erscholl. Daß dort die Deutschen aber überall in der Minderheit waren und daß sie nach wenigen Jahrhunderten in der romanischen Menge untergingen, ist bekannt. Auch das jetzige Tirol wäre wohl nicht nachhaltig germanisirt worden, wenn nicht Bajuvarien an seiner Seite gestanden wäre und immer wieder neue Völker nachgeschoben hätte, bis der Sieg des Germanismus entschieden war. Uebrigens wäre es ein Irrthum, wenn man glauben wollte, die Germanisirung sei zonenweise vor sich gegangen, so nämlich, daß die Bajuvaren zuerst bis in den letzten Winkel das Innthal und dann ebenso das Wipp-, das Pusterthal, das Etschland ausgefegt und assimilirt hätten, sondern es ging vielmehr schon der erste Schuß in ziemlich gleicher Stärke bis gegen Trient. Lockende und fruchtbare oder für das Kriegswesen wichtige Lagen, wie die Thürme und Kastelle, wurden gleich im Anfang ausgiebig besetzt, das übrige noch romanische Land von dort aus gezügelt und in der Hand gehalten. Diese ersten Enclaven suchten aber bald nach dem Laufe der Hauptthäler Fühlung zu gewinnen, wuchsen allmälich zusammen und von den Hauptthälern aus wurde die Sprache des herrschenden Volkes nach und nach erst in die rauhen und weniger anziehenden

Seitenthäler getragen. Es ist sehr leicht möglich, daß man in der Gegend von Kufstein gerade so lange romanisch sprechen hörte, als in Verona longobardisch-deutsch. Man trifft mitunter auch die Ansicht, es sei einmal eine Zeit gewesen, wo in ganz Tirol, vom Achenthal bis an die Veroneserklause und zwar bis die feinsten Thalfasern hinein alles germanisirt gewesen und es sei das italienische Element erst wieder in spätern Jahrhunderten, der Etsch entlang, hereingebrochen, allein diese Ansicht ist ganz falsch. Richtig ist dagegen, daß die beiden namenlosen Bergketten, welche einerseits vom Ortles, anderseits vom Pusterthale her gegen Süden ziehen und bei Salurn zusammenrücken, dieselben Bergketten, welche jetzt die deutsche Sprachgränze bilden, auch schon früher eine solche darstellten. Gerade da nämlich, wo jetzt die deutsche Sprache ausklingt, hörte früher auch die rhäto-romanische auf und nahmen die italienischen Mundarten ihren Anfang, was aus dem Umstande erhellt, daß alle romanischen Namen in den diesseitigen Theilen der Alpen, wie jetzt noch aus ihrer deutschen Gestalt ersichtlich, den Plural in es bildeten, während die italienischen Dialecte kein auslautendes s ertragen[26]).

Nun wird aber einleuchten, daß bei der Betrachtung jener Völkerschaften, der Rhätier, Römer, Romanen, Gothen, Longobarden, Bajuvaren, Sueben, Wenden, und bei der Untersuchung, wie weit sie sich im Lande ausgebreitet, welche Orte sie begründet, was jedem dieser Namen an Bauart und anderm Kunstbetrieb, an dialectischen Eigenthümlichkeiten, an Sagen und Märchen, an Rechtsgebräuchen und sonstigem Herkommen (wofür übrigens Dr. Rapp schon viel geleistet) zuzuschreiben, daß dabei ein Geflecht von Fragen entstehe, welches — ganz abgesehen von den

Naturwissenschaften — die tirolische Gelehrsamkeit noch für manches Jahrzehnt mit schönen und würdigen Aufgaben versehen kann. Daß man bisher noch nicht sehr weit gekommen, wird man im Lande selbst nicht ungern zugeben. Außer den bereits früher genannten Schriftchen ließen sich wohl noch einige Gymnasialprogramme anführen, aber sie sind sämmtlich von sehr geringer Tragweite. Schade um den früh verstorbenen Schöpf, der bei längerem Leben wohl auch noch Zeit finden mußte, die ethnographischen Ergebnisse seiner sprachlichen Arbeiten aufzustellen. Schade auch, daß sich die Jugend so wenig für diese Fragen interessirt. Wenn eine Seele einmal bestimmt ist, in Hinterdux, in Stubai, im Oetzthal oder in Schnals geboren zu werden und wenn diese Seele allmälich ein talentvoller Jüngling mit frischen Augen und offenem Kopfe wird, der zu Innsbruck studirt, so stünde ihr wohl nichts besser an, als ihres Thales Ueberlieferungen und Sagen, Sitten und Gebräuche, sowie andere ethnologische Denkwürdigkeiten zu erforschen und an den Tag zu geben. Es wäre dieß um so dankenswerther, als alle Alterthümlichkeiten, auch die des Tiroler Volkes, nachgerade in raschem Schwinden begriffen sind. Allein das stürzt sich jetzt alles in die Poesie, dichtet Lieder und Tragödien und findet, wenn die beste Zeit vorüber, zu verdrießlicher Enttäuschung, daß der deutsche Parnaß schon lange besetzt ist, daß sich kein Mensch darum kümmert, ob um den Patscher Kofel ein neües Lied entstanden und daß alle Tragödien heutzutage doch nur geschrieben werden, um bei der ersten Vorstellung durchzufallen.

Ein unermüdlicher Forscher in den deutschen Alterthümern Tirols ist aber Professor Ignaz Zingerle zu Inns-

druck, welchen wir schon mehrmals zu erwähnen die Ehre gehabt. Ihm entgeht kein Märchen und kein Lied und seine „Sagen aus Tirol“ sind eine meisterhafte Sammlung. Ihm entgeht auch kein schweinslederner Einband in den dunkeln Hinterstübchen der tirolischen Gerichtshäuser, in den alten Archiven, wo sich die modernden Protokolle finden, welche die Buchbinder der guten alten Zeit am liebsten in mittelalterliche Dichtungen einbanden. Aus solchen Fünden hat er schon mehrerlei an's Licht gegeben, was den Beifall und die Anerkennung seiner Fachgenossen selbst im strengen Norden sich erworben. In der mittelhochdeutschen Literatur ist er hieb- und stichfest. Er hat alle Gaben und auch den gehörigen Fleiß dazu, um die germanische Seite des tirolischen Mittelalters an den Tag treten zu lassen — aber zu diesem Germanisten gehört, was ebenso nothwendig ist, ein Romane, ein Romaunschist, ein frischer, in Diezischer Schule groß gewordener Forscher, der wenigstens von den Quellen der Rhone bis nach Kärnthen und Steiermark hinunter landeskundig wäre, der alle die wechselnden romanischen Dialekte dieser Breiten wissenschaftlich bemeistert hätte und auf alle die Augenmerke losginge, welche der Germanist zu beachten hat. (Christian Schneller wäre wohl der rechte Mann, aber ohne Bibliothek und wissenschaftlichen Verkehr wird er's in Roveredo nicht zu Stande bringen.) Ein solches Forscherpaar aber könnte — da es einer allein doch nicht ausrichten wird — die mächtigen Fundamente zu einer Ethnologie der rhätischen Alpen legen, einer Wissenschaft, die jetzt noch in den Windeln liegt, aber eines Tags sicherlich zu Ansehen und Ehren kommen wird, denn es müßte uns alles täuschen, wenn nicht in bessern Zeiten aus diesen Alpenschlünden

heraus viel neues und unerwartetes Licht aufgehen sollte über uralte Verwandtschaften bis nach Etrurien hinein und über die Geheimnisse der Völkerwanderung, zumal soweit die berühmten Namen der Gothen, Bajuvaren und Longobarden dabei betheiligt sind. Es ist auch gar nicht zu zweifeln, daß an der Universität zu Innsbruck, wo jetzt unter der Pflege des hochgelehrten Jülg die Kenntniß der kalmückischen Sprache so sehr überhand nimmt, demnächst auch das Studium der romanischen Idiome mancherlei Blüthen hervorbringen und die schönsten Früchte zeitigen wird.

XI.

Das Etschland.

Diesen ethnographischen Betrachtungen wollen wir nun noch eine kleine Schilderung folgen lassen, welche jenen Lesern, die niemals über den Brenner gekommen, einen schwachen Leitfaden gewähren und ihre Phantasie unterstützen soll, wenn sie sich in das schöne Land hinein träumen wollen, wo einst die Riesen, die Zwerge und die Lindwürmer hausten, wo Herzog Adalger mit den Römern focht, wo König Autharis seine Axt warf, wo die Agilolfinger Rasttage hielten, die deutschen Kaiser nach Italien zogen und die alten Gothenlieder klangen.

Wie sich auf dem Brenner die Wasser scheiden, so scheiden sich am Brixner Kläusel die Länder. Hie Germanien — hie Italien! und zwar hier gerade noch im letzten Auslauf — nämlich in der dreistündigen Eisackschlucht — die Germania, wie sie Tacitus gezeichnet: informis terris, aspera coelo, tristis culta aspectuque! Dagegen aber auch das Brixner Italien schon voll südlichen Zaubers, wie die edelste Landschaft in den umbrischen oder tuscischen Gebirgen. Noch immer schaut der Germane, wie vor anderthalbtausend Jahren, wenn er auf dem mittäglichen Abhang der Alpen angelangt, sehnsüchtig in den hesperischen Garten und auf die Städte hinab,

deren Thürme dort im bläulichen Duft der Niederung schimmern, deren Glocken durch den leichten Morgennebel verklingend aufwärts hallen.

Am Brixner Kläusel thut sich auch der Weinstock auf und beginnt sogleich mit seinem schönen Blatte alle Halden zu vergittern. Bis hieher und nicht weiter spannt der zahme Kästenbaum sein breites Laubdach aus; hier beginnt der Wuchs des kostbaren Obstes, der schönen Aepfel und der süßen Pfirsiche, denen dann bald die Feigen, die Mandeln und selbst die Oliven folgen. S'ist gar nicht mehr weit bis zu dem Lande, wo einst Hermann v. Gilm seine Sonette aus Wälschtirol dichtete und auch die Verse:

Hier, wo der Wind Orangenblüthen sä't,
Wo der Cypresse unbekannter Kummer
Gleich einem Schatten durch den Garten geht;
Hier will ich singen wo die Myrte blüht,
Und durch der Rose jungfräulichen Schlummer
Der süße Traum der ersten Liebe zieht.

Die dunkeln Fichten dagegen sind uns plötzlich aus den Augen gekommen und an ihrer Stelle wächst die Halden hinauf ein buschiger Laub-, oder gar ein „colchischer Buschwald," wie ihn Fallmerayer mit seiner tirolischen Feder so schön zu schildern wußte. Die weißen Tupfen an den Bergen oben, die weißen Häuschen mit dem hellbraunen Holzgetäfel, mit den sanft abfallenden Dächern und den breiten Gallerien, die „mit Wäsche, Heiligenbildchen, Blumentöpfen und Mädchengesichtern geziert sind," die niedlichen Häuschen, welche die Dichter so reizend finden, die auf den grünen Bücheln, auf den steilen Wänden, auf waldigen Bergspitzen zerstreut umherliegen und selbst aus weiter Ferne dem Passagier im Postwagen eine un-

gewöhnliche Regung einflößen, weil er immer glaubt, dort droben, wo die kleinen Fenster in der Sonne spiegeln, dort könnte vielleicht jene Zufriedenheit, jenes Glück zu finden sein, dem er seiner Lebtage nachgegangen — ja, diese Häuschen, sie sind nun auch nicht mehr zu sehen und es kommt dafür der romanische Bauernhof hervor, der sich ganz anders darstellt. Italien hat wohl Cathedralen, Paläste, Schlösser und Villen, aber den Bauernhof hat es nie cultivirt. Wer da der reichverschnitzten Häuser im Innthal, der stolzen im Miesbacher Gericht mit den weithin schimmernden Fensterreihen, wer der heimlichen des Bregenzer Waldes in ihrem Schuppenpanzer, der zierlichen in der deutschen Schweiz oder im Schwarzwald gedenkt, den dauern die guten und ziemlich reinlichen Bajuvaren, die da gleich bei der ersten Besitznahme in so schmutzigem wälschem Gemäuer unterkriechen und mit Hilfe des milden Klima's in dieser Beziehung so ganz entarten mußten. Wer mit uns im Baumgartner Hause zu Tschötsch, an der Geburtsstätte des Fragmentisten, gestanden, der kennt auch alle übrigen Innenseiten, denn die Wohnungen der wohlhabendern Landleute unterscheiden sich wenigstens nicht durch Reinlichkeit von denen der Taglöhner. Es ist als ob sie alle zusammen seit vielen Jahrhunderten dem Untergang der Welt entgegensähen und daher für das Irdische, das doch demnächst zusammenbrechen müsse, keinen unnützen Pfennig mehr ausgeben wollten. Man trifft auf Fensterscheiben, welche schon seit Maria Theresia's Zeiten zerbrochen sind, auf Hausfletze, in denen keine Platte mehr ganz, auf steinerne Treppen, die fast nur noch aus Geröll bestehen, wie wenn ein Gletscher darüber herabgegangen. Von einem Kehrbesen ist überall keine Spur zu finden.

Wie aber das Innere, so auch das Aeußere. Der romanische Bauernhof ist auf und ab von Bruchsteinen erbaut, wetterbraun oder aschgrau, mit einem schadhaften Dach gedeckt, fast fenster- und ganz poesielos. Ihm zur Seite steht seine bescheidene Gesellin, die gleichfarbige Scheune mit großen, langen, schwarzen Augen, vielmehr Luftlöchern, an der Giebelseite, welche gewöhnlich mit dunkel geregneten Brettern geschlossen sind. Doch darf man nicht annehmen, daß die Leute ebenso schadhaft und verlottert seien, wie ihr Gehäuse, vielmehr — zumal am Sonntagsmorgen — kommen aus diesen Trümmern ganz schöne erwachsene Kinder heraus und wohlgenährte Weiber und ansehnliche Männer, so daß der fremde Ethnograph voll Erstaunen dasteht, wie diese Höhlenbewohner sich so vortheilhaft herauszuputzen wissen.

Wenn einer ferner nicht als Nationalökonome reist, der in frischen, saubern Wohnungen Wohlstand und Bürgerglück wittert, sondern als bildersüchtiger Landschaftsmaler, der die Häuser lieber zusammenfallend sieht, weil sie sonst kein Bild geben, so kommt er da vor Entzücken oft nicht mehr zu sich. Namentlich weiter unten in den Schlünden des Kunterswegs, wo das Grün so hell und die Porphyrfelsen so roth und der schäumende Eisack so weiß, wo alle Farben so grell sind, da stellt so ein vom Alter gebrochenes, von Weinlaub und Epheu halbverkleidetes Bauernhaus mit seinen fahlen Wänden und seinem bresthaften, farblosen Dach sich fast wie eine angenehme Mitteltinte dar, welche die Gegensätze versöhnt und es paßt oft alles so gut zusammen, daß man meint, es müßte so sein.

Uebrigens haben hier nicht immer nur Bauern gehaust, sondern auch Ritter, sehr viele Ritter, und was Burgen,

Schlösser und interessantes Trümmerwerk anbetrifft, so hat die gütige Vorzeit nicht leicht eine Gegend freigebiger ausgestattet, als diese. Sie ist das Eldorado für alle Romantiker und man könnte es fast befremdlich finden, daß nicht auf jedem Wartthurm eine vornehme Novellistin mit grünen Augengläsern sitzt, um da bei Plenten und Türkenknödeln den Herzog Adalger oder den Kaiser Ortnit zu einem historischen Roman in sieben Bänden zu verarbeiten. Da trifft sich's mitunter, daß der einsame Steiger, aus dem Laubwald tretend, auf unzugänglicher Porphyrnadel riesenhafte Trümmer über sich sieht, die kein Mensch mehr nennen kann, denn dieses Troja ist schon erstürmt und ausgebrannt worden, ehe die tirolische Clio noch schreiben gelernt hatte. Gegen andere zeigte sie sich freundlicher und stellte die Stammtafeln der Insassen sorgfältig zusammen, von den Kreuzzügen an und fort durch die Jahrhunderte, zeichnete Landeshauptleute, Burggrafen, Marschälle, Schenken, Truchsesse, Ehrenmänner jeder Art in Fülle auf, aber die edeln Geschlechter sind auch gestorben und verdorben und nur die braunen Mauern sind geblieben mit den einbrechenden Erkern, Zinnen, Thorbögen und Wappenschildern, welche der üppige Epheu umrankt, welche die Eulen und Fledermäuse abendlich umschwirren.

In den grausen Hallen wohnt noch hie und da ein Pächter oder Taglöhner mit seinem prunklosen Hauswesen, das in Unflath ein ärmliches Mahl einnimmt, wo ehedem bei Lautenschlag und Gothenliedern jene berühmten Ritter und Edelfrauen getafelt, welche jetzt der fleißige Pater Justinian Ladurner gar mühsam wieder aus den Urkunden herausscalpirt — ein Pächter oder Taglöhner, wenig stolz auf seinen Burgstall mit dem uralten Namen, eher fürchtend,

daß einmal der Sturmwind in der Nacht die Erker, Zinnen, Thorbögen und Wappenschilder zusammenreiße und ihn mit seinen lieben Häuptern allen im Schutt begrabe. Zuweilen hat man schon eine alte Handschrift, wie das Lied der Nibelungen, aus dem Gemäuer herausgezogen und es liegen vielleicht noch manche unbekannte Heldensagen im Staube der unbetretenen Speicher. Gar oft auch finden sich Wandmalereien aus den Ritterzeiten, freilich nicht überall so gut erhalten, wie die zu Rungelstein. Ueberhaupt was an alten Bildern, Schnitzwerken, Schriften, vergessenen Kleinodien vor nicht so langer Zeit noch dagewesen, das wissen nur die wenigen Glücklichen, die es in Verschwiegenheit davongetragen. Die alten Urkunden, die Handvesten vergangener Herrlichkeit, hat man meist, wie anderswo auch, den Tabakskrämern zu schnödem Gebrauch anheim gegeben. Es ist allerdings wahr, daß einige dieser vorzeitlichen Burgställe selbst jetzt noch von Herrenleuten bewohnt sind, aber auch diese scheinen keinen Sinn für das Vergängliche in der Zeit zu haben und ruhig zuzusehen, wie das Dach einknickt und der Abendwind durch die zerbrochenen Fenster streicht, ja es zeigt sich alles so gestellt, als wenn sie übermorgen aus dem zerfallenden Ahnensitz ziehen wollten, um dem Vaterland eine Ruine mehr zu schenken und nichts zurückzulassen, als eine weiße Frau, die in den öden Sälen nächtlich geistert.

Den lernbegierigen Wanderer wird es auch nicht gereuen, wenn er ein Auge auf die Gotteshäuser richtet, die Kirchen und Capellen so mannichfacher Art, die allenthalben ihre Spitzen gen Himmel strecken, im Thal, auf dem Berg, in der Wiese und im Wald, in der Mitte der Dörfer oder wo drei Höfe einsam stehen, ja vielfältig ganz ab-

geschieden von menschlichem Verkehr auf den steilsten Felsen und in der Wildniß des Hochgebirgs, wo einst die ersten Christen zusammenkamen, um heimlich ihre Andacht zu verrichten. Auch in diesem Fache besteht ein wesentlicher Unterschied, denn die Kirchen in den äußern Thälern gegen Deutschland zu sind zum großen Theil jung und jugendlich aufgeputzt, flatterhaft, fast herausfordernd, außer dem weißen Feierkleide mit allerlei Schönpflästerchen und Malereien geziert, mit Baßgeigenfenstern, mit kropfigen Thürmchen voll Ueberbeinen und Schnecken, die in ein grasgrünes oder brennrothes Spitzdach ausgehen, wogegen die Gotteshäuser in Deutschitalien aus großen ungetünchten Quadern erbaut sind, die vielleicht noch von den rhätischen Burgen stammen, welche einst Drusus niederbrach. Jedenfalls kommen sie meist aus unerforschlicher Vorzeit und sind daher einfach und ernst, altersgrau und melancholisch. Ein gothischer Altar oder anderes seltsames Schnitzwerk und uraltes kunstreiches Kirchengeräthe belohnt den Wanderer oft für den mühseligen Steig, oder ein ritterlicher Grabstein, den er da nicht erwartet, ein verblichenes Frescobild, das ihm niemand deuten kann, oder irgend sonst ein blasser Schatten alttirolischer Kunst. Manchmal überraschen ihn gar noch räthselhafte Sculpturen, wie auf der Zenoburg bei Meran oder an der Schloßcapelle zu Tirol, welche seltsamer Weise aus derselben Hand zu sein scheinen, wie die Steinbilder an der Johanniskirche zu Schwäbisch-Gmünd. Selbst die Bildstöcklein am Wege mit ihren vier romanischen Nischen, unter deren Staube die Heiligen schlummern, weisen auf eine Kunstübung, die längst nicht mehr besteht. Mit einem Wort, während diesseits der Brixner Klause alles, was der Mensch als Denkmal aufgestellt, so ziemlich neu und

frisch, oft geschmacklos heiter, aber immer verständlich erscheint, schaut uns dort am Isarcus oder am Athesis alles so vergangen und längst verstorben, so mittelalterlich mystisch und symbolisch an, wie wenn es ungleich mehr zu bedeuten hätte, als die tirolischen Geschichts- und Landbeschreiber bis jetzt herausgebracht.

Dieses — aber freilich noch Weg und Steg und Wies' und Wald, schäumende Wässer und blaue Lüfte und die herrliche Berglandschaft dazu gerechnet — ist die Physiognomie der Gegenden an dem Eisack und der Etsch, von Brixen über Bozen und Meran bis gegen das alterthümliche Mals am Fuße des Ortles hinauf; nur sei, um allem Verdruß zu steuern, bemerkt, daß die wohlhabenden Städte, namentlich Bozen und Meran, durch neue und reinliche Häuser aus der allgemeinen Mystik des Verfalls ganz angenehm heraustreten. Wenn wir aber im Kuntersweg, der aller Reize voll, wenn wir bei Andrian „im Tann," den die Heldenlieder erwähnen, oder im Vinstgau allein dahinpilgern in der warmen Abendluft, welche die Phantasie aufregt und die verfallenden Selden und Herbergen, die verfallenen Burgen und die uralten Kirchen betrachten, die schon so viele Römerzüge gesehen und wenn wir dabei träumerisch der vergangenen Zeiten gedenken, da Wieland der Schmied noch lebte, da die Gothen noch in Gossensaß saßen, oder der spätern, da die Enkel Hunfrieds, des Markgrafen von Istrien und Rhätien, im dämmrigen Licht der Geschichte noch auf Schloß Tirol aus- und einritten, da Herr Walter von Metz und der von Rubein und Leutold von Seben noch in lieblichen Weisen ihre Minne sangen, so ist uns immer, als könnten um die nächste Felsenecke Herr Dietrich von Bern mit Hug- und Wolfdietrich von

Kostenopel, seinen Ahnen, Herr Hildebrand von Garten, Kaiser Ortnit von Lamparten mit seinem Schwert Rose, König Laurin, der Zwerg von Tirol, Herr Dietleib von Steier, Frau Sibrat, die Kaiserin, Fräulein Hiltburg von Salonike, Sigeminne die schöne, Similde die wonnesame, mit einem unübersehbaren Gefolge von Zwergen, Riesen und Lindwürmern — oder vielmehr, da dem Deutschen die undeutschen Namen doch immer heimlicher klingen — als könnten um die nächste Felsenecke Herr Amadis von Gallien oder gar der von Griechenland, sowie die schöne Magelone und die wunderbare Melusine auf geschmücktem Zelter hervorreiten, die lieblichen Frauen, und uns mit feinen winkenden Händchen zu einem Ritt in's romantische Land einladen. Ein gebildeter Weinreisender würde ihnen dann unter Beziehung auf die bekannten Jahrbücher freilich zurufen: Hebt euch weg, ihr nichtswürdigen Schemen, die ihr ja kritisch schon lange vertilgt seid! Aber ein anderer wieder, der könnte es möglicher Weise den Damen nicht abschlagen und könnte sich vielleicht hinter die schöne Magelone setzen, die noch ebenso reizend sein soll, als vor fünfhundert Jahren, und könnte ein paar Stündchen romantisch mittraben, ungefähr bis zum Brixner Kläusel, wo ihn der kühle philosophische Luftzug aus deutschen Landen herein schon wieder fortschrittselig machen und unserm großen Jahrhundert zurückgeben würde.

Es ist sonderbar — wenn man so auf dem Bock des Postwagens dahinfährt und die Luft durchschneidet, die grauen Schlösser an den Halden, die Wachtthürme auf den Höhen, die Dörfer im Thal betrachtet, die alten Geschichten wieder aufgehen läßt und all die romanischen Namen nachflüstert, die der Postillon im Vorbeirollen

nennt, so kommt einem alles so ezzelinoartig, so canbella-scalamäßig, ja so dantesk vor, daß wir eben nel mezzo del cammin di nostra vita dahinzustolpern glauben; aber wenn der Postillon plötzlich zu fluchen anfängt, oder die Kellnerin an der nächsten Schenke schalkhaft grüßend ein Stehseidel herauflangt, oder wenn wir absteigen und in die wirthlichen Hallen treten, die von den romanischen Doppelsäulchen getragen werden — in diese Hallen, wo noch ganz die kühle Dämmerung des Mittelalters herrscht und da hören, wie die schlanken Jungen, die frischen Mädchen und die lustigen Graaköpfe am runden Tisch vom letzten oder vom nächsten Schützenauszug plaudern, in einer Mundart, die leicht zu den schönsten in Deutschland gehört, so kommt uns alles wieder so urgermanisch vor, daß wir's gern begreifen, warum die Leute gar nicht daran denken, es sei einmal anders gewesen oder es könnte einmal anders werden, oder warum sie einen auslachen würden, wenn er fragen sollte: ob sie sich noch erinnern, wie Se. Maj. der Kaiser Romulus Augustulus abgedankt, oder ob sie, wie Frapporti meint, sich nicht durch „die Bedürfnisse der Civilisation“ gezwungen fühlen, ihre Vereinigung mit dem neuen italienischen Reich zu begehren.

Es gab einmal eine Zeit, wo das Etschland dem deutschen Volk ebenso lieb und theuer war, wie das Rheinland. Hier wie dort fabelhafte Königshäuser, berühmte Helden, wunderschöne Frauen, alte allgemein geglaubte Sagen, vielgesungene Lieder und allbekannte Dichtungen — hier wie dort ein üppiges, freudenreiches Weinland, nur die Landschaft an der Etsch viel schöner und viel großartiger, als dort zu Worms am Rhein. Wie nun die Menschen gern vergleichen und die Etschländer selbst nicht fertig werden mit

der Frage, ob's in Bozen schöner sei oder in Meran, so hat auch das Mittelalter seine Bedenken gehabt und deren Lösung, wie ich meine, in einem Gedicht, dem „Rosengarten von Worms," versucht. Kriemhilde nämlich, die Königstochter am Rhein, hat einen Rosengarten, den zwölf Recken hüten. In ihrem Muthwillen sendet sie einen Boten nach Berne, um Herrn Dietrich einzuladen: er solle mit zwölf Helden herunter reiten nach Worms; jedem seiner Kämpen, welcher einen der ihrigen niederschlage, solle ein Kranz und ein Kuß beschieden sein. Herr Dietrich läßt sich nicht lange bitten, sondern reitet mit zwölf Recken gen Rheine. Im Rosengarten erhebt sich das Turnei. Elf Berner Helden haben schon elf rheinische niedergelegt und es ist von diesen nur noch Herr Siegfried von Niederland auf dem Plan. Da beginnt Herr Dietrich nach seiner Art Flammen zu hauchen, Herr Siegfried von Niederland trieft vor Hitze, fängt fast zu schmelzen an, weiß sich nicht mehr zu helfen und fällt der schönen Kriemhilde in den Schooß. Diese küßt nun auch als zwölften den Berner und bekränzt ihn feierlich mit Rosen, worauf er und seine Helden als Sieger nach Hause ziehen. Wenn dieses wunderliche Gedicht einen Sinn haben soll, so mag es leichtlich bedeuten, daß damals im Reiche der Poesie jenes südliche Deutschland werther, glänzender, märchenhafter dastand, als die Gestade des Rheins — was die damalige Welt in ihrer Biederkeit nicht anders auszudrücken wußte, als daß die Berner alle Wormser niederschlagen.

Dieses ist nun allerdings etwas anders geworden. Man spricht in Deutschland, trotz Andreas Hofer und Joseph Speckbacher, nicht mehr viel von den Tirolern und sie

sind — das wird ihnen selber klar sein — diesseits der Alpen trotz der Mädchenküsse bei den Schützenfesten nicht mehr sehr beliebt. Ursache dessen ist weniger, daß sie dem Rheinweinlied bisher kein Etschweinlied und daß sie der rheinischen Lorelei keine ähnliche Jungfrau an die Seite zu setzen gewußt, als vielmehr — doch warum soll man ihnen öffentlich sagen, was sie selbst so gut wissen, wie wir? Gleichwohl hoffen wir, daß das Tiroler Volk bald wieder als der geliebte Benjamin unter den deutschen Völkern auferstehen werde. Wenn nicht alles täuscht, sind sie bereits an der Arbeit. Es deutet dahin auch der Eifer und die Herzhaftigkeit, mit der die tirolische Forschung neuerlich der guten alten Zeit zu Leibe geht, den drei Jahrhunderten namentlich, welche seit der Reformation vergangen sind und welche von lügenhaften Scribenten, wie z. B. dem bekannten Beda Weber, mit fabelhaften Paradiesesfarben geschildert werden. Diese Gelehrten betonen dabei immer und immer mit ekliger Salbung, daß so schöne Zeiten ohne Glaubenseinheit gar nicht zu erleben gewesen wären. Nun zeigt sich aber bei näherem Zusehen, daß diese vielbelobten Zeiten mit Grausamkeit, Rohheit, Lüderlichkeit und Unwissenheit ebenso reichlich ausgestattet waren, als wenn lauter Ketzer, Türken und Heiden in den rhätischen Alpen gesessen, so daß der sittliche Nutzen der Glaubenseinheit schon derowegen nicht mehr ganz feststeht *).

---

*) Sehr hübsche Aufschlüsse über das Tiroler Leben in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts gibt ein eben erschienenes Schriftchen: Hippolyt Guarinoni. Ein kleiner Beitrag zur tirolischen Culturgeschichte von G. Obrist, stud. phil. Innsbruck, 1867.

Und so kommen die Tiroler nachgerade auch auf diesem Wege zur Anschauung, daß das, was ihnen abgeht, bei weitem mehr aus den Errungenschaften unserer Zeit, als aus den bornirten Köpfen ihrer glaubensfesten Ahnen abzuziehen sei.

XII.

Das Trentino.

(Im Januar 1867.)

Aber was nun? Da war jüngst in öffentlichen Blättern die Proclamation eines gewissen Nationalcomités zu lesen, welches dem Volke des Trentino vorhält: wie der widersinnige Zug der gegenwärtigen Gränzlinie Italiens, welche Gottes Finger doch *auf die Schneekämme der Alpen* gezeichnet, die traurigsten Folgen für das unglückliche Wälschtirol herbeiführe. Unter den Schneekämmen der Alpen versteht man aber bekanntlich die Oetzthaler und die Zillerthaler Ferner und man meint sohin, die Gränze ungefähr an den Brenner zu verlegen, wie uns das auch schon Anno achtundvierzig zu wissen gethan wurde. So müßten also demnächst nicht blos die gastfreundlichen Kaufherren von Bozen und die Gothen von Meran, sondern auch die Theosophen von Brixen und die Knappengeschlechter von Gossensaß den großen Victor Emmanuel als ihren „Angestammten" verehren! Und das schönste von allen Ländern, wo die deutsche Zunge klingt, und die schönsten Leute und all' jene Gegenden, welche deutsche Sage und deutsche Poesie so verherrlicht haben, das wäre alles so einfach abzulassen, blos für die schönen Augen unserer liebenswürdigen Nachbarn oder Nachbarinnen, wie ein Albumblatt oder eine Photographie, die man einem scheidenden Freund

in die Hand drückt! Da würde sich König Laurin im Grabe umdrehen und Wieland der Schmied, wenn er noch lebte, und alle seine Schmiedgesellen würden sich mit Hammer und Beißzangen in Berserkerwuth auf die Bersaglieri stürzen und nicht eher ausschnauben, als jenseits der Veroneser Klause unter den Thürmen von Dietrichsbern.

Das schöne Lied von den „natürlichen Gränzen“ hat bekanntlich in jedem Lande einen andern Text. Wie lange schon schmachten die Pariser Poeten nach den Rebenhalden am edlen Rheinstrom, wie lange schon sehnen sich die deutschen Barden nach Straßburg, „der wunderschönen Stadt,“ und nach dem Wasgenwalde, d. h. nach den Vogesen! In solchen Fällen sagten die Spartaner: Kommt und holet sie! Wer nicht muß, der läßt nichts ab und wenn sich der Nachbar noch so rührend darnach sehnet. Sehr gut spricht dieß ein bayerisches Volkslied aus, welches überschrieben ist: „Der träumende Bauer“ und dessen erste melancholische Strophe also lautet:

> Was hilft mich mein Dichten, mein Denken?
> Steht mir doch leicht kein König nicht um — *)
> Keiner will sein Reich gütlich verschenken,
> Keiner gibt mir vom Scepter ein Trumm!

Und wirklich, es ist, trotz der gegenwärtigen Lage, nicht sehr wahrscheinlich, daß die Tiroler oder die deutsche Nation dieses angenehme Trumm ihres Reichs gütlich verschenken wollen. Wenn jetzt alle Patrioten erwarten, daß selbst jene magern Hufen an der jütischen Nebelküste, der fast werthlose Besitz, nur der Ehre wegen festgehalten wer-

*) „Umstehen“ heißt hier: zurücktreten, den Vorrang einräumen.

den, wie müßte es ihr Herz betrüben, wenn die herrlichen Landschaften jenseits des Brenners in Gefahr kämen, und was könnte uns trösten über solchen Verlust? Als Herzog Adalger in mythischen Zeiten die Römer bei Brixen besiegt, sprach er am Haselbrunnen: „Diese Mark diene uns immermehr.“ Herzog Theodo am Eselbrunnen bei Trient und Kaiser Max, als er die Venetianer wieder aus Tirol geworfen, an der Veroneser Klause, sie dachten sich wohl dasselbe. Warum sollen wir nicht ebenso denken? Jedenfalls dürfen wir das Land nach den besten Staatsrechtslehrern behalten, bis es uns genommen wird. Das ist schon ein Trost.

Man hat zwar auch den Finger Gottes hereingezogen, aber über diesem waltet eine eigene Bewandtniß. Die Deutschtiroler haben selbst mit bewaffnetem Auge diesen Finger noch nie über dem Brenner beobachtet; eher meinen sie in schönen Nächten wahrzunehmen, wie derselbe eine Linie zwischen Verona und Bassano ziehe und auch die deutschen Gemeinden daselbst in die vaterländischen Marken einschließe. Dort ist das Alpenland zu Ende und die italienische Ebene beginnt — die schönste Lage für eine natürliche Gränze!

Die Veroneser Klause ist in der That eine so treffliche Mark, daß es verlorene Mühe wäre, eine bessere zu suchen. In dem warmen Thal, das bei Brixen anhebt, wehen allerdings hesperische Lüfte, aber auf den Bergen daneben brausen die Wälder ganz deutsch und nach den Lüften läßt sich überhaupt schwer theilen.

Beleidigend ist es aber, daß man den Deutschtirolern jenseits des Brenners nicht einmal die Wohlthat des Suffrage universel vergönnen will. Das „Plebiscit“ ist doch

sonst das einzige Surrogat, welches an die Stelle der alten Verträge getreten ist. Allein es scheint, die Aristokraten von Trient wollen z. B. die plebejischen Passeirer, die alte Heldengarde von Tirol, gar nicht einmal fragen, ob sie wälsch werden wollen, oder nicht — sie sollen untergesteckt werden sans phrase, gerade wie man auf dem Wiener Congreß die Völkerschäschen vertheilte. Es ist wahrscheinlich, daß sie und ihre Kampfgenossen diese Verfügung der Proclamation sehr übel nehmen werden. Mögen sich auch die Proclamanten erinnern, daß selbst der große Garibaldi mit seinen dreißigtausend prahlerischen Hemden gegen die schlichten Tirolerbauern nichts ausrichten konnte und ungemein froh war, als er den sehr verminderten Haufen aus den Alpenschlünden heraus wieder heimwärts treiben konnte*). Wir besorgen zwar nicht, daß wir uns mit unsern hochgebildeten Nachbarn wegen dieses Landstücks, das ihnen gar nicht unentbehrlich, überwerfen werden, aber wenn es doch so geschehen und wenn es wieder auf die Macht ankommen sollte, so laßt die Macht lieber unser sein! Jedem guten Deutschen muß es im Geiste vorgehen, daß die Italiener jene römischen Dörfer am Brenner wohl ebenso wenig wiederbekommen werden, als wir die deutschen Ortschaften, welche die Westgothen in Spanien oder die Vandalen in Afrika gegründet.

Ueber die natürlichen Gränzen können wir uns also nicht verständigen — bleibt sohin nur noch das engere Trentino, die italienische Sprachgränze und die Stadt

*) Garibaldi sagte damals selber, daß er mit 1000 Mann Sicilien, mit 20,000 Neapel, in Tirol aber mit 50,000 nicht einmal zwei Berge erobert habe.

Trient übrig und da werden wir sehen, daß auch diese Frage sich verschiedentlich auffassen lasse.

Aber Frapporti nennt doch das schöne Trient eine città italianissima! Es ist auch wirklich die italienischste Stadt in Tirol, allein es bleibt gleichwohl die deutscheste in Italien. Wir wissen ja, mit welcher Macht sich die Gothen und zumal die Longobarden in diesem Sitze niedergelassen und welch' zahlreiches Volk sie hier angesiedelt.

Auch die weitere Geschichte der Stadt im Mittelalter ist ein sehr deutsches, etwas knorriges Gewächs. Aber wie man in Trient gerne ganze Länder herträumt, so versteht man dort auch das ganze Mittelalter wegzuträumen. Es ist indessen ganz gewiß, daß Kaiser Konrad II. (1027) dem Bischof die Grafschaft oder das Herzogthum Trient verlieh und dieß war der Anfang seiner deutschen Reichsstandschaft. Die Bischöfe waren allweg gute deutsche Männer, meist aus dem fürnehmsten tirolischen Adel und wenn sie ihre Burgen in dem zweisprachigen Gebiete gegen die italienische Gränze hin zu Lehen gaben, so setzten sie jeweils die Bedingung, daß sie durch Kauf, Heirath oder Erbgang nie an Lombarden oder Veroneser fallen durften. Später wurde dieß mit den Grafen von Tirol vertragsmäßig festgesetzt und die Bischöfe mußten sich auch verpflichten, an ihrem Hof immer mehr „rechtschaffene und ehrliche Deutsche“ als Fremde anzustellen.

Die erste Rolle in der Geschichte von Trient spielten von Alters her die Grafen von Tirol, welche des Bisthums Schirmvögte waren, die alten humfriedischen sowohl, als die Görzer und später die Herren von Oesterreich. Wie die Schauenburger Grafen einst an der Eider gegen das Vordringen des dänischen, so kämpften die Tiroler Grafen an der

Etsch ohne Unterlaß gegen das wälsche Element, nur daß jene viel mehr Dank und Ruhm dafür geerntet. Diese Schirmvögte klopften zwar oft mit gewaltigen Fäusten auf den Bischof und die Stadt, aber durch ihr Dichten und Trachten geht immer der feste Sinn, nicht allein für sich die Gewalt, sondern auch dem Reiche das Land zu erhalten.

Das Gebiet des Bisthums war übrigens so zerrissen und zersplittert, wie ein Bücherschrank, in dem eine Bombe geplatzt; überall nämlich durchsetzt und durchsprengt von den Aemtern, Gerichten, Burgen, Vesten und Höfen der Grafen von Tirol, welche damals schon darüber hinaus bis an den Gardasee und bis an die Veroneser Klause reichten. Es begab sich öfter, daß jene die ganze Verwaltung des Bisthums mit Gewalt in die Hand nahmen und daß der Kirchenfürst nur unter den lästigsten Bedingungen den Nießbrauch seines Ländchens wieder erhalten konnte. Dem ersten Oesterreicher Herzog Rudolf z. B. gelobte der Bischof und das Capitel (1363), ihm als ihrem Herrn zu dienen und zu helfen gegen jedermann — nur nicht gegen den Stuhl zu Rom. In allen Städten und Burgen des Gotteshauses sollten nur solche Pfleger und Hauptleute eingesetzt werden, welche der Herrschaft genehm und diese sollten schwören, dem Herzoge zu dienen, auch wenn ihm der Bischof feindlich wäre.

Im Schlosse Buon Consiglio zu Trient hielt der Herzog als Landesfürst seinen Hauptmann, der eigentlich die Geschäfte im Namen des Gebietigers führen sollte und den der gute Kirchenfürst noch selbst besolden mußte. Diese Verträge wurden noch oft erneuert und bestanden, wenn auch später viel bestritten, bis das Bisthum 1803 mit der

Grafschaft Tirol vereinigt wurde. Nach alten Herkommen mußten ferner von den achtzehn Domherren des Hochstifts ihrer zwölfe der deutschen Nation angehören und auch die sechs wälschen durften keine fremden, sondern nur aus den Unterthanen des Bischofs sein. Daß dieser und sein Capitel auch tirolische Landstände waren und die alten Landtage fleißig besuchten, ist bekannt. Ebenso war das Stift im Steuer- und Zollwesen, wie im Fach der Landesvertheidigung mit der Grafschaft Tirol in innigstem Verbande. Diese Verhältnisse sind sehr gut beschrieben in einem Heftchen, welches Joseph Durig vor zwei Jahren zu Innsbruck herausgegeben hat und das den Titel führt: „Ueber die staatsrechtlichen Beziehungen des italienischen Landestheils von Tirol zu Deutschland und Tirol.“

Hiezu kommt aber noch, daß das älteste Stadt- und Landrecht des Bisthums Trient aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in deutscher Sprache verfaßt ist — ein deutliches Zeichen, daß diese dazumal wenigstens noch eben so vielen verständlich war, als die italienische. Dieser bedeutende Umstand ist von Frapporti noch zugegeben, seitdem aber öfter widersprochen worden. Noch Tommaso Gar behauptet 1858 in seinen Statuti della città di Trento *): von dem alten Rechtsbuch, das jedenfalls lateinisch gewesen, sei nichts übrig, als eine armselige deutsche Uebersetzung (una povera traduzione in lingua tedesca), die sich ein deutscher Lehensmann zu seinem Privatgebrauch habe machen lassen. Nachgerade aber sind alle Zweifel gelöst, da Dr. J. A. Tomaschek das längst verschollene Denkmal im Staatsarchiv zu Wien wieder auf-

*) Biblioteca Trentina etc. Trento 1858.

gesunden und stattlich, mit Einleitung und Glossar versehen, ans Licht gegeben hat*). Als dessen Grundlage läßt sich, wie der Herausgeber sagt, überall mit Sicherheit das langobardische Volksrecht bezeichnen, wenn sich auch der Einfluß des römischen schon frühzeitig geltend gemacht.

Wer Durig's urkundliche Nachweisungen aus der Geschichte des Bisthums und das Stadt- und Landrecht in seinem alten, reinen Tiroler Deutsch gelesen, der wird nur lächeln können, wenn die Trienter sich jetzt gerade so gebärden, als hätten sie nie vom Lande Tirol gehört und als wären sie nun durch die rohe Rücksichtslosigkeit des Reichsdeputationsprocesses mit dessen unbekanntem wildfremdem Volk zusammengekuppelt worden. Wenn man das Ländchen damals nicht irgendeinem unglücklichen depossedirten Prinzen anhängen wollte, so mußte es nach seiner natürlichen Schwere dahin fallen, wohin auch das Schwesterbisthum Brixen fiel, nämlich an die Grafschaft Tirol, zu welcher ja die südlicher gelegenen Landschaften, die „wälschen Confinen," Roveredo und Umgebung, ohnedieß schon gehörten.

Der große Dante bezeichnet in seinem Buche de vulgari eloquio, dessen Latein übrigens fast schrecklicher ist, als seine Hölle, den Dialect von Trient wegen seiner Mischung mit unreinen (wahrscheinlich tudesquen) Substanzen als ein vulgare turpissimum, das kaum für italienisch gelten könne. Dem entgegen sagt Frapporti: dieser Ausspruch sei die einzige menschliche Schwäche an dem erhabenen Florentiner, denn der Dialect von Trient sei wegen seiner purità ed eccellenza meritamente il terzo d'Italia. Die

*) Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. 26. Bd. Seite 67 u. ff.

Bedeutsamkeit dieses großen Wortes können wir in Deutschland zwar kaum würdigen, da wir unsere Dialecte nicht zu numeriren pflegen, aber die Parabel vom verlornen Sohn, welche Dr. Perini in seinem Trento e suoi contorni (Trient 1859) nach Trienter Mundart vorführt, klingt sehr angenehm und verständlich. Wie uns die Eingebornen versichern, ist dieser Dialect so spitz geschliffen oder, wenn man will, so abgerundet, daß man darin auch die vernünftigsten Gedanken, die man etwa haben möchte, seinem Nebenmenschen ohne Anstand mittheilen kann. Und wenn die schönen Italienerinnen von Trient sich freundlich plaudernd in Parabeln oder andern Redefiguren ergehen, so soll es ein wahrer Hochgenuß sein.

Die heiligen Väter jenes welthistorischen Kirchenraths nannten das ehrwürdige Trient in der Einleitung zu ihren Sitzungsberichten eine sentina Germanorum et Italorum, einen zusammengeschwemmten Unflath von Deutschen und Italienern, was wenig Dank für die genossene Gastfreundschaft und wenig Achtung vor den Tugenden der Gastfreunde verräth. Vermuthlich wußten aber die damaligen Trienter auch von den zusammengeschwemmten Gottesgelahrten manches mißliche zu erzählen; denn im heiligen Dufte der Concilien verlegte man sich bekanntlich nicht allein auf die Ergründung der göttlichen Geheimnisse, sondern auch auf manche Nebengeschäfte, die damit nicht gerade in unmittelbarem Zusammenhang standen. Wie dem auch sei, wenn man alles Gesagte zusammendenkt und dabei erwägt, daß die Bevölkerung einer jeden Stadt sich zunächst aus ihrer Umgebung ergänzt, daß also das deutsche Etschland und die früher viel mächtigern deutschen Niederlassungen in den östlichen Gebirgen gewiß immer zahlreichen

Zuschuß geliefert, so kann man sich über die Zusammensetzung der Einwohnerschaft von Trient leichtlich Rechenschaft geben. Das deutsche Element ist daselbst auch jetzt noch lange nicht ausgestorben. Wir treffen vielmehr, durch die hellen Straßen dieser glänzenden Stadt hinwandelnd, allenthalben auf deutsche Schilder und deutsche Namen. Und wie viele solche mögen in frühern Jahrhunderten, wo der Bürger auf die Erhaltung des Familiennamens so wenig Werth legte, einfach gegen italienische ausgetauscht worden sein!

Was? könnte nun ein echter Trienter, ein Italianissimo entrüstet ausrufen — was? Wir sollten nicht, wie wir uns doch täglich vorsagen, vom seme puramente latino, von rein lateinischem Samen sein? Nein, könnte man darauf antworten, das seid ihr nicht und das ist gerade euer Glück. Der letzte seme puramente latino, der letzte rein lateinische d. h. römische Same, wie er sich am Ende der Kaiserzeit, als die Germanen kamen, herausgebildet hatte, alle diese Consiliares, Senatores, Präfecti, Quästores, Referendarii, Vicarii u. s. w. — von dem süßen Pöbel gar nicht zu reden — das war ja bekanntlich ein durch fünfhundertjährigen Tyrannendruck, in ergaunerten und geraubten Reichthümern, in Ausschweifungen, Lastern und Unthaten jeder Art heruntergekommenes, nichtswürdiges Gesindel — kein Ahnenvolk, auf das man stolz sein könnte. Das beste an den moderuen Lateinern ist jedenfalls ihr deutsches Geblüt und es ist wirklich zu verwundern, daß die Italiener jetzt, nachdem sie etwas geworden, nicht lieber an den Freiheitssinn der edlen Gothen oder an die rauhe aber mächtige Natur der Longobarden anknüpfen, als an jene ausgelaugte verkommene Race.

Unsere lateinischen Nachbarn über dem Rhein haben schon einmal ein ganz interessantes und belehrendes Experiment gemacht. Sie haben nämlich eine Linie ungefähr von der Normandie in die Provence gezogen und herausgebracht, daß die Staatsmänner, Gelehrten, Dichter, Maler, Bildhauer, Entdecker, die Marschälle und die Tanzmeister, kurz alles, was Frankreich Ruhm und Ehre gebracht, zu neun Zehntheilen östlich jener Linie geboren sei. Oestlich jener Linie liegt aber die stark germanische Hälfte von Frankreich, d. h. jene Landschaften, in welchen sich die Franken am zahlreichsten niedergelassen, weil sie ihnen am nächsten lagen.

Unsere Nachbarn jenseits der Veroneser Klause können nun ohne alle Unkosten dasselbe belehrende Experiment auf eigenem Grund und Boden anstellen. Sie dürfen nur eine Linie von Ancona etwa nach Terracina ziehen und sie werden mit Verwunderung finden, daß die Staatsmänner, Gelehrten, Dichter, Maler, Bildhauer, Entdecker, die Feldherren, ja vielleicht sogar die Heldentenore und die unvergleichlichen Sopranistinnen, diese Wunder Gottes, kurz alles, was Italien Ruhm und Ehre gebracht, zu neun Zehntheilen nördlich von jener Linie geboren ist. Nördlich von jener Linie liegt aber die stark germanische Hälfte von Italien, d. h. jene Landschaften, in welchen sich die Gothen und Longobarden am zahlreichsten niedergelassen, weil sie ihnen bei ihrem Einzug am nächsten lagen. Ein Dante, Petrarca, Boccaccio, Raffael, Michel Angelo u. s. w., kurz alle diese italienischen Nordländer wären gar nicht denkbar, wenn nicht die Germanen Jahrhunderte vorher den faulen lateinischen Samen aufgefrischt und veredelt hätten.

Wir jetzt lebenden Germanen können zwar nichts für alle diese Verdienste unserer wackern Ahnen, aber ein gemüthliches Wort läßt sich mit den Italienern doch erst reden, wenn sie einmal einsehen, was sie den „Barbaren“ verdanken. Nachher wird man sich in vielen Dingen leicht verständigen können. Am leichtesten mag dieß in literarischen Sachen abgehen. Den Dante lesen wir ohnehin schon mit einander; für Petrarca's Sonette, deren längst geahnte Langweiligkeit endlich auch gediegene Forschung klar gestellt, bieten wir ihnen Rückert's, Heinrich Heine's oder Geibel's Liebeslieder und den Boccaccio können sie selber lesen oder darleben, soweit es ihnen und ihren Fiammetten anständig erscheint. Und was sie sonst aus unserm literarischen Hausrath benutzen wollen, das soll ihnen von Herzen vergönnt sein!

Es können auch die deutschen Tiroler von den wälschen und diese von jenen manche gute Eigenschaften annehmen. Erstere würden z. B. nur gewinnen, wenn sie sich die Mäßigkeit und die energische Thatkraft der letzteren angewöhnten und diese könnten von jenen Anstand und Lebensart lernen, so daß sie endlich einsähen, wie barbarisch es ist, die friedlich lebenden Deutschen in Trient oder Roveredo durch Ausspucken, Nachschreien und durch andere bübische Insulte zu reizen oder Frauen und Kinder durch Petarden zu erschrecken.

Es ist sehr unangenehm für die Trienter in ihrer Verehrung des lateinischen Samens, daß sie alles, was sie andern voraus haben, doch eigentlich den Deutschen verdanken. Unter den Römern glimmerte ihr Städtchen noch mit sehr schwachem Licht und erst unter den Langobarden wurde es eine bedeutende Residenz, deren Name durch ganz

Germanien und Italien ging. Ein besonders guter Jahrgang für die Stadt war aber der eintausendundsiebenundzwanzigste nach der Geburt unseres Herrn, weil dazumal, wie schon gemeldet, Kaiser Konrad II., der rühmliche Salier, den Bischof Ulrich zum Herzog von Trient und dadurch zum Fürsten des deutschen Reiches erhob. Hiemit war eine Art von Souveränetät geschaffen und ein Particularismus, der dem Gemeinwesen einen großen Vortheil brachte. Diese Selbständigkeit war aber nur im deutschen Reiche möglich, denn in Italien wollte der Krummstab als Landesherr gar nie gedeihen. Hätte nicht Kaiser Konrad das Füllhorn seiner Gnaden über das kleine Tridentum ergossen, so wäre es wahrscheinlich eine öde venetianische Provinzialstadt geworden und müßte sich jetzt mit dem bescheidenen Ansehen begnügen, welches Belluno, Bassano, Treviso und andere solche Ortschaften von ungefähr gleicher Volkszahl in der Welt genießen. Wenn es sich also diesen voraus zu sein bedünkt, so hat es den Vorzug nur seiner Verbindung mit Deutschland zu danken.

Und endlich wieder im vorigen Jahrhundert, als es unter dem milden Krummstab gemüthlich eingeschlafen war und der gelehrte Abbate Tartarotti von Roveredo zu allgemeiner Bestürzung selbst seine Heiligengeschichte als apokryph darstellte, fand es neues Leben und Trost nur im deutschen Reich. Es war nämlich 1790, als Kaiser Joseph II., allzeit Mehrer des Reichs, zu seinen Vätern versammelt und unser allerhöchstselig in Gott ruhender Kurfürst und Herr, Karl Theodor, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Ober- und Niederbayern ꝛc., Reichsvicar war, daß sich etliche Dutzend Honoratioren von Trient seinem Thron mit der Bitte näherten: er wolle ihren Heerschild zu erhöhen

und ihnen Titel und Würden der Grafen des heiligen römischen Reichs zu verleihen geruhen. Und der Reichsvicar, als er sich überzeugt, daß sie die Taxen zu bezahlen und die erbetenen Titel wirklich mit Geschick zu führen wissen würden, that nach ihrem Willen und erhöhte ihren Heerschild, also daß sie noch jetzt sprüchwörtlich nach dem Jahr ihrer Epiphanie die Conti di Nonanta genannt werden. Und da ein Adel immer etwas schönes ist für eine Stadt, so verdanken die Trienter auch diese Zier nur ihrer innigen, damals so hochgeschätzten Verbindung mit dem heiligen römischen Reich deutscher Nation, welches sich ihnen noch in seinen letzten Zuckungen wohlthätig erwies und der guten Meinung, welche der Kurfürst von Pfalzbayern über ihre Würdigkeit gefaßt, denn der Löwe von S. Marco würde sie vielleicht nicht so hoch angeschlagen haben. Danach hätten sie uns eigentlich dreifach Revanche zu geben, nämlich für ihre erste Größe, für ihre alte Selbständigkeit und für ihren neuen Glanz. — Es will uns ferner bedünken, daß in dem zierlichen Trient auch mehr Streben, mehr Geist, mehr „brio" zu bemerken sei, als in den nahen Städten jenseits der Berner Klause, als zu Verona, Vicenza, Mantua, Modena u. s. w. Wenn dieß richtig, worüber wir uns gern belehren lassen, so rührt dieses Phänomen wohl ebenso wenig von den „tirolischen Freiheiten" her, als von dem seme puramente latino, sondern vielmehr von der glücklichen Mischung mit deutschem Blut, welche hier an der Gränze mehr als innen im Lande zu allen Zeiten vor sich gegangen ist.

Daß man sich dem Gemeinwesen zu Trient nützlich erweisen könne, ohne gerade vom reinsten Geblüt zu sein, zeigt übrigens auch das Beispiel des liebenswürdigen

Italianissimo Tommaso Gar, jetzt zu Neapel, welcher früher als Archivar der Stadt deren Denkwürdigkeiten in den achtzehn Heften seiner Biblioteca Trentina nicht ohne eigene Opfer herausgegeben und sich so um deren Geschichte hoch verdient gemacht hat, obgleich seine Voreltern nicht etwa am Tiber oder am Arno, sondern zwischen Isar und Donau, nämlich in dem nibelungischen Plattling zu Hause waren.

Seit etwa zwanzig Jahren haben die Wälschtiroler angefangen, über Vernachlässigung und Hintansetzung im Verhältniß zu ihren deutschen Brüdern sich klagend an die Welt zu wenden. In der Vertretung auf dem Landtag waren sie auch wirklich benachtheiligt, denn das hochbedeutende Trient und Riva (zusammen wohl 15,000 Einwohner) hatten nur einen Abgeordneten zu stellen, gerade so viel und nicht mehr als die Stadt Glurns, das alte Nestchen und rotten borough im Vinstgau, mit nur sechshundert, allerdings sehr braven Einwohnern. Als Kaiser Franzens Weisheit nämlich die Magna Charta von Tirol revidirte, glaubte sie die Zahl der Stimmen in jedem der vier Stände auf dreizehn festsetzen zu müssen und da die alttirolischen Städte auf ihrer Bank deren schon zehn in Anspruch nahmen, so wurden die neutirolischen, um jene heilige Zahl nicht zu überschreiten, sehr stiefmütterlich bedacht. So hatten auch die ehemaligen Städte des Fürstbischofs von Brixen, nämlich Brixen, Brunecken und Klausen, nur ein Mitglied in's Innsbrucker Parlament zu wählen, sie scheinen aber dieses Nationalunglück mit viel mehr Seelengröße ertragen zu haben, als die ehemaligen Bischöfler im Süden. Wie dem auch sei, trotz dieser und anderer Klagen sagte Dr. Johannes Schuler eines Tags im Frank-

furter Parlament ganz offen: die beiden Hälften seines Vaterlands kämen ihm bei alledem doch nicht anders vor, als wie zwei — Rinder (mein' ich), die bisher an demselben Joch gezogen. Dieses bukolische Gleichniß haben ihm zwar manche seiner Landsleute sehr übelgenommen, allein es birgt doch in alpenhafter Hülle einen wahren Kern. Das „System" wirkte eben gleich schlecht auf die Wälschen, wie auf die Deutschen. Daß sich jene über Mißgunst oder Neid von dieser Seite mit Recht beklagen könnten, ist immerdar bestritten worden. Es liegt uns darüber ein älteres Schriftchen vor: „Il Tirolo italiano ne' suoi rapporti col Tirolo tedesco" (Trient 1862), und ein ganz neues: „Die wälschtirolische Frage" (Innsbruck 1866), welche beide die Wälschtiroler über die Leichtfertigkeit ihrer Klagen aufzuklären suchen. Wenn Seidenzucht und Weinbau nicht so glänzend stehen, als zu wünschen wäre, so seien einmal die Krankheiten der Würmer und der Trauben schuld, welche man den Deutschen doch wohl nicht zuschreiben könne; erstere aber sei überdieß gesunken, weil ihre Pfleger zu indolent geworden und den Wettlauf mit den strebsamern Lombarden, Rheinpreußen, Sachsen u. s. w. nicht mehr aushalten können; letzterer trage wenig ein, weil man ihn nicht verstehe. In beiden Stücken von der Vereinigung mit Italien Heil zu erwarten, sei unverständig, weil dort weder für tirolische Seide noch für tirolischen Wein ein Absatz zu hoffen. Als gewiß aber sei vorauszusehen, daß die schönen Wälder, die da und dort noch vorhanden, ohne Schonung für das unsichere Gränzland zum Besten der italienischen Dreimaster abgetrieben und die Berge so kahl und unfruchtbar würden, wie sie in andern südlichen Alpengegenden schon lange

sind. Mehrere ähnliche Betrachtungen mögen dort selber nachgelesen werden.

Es wird den Tirolern leid thun, wenn sie den Trientern eine Bitte abschlagen müssen, aber mit der Trennung geht's nicht. Verkehr, Handel und andere Bedürfnisse der Nachbarschaft ertragen es keineswegs, daß diese schmale, lange Schlucht der Etsch, die ihre natürliche Gränze erst an der Veroneser Klause hat, in der Mitte unterbunden, daß da Schlagbäume errichtet werden, verschiedene Staaten, ihre Gesetze und Ordnungen aufeinanderstoßen und sich gegenseitig beengen. Dieser dünne, aber interessante Landfaden ist kein Sprungseil für politische Akrobaten, sondern verlangt Ruhe, Eintracht und ein homogenes Regiment.

Die Herren von Trient wissen auch gar wohl, daß sie die Gemüther des Trentino nicht gar alle für sich haben. Roveredo zwar, dessen einst so schöne Industrie zumeist von Deutschen gegründet worden, das sehr viele deutsche Familien zählt und früher immer für philogermanisch galt, Roveredo scheint jetzt auch den Einladungen aus dem Süden mehr Gehör zu schenken, als den Mahnungen an die alte Bruderschaft, die aus dem Norden kommen. Aber ganz anders steht es auf dem Lande, d. h. im Gebirg. Nicht blos die Longobarden von Lusarn und Palai fühlen deutsch, auch die verlorenen Germanen in Terragnolo und Vallarsa gedenken gern ihrer alten Sprache und ihrer Schwertmagen an der obern Etsch. Sie haben auch ihre Anhänglichkeit an das Land Tirol zu großem Herzeleid der Trienter Patrioten schon etlichemal gar kräftig durch die That erwiesen. Die italienischen Fleimserschützen wollten im letzten Sommer sogar gegen die Garibaldiner ausziehen — ein Spectakel, das nur der Rath eines weisen Mannes ver-

hindert haben soll. Auch die Nonsberger gedenken mit den deutschen Nachbarn zusammenzubleiben, mit denen sie achthundert Jahre lang Freud' und Leid getheilt. Sie fürchten, sagt das deutsche Schriftchen, wenn die Revolution der Signori durchginge, so könnte es ihnen leicht begegnen, daß sie alle Heloten werden müßten. Sie fürchten, so wenig die „Freiheit," den armen Coloni in dem italienischen Flachland bisher einen guten Tag gebracht, so wenig würden dann ihre Rosen blühen. Die Signori von Trient sind nicht überall so hochgeschätzt und so beliebt, wie an dem Hofe des siegreichen Victor Emmanuel. Die Ritter haben es auch in Wälschtirol mit den Bauern sehr gründlich verdorben. Im Ganzen konnten auch die Berührungen mit den Liberatoren im letzten Sommer nicht sehr günstig auf die italienischen Sympathien wirken. Die Garibaldiner übersahen — wie die Bayern zu ihrer Zeit — daß man als Neuling im fremden Land manches Vorurtheil zu schonen habe. Indem die Helden zu Darzo die Stühle aus der Kirche warfen, um nach dem Klange der Orgel Cotillon zu tanzen, zeigten sie viel zu wenig Rücksicht gegen die Diener des Herrn, die ihnen so fleißig vorgearbeitet. Ebenso war es offenbar nicht gut berechnet, als einmal zu Condino sechs solcher Befreier am hellen Tag in altspartanischer Gala, d. h. zwar nicht gesalbt, aber doch sonst ganz nackt, feierlich durch die Straßen marschirten. Auch in der Valsugana, wo bekanntlich General Medici mit regulären Truppen eingezogen, bemerkten die Bauern mit Erstaunen, daß die Culturvölker das Kriegshandwerk durchaus nicht angenehmer zu betreiben wissen, als die „Barbaren." Als die Oesterreicher wieder herankamen, drängten sich die schlichten Landleute um ihren Befehlshaber, den Freiherrn

von Kuhn, um ihm die Hand dafür zu drücken, daß er sie von ihren Befreiern befreit. Aus allen Fenstern flatterten wieder tirolische Fahnen und österreichische Farben. Zwar darf man auch hier wohl sagen: nimium ne crede colori; denn bei der Beweglichkeit dieser südlichen Charaktere läßt sich das künftige Verhalten schwer errathen. Mit Geschicklichkeit ist da viel auszurichten. Der Landmann ist arm und hängt gern denen an, die ihn reich zu machen versprechen. Er hat sonst einen guten Sinn, kann sich aber nicht zur Geltung bringen und wird von der Intelligenz der Honoratioren allenthalben gehänselt. Viel wird auch darauf ankommen, wohin sich der liebe Gott und seine heilige Kirche wendet. Der liebe Gott zu Trient denkt aber gewöhnlich italienisch.

Die gewünschte Entlassung aus dem Gebietsverband der deutschen Nation werden also die Trienter hoffentlich nicht erhalten; aber sonst können wir in vielen Stücken mit ihnen sympathisiren. Es ist z. B. ganz begreiflich, daß sie ihr italienisches Licht weit über die tirolische Finsterniß setzen und einen großen Werth darauf legen, von der dort herkömmlichen Dunkelheit nicht auch überschattet zu werden. Dieses haben sie schon im Jahr 1848 erklärt und wer in jener Zeit die Proclamationen las, die aus Wälschtirol herauskamen, der wird gestehen müssen, daß — abgesehen von den Trennungsgelüsten — viel mehr politisches Verständniß darinnen lag, als z. B. in den Meinungen und Ansichten, welche damals der sonst achtbare Landmann und Landstand Josef Ladurner, „Huber unterm Baum zu Algund," in dreißigtausend Exemplaren „als Hülferuf" in die Welt gehen ließ. Die gebildeten Männer von Wälschtirol stimmten da vollständig mit den

gebildeten Männern von Vorarlberg zusammen, welche die ganze tirolische Ständewirthschaft, bei der sie mitzuthun eingeladen waren, diese „ehrwürdigen" Satzungen aus der Metternich'schen Mache, oder vielmehr „das feudale, ruinöse Castell," als einen nichtswürdigen Schund erklärten, der nie etwas geleistet habe und nie etwas leisten werde. Wenn man in Trient über das Concordat nicht so correct denkt, wie zu Brixen, so wird das wenigstens nicht hindern, sich mit den Bozenern und Innsbruckern zu verständigen. Eine Hauptbedingung werden aber die Trientiner immer setzen dürfen, nämlich die einer raschen Auferstehung der Freiheit und einer weisen standhaften Politik in Oesterreich. Wenn dieses schöne Kaiserthum, wie die frommen Beter bei der Prozession zu Echternach, immer einen Schritt vorwärts thut und zwei zurück, so kann es einmal über Nacht verloren sein.

Der „katholische Conservatismus," den die Tiroler Ultramontanen als die letzte Cur für den Leidenden empfehlen, hat die Bourbonen zu Grunde gerichtet, thut im Kirchenstaat nicht gut und wird den Habsburgern künftig ebenso wenig nützen, als er ihnen bisher genützt hat. (Wir haben ihn unter dem seligen Abel auch in Bayern genossen, er ist aber so jämmerlich abgestunken, daß jetzt keiner mehr dabei gewesen sein will, der damals mitgethan; nur in den Schulen, Gymnasien und Universitäten hat man den Geruch noch lange nachher verspürt.) In Deutschtirol bekennt man öffentlich, daß das Land jetzt volkswirthschaftlich vollkommen abgehaust sei, daß Noth und Armuth sich täglich mehren. Wenn man aber diese Zustände bessern will, so wird nichts helfen, als die Intelligenz, die — wie die Klerikalen sagen — infernalische Intelligenz. Wenn

man erfährt, daß man um einen Groschen einen Hut voll Käse wegtragen darf, so kann man sich einen Begriff machen von den trefflichen Erzeugnissen und dem Nutzen der dortigen Alpenwirthschaft. Ebenso ist der Ackerbau zurück und selbst die Weincultur läßt sehr viel zu wünschen übrig*). Unter anderm könnte man den Meraner Gothen

*) Als der Vater einer rationellen Landwirthschaft in Tirol ist unser Zeitgenosse Herr Adolf Trientl, ein Curat aus dem Selrainer Thale, zu betrachten. Er scheint sich von Jugend auf mit diesem Fache vertraut gemacht und sich tief hineinstudirt zu haben. Im vorigen October ließ ihm nun die Kaiserin Mutter Karolina Auguste ein Geschenk von 200 fl. zustellen und ermunterte ihn, seine Kenntnisse und Erfahrungen dem Vaterlande nutzbar zu machen, welcher Aufforderung der Curat mit Freuden entsprach und sofort als landwirthschaftlicher Reiseprediger auftrat. Er durchwanderte im Winter ganz Deutschtirol und hielt in allen größern Orten eingehende Vorträge, welche von den Landleuten mit Eifer begangen und angehört wurden. Es war der erste Versuch, den unwissenden Bauern, der sich bisher den schwachen Bestrebungen einiger gebildeter Landwirthe ganz ferne gehalten hatte, mit den Ergebnissen der neueren Wissenschaft zu befreunden. Herr Trientl beschrieb dann seine Wanderung im Tiroler Boten und man sieht aus dieser Beschreibung leider, mit wieviel Unvernunft, Trägheit und Schmutz ein dortiger Prediger auf diesem Felde noch zu kämpfen hat. Herr Trientl aber war nicht blöde, sondern sprach mit gewaltiger Aufrichtigkeit von der heillosen Düngerwirthschaft, von der gemeinschädlichen Behandlung der Wälder, wie von dem Verderbniß der unzähligen Feiertage; sagte auch seinen Landsleuten unumwunden, sie würden aus ihren bedauerlichen Zuständen nicht mehr herauskommen, wenn sie sich nicht nach den Lehren Liebig's richteten und von seinen großen Entdeckungen Gebrauch machten. Diese Vorträge sollen zwar den Bauern, aber sonst nicht jedermann gefallen haben. Einige Herren aus andern Ständen sagt man, konnten nur mit Angst betrachten, wie „die infernalische

in schonender Weise auch beibringen, daß sie in Speis und Trank die größte Mäßigkeit einführen sollen, vorausgesetzt nämlich, daß sie ihre schönen Höfe nicht an die karglebenden, knauserigen Wälschen verlieren wollen, die das Arbeiten weit vor das Beten setzen. Diese unsre lieben Meraner Gothen sind eigentlich herabgekommene Grands Seigneurs, die ihren Hofhalt noch immer nicht einschränken wollen, obgleich sich die Zeiten leider sehr und sehr zu ihrem Nachtheil geändert haben. Es erinnert zwar an „hellenische Lebensherrlichkeit," wenn man im Jahr hundert Feiertage — zur Hälfte in der Kirche, zur Hälfte im Wirthshaus — begeht und es zeugt von germanischem Wandertriebe, wenn sich die halbe Familie, so oft ein Rindlein am Durchfall leidet, auf die Wallfahrt begibt, aber diese Uebungen und Gepflogenheiten wird man schwerlich halten können, wenn man sich selbst erhalten will. Solange man aber jeden Unverstand als fromme Denkungsart, jeden vernünftigen Gedanken als Freimaurerei betrachtet,

---

Intelligenz," die man bisher so sehr gefürchtet, jetzt selbst von einem Curaten im Lande verbreitet, wie Zweifel und Unglaube an die Vortrefflichkeit der Ueberlieferung nicht blos mehr in Büchern, welche niemand lese, niedergelegt, sondern durch einen Geistlichen von Ort zu Ort hausirt werden. Wie leicht könnte es geschehen, daß solche Skepsis auch auf andere Gebiete überginge? Besser schlechte Ernten, als einen wankenden Glauben! Und doch scheint mehr und mehr die Ansicht durchzubrechen: wenn alle Jahre so vier oder fünf Curaten von der Denkungsart dieses Herrn Trientl in die reformirten Cantone der Schweiz gingen, deren Landwirthschaft jener so hoch zu schätzen weiß, und da Kenntnisse und Lehren sammelten, um sie in ihrem Vaterlande zu verbreiten, so könnte dieß viel mehr Nutzen stiften und Wohlstand herbeiführen, als zehn Wallfahrten nach Loretto oder St. Jago de Compostella.

wird das reichbegabte Volk immer in seiner Verkümmerung bleiben. Wir haben zwar was Unterricht und Bildung des Bauernstandes betrifft, in Altbayern noch mit mächtigem Besen vor der eigenen Thüre zu kehren, aber dort drinnen pressirt's viel mehr, weil die fleißigen, strebsamen Wälschen bereits über die Marken hereinfluthen. Es muß bald anders werden — es muß bald ein heiliger Remigius aufstehen, der dieß Volk zu neuem Leben tauft und ihm zuruft: Incende quod adorasti, adora quod incendisti.

Wenn sich diese Wandlung vielverheißend anbahnt, wird's vielleicht auch den Trientern besser gefallen im Lande Tirol. Sie werden selber zugestehen, daß man sie trotz der Absagebriefe, die sie von Zeit zu Zeit nach Innsbruck senden, immer noch mit Sammetpfötchen hätschelt und begütigt. Man will alle ihre Klagen beseitigen, soweit es immer möglich. Man legt allenthalben und namentlich in den liberalen Kreisen den größten Werth auf ihre freundliche Theilnahme an der tirolischen Wiedergeburt. Utinam noster esses! — sagt der deutschtirolische Liberalismus gar freundlich zu dem widerspenstigen Gegenpart im Süden. Sie könnten in Tirol vielleicht die ersten sein, während sie in Italien wahrscheinlich die letzten werden.

Schmeichelt's euch denn gar nicht, das tirolische Straßburg vorzustellen und wie dieses, trotz der andern Sprache, dennoch eine fürnehme Stelle im Land einzunehmen? Und da wir die Ausbeute unsrer wohlgepflegten Studien auch gerne nach Hesperien verbreiten möchten und da ihr meistens sehr gut deutsch sprecht, so könntet ihr ja unsre Errungenschaften nach dem warmen Süden tragen und alles geniale, was dort entsteht, wieder dem kalten Norden überbringen. „Welch' schöner Beruf der Träger dieser Ver-

mittlung zu werden!" Und gerade für euern heißen Durst nach Wissen hätten wir in Deutschland so manchen kühlen Trunk!

Neidlos rühmen auch alle Deutschen, die bei den Trientern zugesprochen, die Eleganz ihrer Kaffeehäuser und Alberghi, welche die deutsche Reinlichkeit angenommen, während die des deutschen Etschlands oft in wälschem Schmutz erglänzen, neidlos die Hoheit ihrer Paläste und den mystischen Zauber ihres lombardischen Doms, den aber die deutschen Bischöfe erbaut. Das vornehme Air ihrer Lucretien und Cornellen — so lassen sich nämlich die Römerinnen von Trient am liebsten taufen — und den holden Rhythmus ihres Ganges haben schon mehrere unsrer Scribenten mit Bewunderung geschildert. Auch manch' deutschtirolischem Jüngling haben jene Jungfrauen schon die zartesten Gefühle eingeflößt und das beiderseitige Connubium war noch niemals ganz sistirt.

Die Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem italienischen Reich beseligt zwar sehr edle Herzen, allein um ein triviales Sprüchwort zu citiren: es ist nicht alles Gold was glänzt. Wenn Italien, wie uns neulich das „Diritto" versicherte, wenigstens jetzt wirklich eines der schlechtest regierten Länder Europa's ist (l'Italia è almeno per ora uno dei paesi peggio governati d'Europa) so brauchen die Trienter fürwahr nicht über die Gränze zu laufen, um in die „Gesellschaft der Unglücklichen" einzutreten. Wenn sie wirklich so unwiderstehlich wünschen, in wankenden Staatsgebäuden zu wohnen, wenn sie nur unter Steuerdruck und Nationalschulden glücklich zu werden hoffen, so mögen sie an unsern Goethe denken, der ja immer sagte: Sieh', das Gute liegt so nah! Die Neurömer haben mit

den Neugriechen die hohe Selbstschätzung, den Haß gegen die „Barbaren," die ihnen freilich längst mehr als ebenbürtig geworden, und die Anlage zum Enthusiasmus, zum opferfreudigen heroischen Enthusiasmus gemein, aber es fehlt ihnen beiden das Geschick zum häuslichen, werktäglichen Staatsleben, das auch seine Entsagung fordert, wie jedes andere Leben. Das äußerlich schnell aufgeschossene, innerlich durch langen Druck sehr bresthafte Volk kann demnächst noch allerlei Schicksale erleben, von denen es sich jetzt in seinen hesperischen Flitterwochen gar nichts träumen läßt. Während nachgerade alle politischen Operngucker auf Wien gerichtet sind, um zu betrachten, wie die schöne Frau Austria melodramatisch auseinander falle, könnte es sich leicht begeben, daß die größeren Kracher ganz wo anders laut werden. In solchen Zeitläuften dürften sich die Trienter Glück wünschen, wenn ihre Stadt keine von den hohen Eichen ist, in die der Blitz fährt, sondern im tirolischen Chiaroscuro als bescheidene Rose blüht, die jeder gerne begießt. Und drum glauben wir zum Schlusse ihnen wohlwollend zurufen zu dürfen: Bleibt bei uns, denn es will Abend werden!

Anmerkungen.

Abkürzungen: Cod. dipl. = Codex diplomaticus. Sammlung der Urkunden zur Geschichte Cur=Rätiens und der Republik Graubünden. Herausgegeben von Th. von Mohr. IV. Cur, 1848—65. — Cod. Wang. = s. S. 137. — Rh. Ethn. = Rhätische Ethnologie, s. S. 123. — Sinnacher = Beiträge zur Geschichte der bischöfl. Kirche von Säben und Brixen in Tirol von F. A. Sinnacher. IV. Brixen, 1821—25.

Cursivschrift bedeutet urkundliche Namen und Texte; die römischen Ziffern geben das Jahrhundert an, in dem sie vorkommen. Churwälsch bedeutet die jetzigen romanischen Dialecte Graubündens, rhätoromanisch jene ältere Sprache, welche einst gesprochen wurde, als die ostladinischen Dialecte in Gröden und Enneberg noch mit den westladinischen in Graubünden zusammen hingen.

---

1) Der Name *Mons Lucumonis* kommt allerdings schon während des Mittelalters in lat. Urkunden vor, z. B. 1371, 1374 in den Regesten des Stiftes Disentis. Chur, 1853. In einer deutschen vom Jahre 1303 (Cod. dipl. II. S. 179) lautet er Luggenmain. Sicherer scheint gleichwohl die Ableitung von lucus magnus oder lacus magnus. Woher „der urkundliche Name Sancta Maria in luco magno“ in Bädekers Handbuch (Die Schweiz 1862, S. 361) geschöpft ist, habe ich bisher nicht finden können.

2) Wenn Reams und Rhäzüns aus dem Romanischen erklärt werden sollen, so dürfte es auf folgende Weise geschehen: a) Reams lautet in der ältesten urkundlichen Form (X.) *Riaminas.* Dies leitet auf rivamen, eine mittellat. Ableitung von rivus, im rhätoromanischen Pl. rivamines. Das lat. Suffix amen hat in den rom. Sprachen sehr häufige Verwendung gefunden. (S. Diez, Gramm. der rom. Spr. II. 308. Bei Brequigny S. 127 findet sich ein *materiamina* für materiæ; bei Sinnacher (XI.) *dilectione*

ac famulamine.) In rhätorom. Ortsnamen ist es gleichwohl sehr selten. Doch läßt sich Schams, *Sexamnes* (X.), ebenfalls als ein Pl. von saxamen (von saxum) auffassen. Auch das vielgenannte *Venomina*, *Venomnia* (IX.), später Rankweil in Vorarlberg, darf vielleicht von vineamen, vineamina abgeleitet werden. b) Rhäzüns (*Ruzunnes*, *Razunnes*, *Ruzünnes*, *Räzünes* u. s. w. in den verschiedensten Schreibungen vom zehnten Jahrhundert anfangend) ist aus runcare, ausreuten, zu erklären, welches in seinen Ableitungen unter den Ortsnamen ebenso häufig, als bei den Classikern selten ist. Es bildet eine Menge von Derivaten, wie runcale, runchella, runchellina, runcatura, runcone u. s. w. Wie nun aus campone, campaccio Kapaun und Kapetsch, aus montello, montagna Mateil und Mathon, so wurde aus runcale (*Rungal*) Ragall, in Vorarlberg, aus runcazza Ragaz, aus runcone Ruggun (s. Rh. Ethn. S. 111). Aus dem Plural runcones konnte also Rukunes werden; aus langem u wird aber churwälsch gewöhnlich ü, wie in fortüna, figüra u. s. w. Dies ü hat nun seltsamer Weise, so gut wie i, die Gewalt, den Kehllaut c in den Zischlaut zu verwandeln, wie denn aus culus, cuna, cura — chül (spr. tschül), chüna, chüra geworden ist. So konnte also aus rucunes Rutschüns und daraus das jetzige, übrigens auch noch nicht lange feststehende Rhäzüns hervorgehen. Daß aus runc so früh schon ruc, rac wurde, ist nicht auffallend, denn auch runcazza, Ragatz, hat sein n schon im zehnten Jahrhundert verloren, kommt vielmehr als Rungaz gar nie vor. Allerdings muß bei dieser Deutung angenommen werden, daß man schon im zehnten Jahrhundert Rutschünnes sprach, obwohl man damals noch immer Ruzunnes schrieb und das ü erst viel später zu bezeichnen begann. Die jetzige churwälsche Form Rezim geht übrigens auch schon weit zurück, da sich bereits im dreizehnten Jahrhundert *Razin* und *Resin* finden. Cod. dipl. I. 426. Ein Ratzuns als Hofname kommt auch im tirolischen Enneberg vor.

Auch Mastrils bei Ragatz ist nicht, wie bisher gedeutet, mons sterilis, sondern kömmt von masurilles, einem Diminutiv von mansura, masura, welches ein Derivat von manso, maso, der Hof, ist. Wie aus casserole Kastrol, aus casurazza Gestratz,

Ortsname bei Frastenz in V. A. B., so konnte auch aus masurilles Mastrils werden. — Tavätsch (Tivez XIII.), das oberste Thal am Vorderrhein (der Name wurde früher von den Aetuatiern abgeleitet). Tafaz bei Gösflan im Vinstgau, Tavatsch bei Meran, können, wenn sie romanisch sein sollen, nur aus d'avaccia erklärt werden. Aqua ist in den meisten rhätorom. Dialecten ava geworden und es finden sich eine Menge Namen, welche ursprünglich dreigliederig waren und jetzt nur noch zwei, oft auch nur einen Bestandtheil gerettet haben. Tavätsch wird also wohl val d'avaccia gelautet haben, wie Dalvazz rio d'ulvazza.

Auch die Ableitung des Namens Engadein aus in capite Oeni wäre endlich aufzugeben, da derselbe, wie die urkundliche Form *Eniatina* darthut, sicherlich von einem alten Völkernamen Oeniates herrührt. Vergl. die rh. Völkernamen Focunates, Sarunetes, Vennonetes u. s. w.

3) Es sind die bekannten Stellen: Alpinis quoque ea (tusca) gentibus haud dubie origo est, maxime Raetis: quos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo praeter sonum linguae, nec eum incorruptum retinerent. Livius V. 33. Raetos Tuscorum prolem arbitrantur a Gallis pulsos duce Raeto. Plinius III. 20. Tusci quoque duce Raeto avitis sedibus amissis alpes occupavere et ex nomine ducis gentes Raetorum condidere. Justinus XX. 5.

Wie höchlich würden sich unsre Archäologen freuen, wenn sie über jeden dunklen Punct des Alterthums so klare, deutliche Angaben fänden? Unsre Keltomanen aber legen keinen Werth darauf. Und doch scheint namentlich, was Livius sagt, von hoher Bedeutung. In seiner Vaterstadt Padua, welche ja nur etliche Stunden von den rhätischen Bergen entfernt liegt, mußten die Rhätier eine ebenso bekannte Erscheinung sein, wie die Tiroler auf den bayerischen Wochenmärkten zu Rosenheim oder Weilheim. Auch war das Etruskische zu seiner Zeit noch nicht ausgestorben (Ottf. Müller, die Etrusker, II. 316) und es konnte daher eine Vergleichung jener Sprache mit der rhätischen immer noch unternommen werden.

4) Es ist wirklich zu bedauern, daß der freundliche alte Herr

das, was andre klar gestellt, nicht beachtet, immerdar mit den verschiedensten Ansichten liebäugelt und daher so wenig hervorbringt, was die Sache fördern könnte. In seinem jüngsten Aufsatze über die Genaunen (Archiv für Gesch. und Alterthumskunde Tirols. II. 118 ff.) findet sich unter den neuen Aufstellungen leider nicht eine, die sich erhalten wird. Die Genaunen, sagt er z. B., seien identisch mit den Senonen, auch die beiden Namen dieselben; die Senonen hätten Sens in Frankreich, Sena bei Ancona und zuletzt auch das identische Schänna bei Meran, ihren Hauptsitz, gegründet. Schänna (*Scenan* XIII.) ist aber doch noch eher einer von den vielen Etschländer Namen auf anum, die in Rh. Ethn. S. 126 zusammengestellt sind. Vergl. auch Anm. 5. Der erste Theil des Wortes ist allerdings nicht deutlich ausgeprägt. Wenn sich kein lat. Name findet, so ist vielleicht ein griechischer beizuziehen, etwa Scenaeus oder Schoeneus, wie auch Andrian einen griechischen Andrius oder Andreas, Baßlan einen Basilius voraussetzt. — Tschenn bei Riffian soll mit den Cenni, Genauni zusammenhängen, allein urkundlich heißt es *Gine* (XII.) und dies weist auf cuna, Wiege, welches häufig zu Ortsbezeichnungen verwendet wird. S. Rh. Ethn. S. 37. — S. 126 u. 127 leitet unser Freund Vernaun und Verdins (bei Meran) aus dem keltischen ab, während sie doch ganz entschieden romanische Namen sind. Ich habe das zwar schon vorlängst (Rh. Ethn. S. 127, 121; vgl. auch S. 34) dargethan, will aber zu größerer Deutlichkeit hier das Experiment noch ein Mal vormachen. Val wird nämlich, wie Vergalda, Verdeil, Vermala, Vergröß = val calda, bella, mala, grossa zeigen, vor Consonanten gerne zu Ver und naun muß nach Analogie von Prataun, Puntaun = pratone, pontone, in none übersetzt werden; das gibt also vorerst valnone. Wenn man nun betrachtet, daß aus casignone Gschnon geworden (ebenda S. 125), so wird man einsehen, daß aus jenem valnone ein vollständiges vallignone hergestellt werden muß und daß die Bedeutung Großthal und nicht, wie Herr Thaler meint, Erlenwald ist. Verdins aber gibt auf jenem Wege valdins, was dann nach Analogie von Veldaun = vallettone in vallettines umgesetzt werden muß und also Thälchen bedeutet, nicht Hügelei.

Bei Klausen kommt übrigens dieses Verdins als Verdings vor und dies führt auf ein rhätorom. vallettignes; wie denn statt des ital. Suffixes ino, ina das Churwälsche jetzt noch ign, igna spricht. Die rauhe tirolische Zunge hat diesen feinen Laut in den Ortsnamen oft noch kenntlich bewahrt; so z. B. Partinges, Ratschinges von pratignes, runcignes, Verdigen (bei Meran) spr. Verdign, vallettigna. In andern Namen ist aus gn nig geworden, so Kurtinig, Spondinig, Latschinig, Montetschinig, Glanig = curtigna, spondigna, lacigno, montecigno, cologna (für colonia). Montani (im Vinstgau), montagna, hat auch das g abgeworfen.

Uebrigens zeigt sich in der ältern Sprache ein starker Hang, jedes inlautende n zu nasaliren. So deutet Spinges auf spignes für spines, Pings auf pignes für pines (Fichten), Bungis, Banges, Bangs auf bognes für bones = bona, Güter. Bangs (bei Feldkirch) hat man aus dem urkundlichen *Pontilles* gedeutet, was aber nicht angeht. Schon in einer Vinstgauer Urkunde von 1388 ist fontagnes (bei Mals) durch *fundäniges* wieder gegeben. (Siehe Anm. 15.)

Herr Pf. Thaler schreibt, wie oben bemerkt, auch dem „Altfranzösischen" einen mächtigen Einfluß auf die jetzige Form tirolischer Ortsnamen zu, allein ein solches Altfranzösisch, wie er sich's denkt, hat es nie gegeben. Sollte es nämlich ein Französisch sein, welches die Franken nach Rhätien gebracht, das sie in ihren Kriegen mit Gothen und Longobarden öfter mit Heeresmacht überzogen und längere Zeit inne hatten, so wäre zu bemerken, daß die damaligen Franken bekanntlich deutsch sprachen. Das Altfranzösische beginnt erst im neunten Jahrhundert (Diez, Gr. d. rom. Spr. I. S. 119) und von dieser Zeit an ist kein Weg zu finden, auf welchem es einen Einfluß in Tirol hätte geltend machen können.

5) S. Rh. Ethn. 126, wo ein reichhaltigeres Verzeichniß gegeben ist. Auch *Legianum* (X.), jetzt Layen bei Klausen, wäre noch hinzuzurechnen. „In den kälteren Theilen von Deutschtirol" findet sich noch ein weit verschlagenes *Sullianum*, jetzt Sillian, im Pusterthale und das noch fernere urkundliche *Orilan* (X.), jetzt Erl

bei Kufstein, geht wahrscheinlich auf ein römisches Aurelianum. Etwas weiter unten liegt der Berg Matron (*Maderans* XII.), ebenfalls ein römischer Name, vielleicht Maturianum. Auch Köln (*Cholne* XII.) und Sparchet bei Kufstein ergeben sich als colonia und asparagetum; Langkampfen als longus campus. — Das S. 126 erwähnte Andrian ist übrigens gemeint, wenn es in „Ecken Ausfahrt" heißt:

in ampprian do lait ein walt
dor in ein anger cluge.

(Grimm, die deutsche Heldensage. S. 215.) Auch der *vicus Mauricianus* (X.), jetzt Moritzen bei Salzburg, wäre noch hieher zu ziehen.

6) Es ist vielleicht hier nicht am unrechten Platze, eine ganz kurzgefaßte Uebersicht und Characterisirung, sporadisch auch eine Auslegung der tirolischen Ortsnamen diesseits der Sprachgränze anzustellen. Was die deutschen Namen betrifft, so fallen sie eigentlich in Prof. Zingerle's Domäne und wenn ich selbst deren einige zu besprechen wage, so möchte ich damit nur diesen besser geschulten Germanisten ermuntern, sich über jenen Gegenstand bald verläßiger und vollständiger zu verbreiten.

Die deutsche Ortsnamenschaft in Tirol unterscheidet sich von der angränzenden bayerisch-schwäbischen sehr merklich. In dieser nämlich herrscht jener uralte Typus vor, welcher uns die Namen der Gründer und Stifter, die in den ersten Jahrhunderten nach dem germanischen Einzug sich angesiedelt haben, bis zum heutigen Tage erhalten hat (so Dagolfing, Engelschalking, Trudering von Tagolf, Engelschalk, Truhther und unzählige andre auf ing; dann Namen wie Engelbrechtsdorf, Rumoldshausen, Pipinsried u. s. w.). Die deutschen Namen in Tirol dagegen sind hauptsächlich descriptiver oder appellativer Art, wie z. B. Au, Moos, Wald, Schönberg, Innsbruck u. s. w. Diese Namen können sehr alt, aber auch sehr jung sein und bieten in der Regel weder ein chronologisches noch ein linguistisches Interesse. Wir werden uns daher hier nur mit jenen wenig zahlreichen Namen beschäftigen, welche nicht zu dieser Gattung gehören und zwar, wie gesagt, ohne irgend ein

Streben nach Vollständigkeit, welche hier doch nicht zu erreichen wäre.

Am Inn herauf von der bayerischen Gränze angefangen geht deutsche Namenschaft nicht ganz ungemischt (vgl. Anm. 5), doch in Uebermacht bis etwa an den Zillerbach. Was aber Kufstein (die Landleute sprechen Kopfstein) und Brichselegg (*Prislecca* X.) bedeute, hat auch Herr Förstemann nicht herausgebracht (Altd. Namenbuch II. S. 294 u. 397); Rattenberg wird für Ratpotenberg gehalten und kann an die Andechser erinnern, bei denen der Name Ratpoto häufig vorkommt. Von dem Zillerbach bis Innsbruck und über dieses hinaus bis an das Selrainer Thal ist undeutsches Element vorherrschend — viele rhätische, auch manche romanische Namen. Der älteste deutsche in der Gegend wird Hall sein. Ambras bei Innsbruck hat Herr Bergmann neuerlichst als „am Rasen" gedeutet, aber nach den urkundlichen Formen *Amrans*, *Omrans* (XII.) scheint es derselbe Name, wie Ameranza (*Amoranza* XIII.) im grbd. Münsterthale und dieser führt auf ein rh. Amuransa. Die urkundlichen Formen von Ambras zeigen übrigens mannichfache Nuancen und wenn man sich etwa an *Umbrans* (XIII.) halten will, so kann man auch ein rom. umbrones, Augmentativ von umbra, für zulässig erachten. Absam, früher Absams (*Avazanes* IX.) bei Hall, ist avazzones, churw. avazzun, Ueberschwemmung, Wildbach; Arams, oberhalb Innsbruck, scheint dasselbe, aber aus einer früheren Sprachperiode, wo noch aqua gesprochen wurde statt des spätern ava.

Weiter hinauf im Innthale und zwar von Innsbruck, vielmehr von der Vorstadt Hötting anfangend, zeigt sich eine gerade in Tirol auffallende und bemerkenswerthe Sammlung von sehr alten deutschen Namen auf ing, wie Hötting (*Heteningen* XII.), Inzing, Hatting, Leibelfing, Polling, Flauerling, Mieming (Mieminga XI.), Heiming. Einige davon, wie Polling (*Pollinga*) und Flauerling (*Flurininga*, nach einem Stifter, der nach St. Florinus, dem Heiligen von Ramüs im Engadein, getauft war, also nach einem Romanen in deutscher Weise benannt) kommen schon unter den Agilolfingern vor und ohne Zweifel stammen alle aus der gleichen Zeit. Der Landstrich sieht jetzt noch aus, wie eine ehemalige deutsche

Sprachinsel. Damals hieß er Poapinthal. — Gewiß aber haben zu dieser starken Ansiedelung nicht allein die Bajuvaren, die vom Inn herauf, sondern auch die Sueben, die über den Fern herüber kamen, das ihrige beigetragen.

Cyreola (VIII.), jetzt Zierl, scheint ein lat. Diminutiv von einem griech. *Κυρία* und der Gajo, der 799 dort genannt wird (Meichelbeck, Hist. Fris. II. p. 274), ist wohl auch noch ein übergebliebener Gajus, d. h. ein Romane.

Die Gegenden am obern Inn hinauf und an der Etsch hinunter über Mals nach Meran und Bozen zeigen, was Dörfer und größere Ansiedlungen betrifft, meist rhätische, für Höfe und Fluren aber weit überwiegend romanische Namen. Die wenigen deutschen, die da vorkommen, wie Landeck, Ried, Haid, Burgstall, sind indifferenter Natur.

Serfaus ist wohl für ein rom. selvosa, Glurns, wie Herr Pf. Thaler vorgeschlagen, für colurnes, Haselstauden, zu halten; Ortles könnte ortoles, die Gärtlein, sein; vielleicht wurde auch da einmal eine Sage erzählt, wie von der Blümlisalpe, die auch in Tirol vorkömmt. (S. Zingerle's Sagen S. 261 ff.)

Auf den Höhen zwischen Meran und Bozen sind noch zwei deutsche Namen auf ing, nämlich Hasling (*Haveninga* XIII.) und Asing — wenn dieses nicht etwa ein rom. avigna ist. — Sollte Ifinger, eine kahle Bergspitze bei Meran, nicht von (mons) ibicarius (ibex, Steinbock) herkommen? „Die Ybschgeiß ist das Steinbocksweiblein" sagt noch Franc. Nigrinus in seiner „Gefürsteten Grafschaft Tyrol" 1703.

An der Brennerstraße, dem Heerweg, auf dem ehemals die Bajuvaren nach dem Etschland zogen, zeigen sich bis Brixen deutsche, romanische und rhätische Namen, so ziemlich in gleicher Mischung. Von den deutschen sind nur zwei als besonders alt und interessant hervorzuheben, nämlich Gossensaß, welches oben öfter erwähnt wird, und Sterzing. Letzteres, früher aus den Sestertien gedeutet, welche die Römer hier geschlagen haben sollen, ist sicher ein ehemaliges Starzingun und dieses leitet sich von Starzo ab, einem Diminutiv von Starchant oder Starcolf, vor dem viel gebrauchten Namen. Zu Römerzeiten lag hier Vipitenum, ein Name, der als Wibitina noch

bis in's zwölfte Jahrhundert nachhallt. Ja, der Wald von Sterzing bis Brixen, wohl auch der ganze Brennerweg wurde noch in späteren Tagen der Wibetenwald genannt. (Mon. Boica VII. S. 442. Cod. Wang. S. 150, wo Kink irrig vermuthet, es sei damit das Dorf Mittenwald gemeint.) Bekanntlich heißt auch heute noch die Gegend zwischen Innsbruck und Sterzing das Wippthal. (Die Seitenthäler zwischen Innsbruck und Brixen sind reich an rhätischen und romanischen Namen. *Stupeja*, jetzt Stubai, wird wohl von einem Römer Stupeius abzuleiten sein, wie Matreia von einem Matreius.)

Brixen selbst hat noch zwei rom. benannte Gassen, Stufels (stavels, Ställe) und Rungad (runcata, Gereut).

Von Brixen abwärts am Eisack bis Bozen hat die Namenschaft dasselbe Gepräge, wie im Vinstgau — meist rhätische Namen der Dörfer, meist romanische der Höfe und andren Oertlichkeiten. Drei Stunden oberhalb Bozen findet sich Atzwang, Azzo's Feld, ein Name, der noch aus der althochdeutschen Zeit stammt, da wang Wiese oder Feld bedeutete. Gleich unterhalb liegt das Dörflein Deutschen, eine Erinnerung aus den Zeiten, da die Deutschen noch in der Diaspora lebten und es also zur Verständigung hinreichte, einen Ort nach ihnen zu benennen. Vgl. die häufigen Walchen am nördlichen Saume des Gebirgs. Auf dem Rittengebirge ob Bozen meistens deutsche Namen. Auch da ein Wangen.

Von Bozen abwärts bis Salurn rhätische und romanische Namen, nur Eine größere Ortschaft ist deutsch benannt, nämlich Neumarkt.

Das Pusterthal, welches sich aus dem sehr undeutschen Kessel von Brixen abzweigt, zeigt gleichwohl an der Rienz und der Drau ein entschieden deutsches Gepräge. Wegen Dietenheim, Tesselberg und Uttenheim siehe oben S. 193; auch ein alterthümliches *Burin* (XI.), Beuern, vielleicht das einzige in Tirol (Sinnacher. II. S. 594), und noch andre Namen sehr vorzeitlichen Aussehens kommen vor. Ganz im Einklang steht es damit, wenn im elften Jahrhundert Pusterthaler Bauern Gunzo, Sizzo heißen. Doch fehlt es auch im Hauptthale nicht an rom. Namen (Glurnhör bei Sonnenburg ist colurnaria; vgl. oben Glurns) und die südlichen Seitenthäler

Enneberg, lad. Marò, Buchenstein (Andraz v. antrum) und Ampezzo fallen überhaupt über die deutsche Sprachgränze hinaus. Rhätische Namen sind selten; der letzte ist Anras (*Anerasus* VIII.) zwischen Sillian und Lienz (dem röm. Loncium), gleich dem Anarosa, welches bei Schams in Graubünden liegt. Der Anaraser Bach galt dazumal als slavische Sprachgränze. Doch sind die Wenden in den nördlichen Seitenthälern, Tefereggen und Virgen, noch weiter gegen Westen vorgedrungen. Zwischen slavischen (Kanitz, Zobelnitz, Malwitz, Lasnitz, Melitz, Feistritz u. s. w.) und deutschen Namen finden sich dort aber auch noch romanische. Leider stehen aus Pusterthal keine Localsammlungen zu Gebot; der bunte Namensstand (rhätisch, romanisch, italienisch, deutsch, wendisch) würde übrigens einem Einheimischen, der freilich auch des Slavischen kundig sein müßte, den Stoff zur interessantesten Monographie bieten.

Sehr häufig kommen im Gebirge als Namen für kegelförmige Berge Kogel und Kofel vor, auch in Wälschtirol als Cogolo und Covelo bekannt. Ersterer ist das lat. cucullus, Kappe, Kapuze, eine früher allgemein, jetzt noch von den Mönchen getragene Kopfbedeckung. *In Cogollo* heißt es (XII.) in einer Urkunde des Cod. Wang., welche mehrere Oertlichkeiten des Fleimser Thales benennt; *de Cugullo* kommt ebendaselbst (XIII.) mehrmals im Nonsberg vor, und diese Formen stimmen vollkommen zu jener Ableitung. Ahd. ist cugila = cucullus (Schm. B. W. II. 23), noch jetzt „die Gugel," so daß auch das deutsche Kogel gerechtfertigt ist. Da die Zuckerhüte noch nicht erfunden waren und die Pyramiden zu ferne standen, so lag wohl nichts näheres als kegelförmige Felsenkuppen mit einer Mönchskapuze zu vergleichen und darnach zu benennen. Schwieriger ist Kofel zu erklären. Vgl. *ad covalum Cente* in Folgaria (Cod. Wang. S. 305. XIII.); *in Cuvallolo* im Nonsberg (ebendas. S. 470). Churw. cuvel, grödn. coul (aus cavulum, cavolo entstellt) ist Höhle und hievon kömmt das gebirgische Gufel, „Höhlung in einer Felsenwand" (Schm. B. W. II. S. 18), „überragender Fels, worunter man Schutz findet." (Schöpf, tirol. Idiotikon, S. 221.) Ueber die Deutung sind beide Forscher verlegen. Auch im Cimbrischen Wörterbuch findet sich „Gofel, Felshöhle, covelo, cova." Von cuvel könnte allerdings auch Kofel kommen

(und wahrscheinlich kommt davon Kobel in Taubenkobel, Hühnerkobel), denn Gufel steht geradeso zu Kofel wie Gugel zu Kogel, aber Gufel und Kofel verhalten sich wie concav und convex, d. h. sie sind sich geradezu entgegengesetzt. Allerdings scheint auch Kofel eine Höhle bedeuten zu können, denn Schöpf (S. 332) gibt uns „der Schermkofl, Höhle im Felsen zum Schutz gegen Unwetter.“ Finden sich etwa in allen Kofeln Höhlen, so daß eigentlich nur die Höhle, nicht der Berg benannt werden wollte? Diese Frage möchte ich unbedingt verneinen, obgleich das bekannte Covelo an der Brenta wirklich ein Kofel mit einer ungeheuern Höhle ist, in welcher eine Schloßruine. Oder ist Kofel, covelo, nur aus Kogel, cogolo, hervorgegangen, wie giovo in wälschtirol. Ortsnamen (vgl. Tragiovo = trans jugum, deutsch Tertschauf) aus giogo? Daß juvo schon früh für jugo galt, zeigen die deutschtirol. Namen Jaufen, Juifen, Juval u. s. w. Auch die Churwälschen sprechen giuf. Oder soll man annehmen, daß in Kofel verschiedenes Geblüt in einander geronnen, daß es ebensowohl ein Descendent von cuvel ist, als von cucullus? Dieses scheint mir das Beste und das Ergebniß wäre also, daß Kogel und Kofel zusammengehören, wenn letzteres Berg, Gufel und Kofel, wenn es Höhle bedeutet. Aus cucullus erklärt sich übrigens auch der röm. Ortsname Cuculli, jetzt Kuchel bei Salzburg und Kochel im b. Gebirge.

7) Das Verfahren in aller Kürze, nur etwas eingehender als im Texte S. 124, beschrieben, war folgendes:

Bei näherer Betrachtung der rh. Namen gewahrt man, daß sie aus einem einsylbigen Stamme (Cal, Car, Vel u. s. w.) bestehen, an welchen sich dann ein- oder mehrsylbige, mit a, u oder i vocalisirte Suffixe hängen. Die verwendeten Consonanten sind zunächst s (dieses am häufigsten), l, n, r, v, c, t. So entstehen denn Formen, wie usa, una, ura, usuna, usura, unusa, uruna, urusa, alusa, aluna, alura, atusa, atuna, atura, aturna, aturnusa oder mit andern Vocalen isa, ina, alisa, atina u. s. w. und es bilden sich die Namen Velisa, Vels, Velana, Völlan, Velunisa, Valens, Velasuna, Valsun, Velatuna, Valduna, Velatura, Vuldera, Velaturnisa, Velthurns u. s. w. Dieselben Ge-

bilde, dieselben Namen finden sich aber in Etrurien wieder, dessen Grabinschriften uns eine bisher ungezählte Zahl von Personennamen erhalten haben. Durch diese Gleichheit erwahrt sich die Angabe der Alten, daß die Rhätier mit den Etruskern eines Stammes sind. Was diese Namen bedeuten, ist allerdings nicht zu sagen, da unsre Kenntniß etruskischer Appellativa noch sehr weit zurück ist und wahrscheinlich auch nie sehr weit vorwärts kommen wird.

8) Rhätien nämlich fiel ungefähr zur selben Zeit unter römische Herrschaft wie Gallien; es blieb der Romanisirung ebenso lange ausgesetzt und es kam wieder ungefähr zu gleicher Zeit unter germanische Botmäßigkeit. Wenn nun die Rhätier ebenso gut Kelten waren, wie die Gallier, so müßte man bei solcher Gleichheit des innern Wesens und der äußern Einflüsse wohl erwarten dürfen, daß auch die Ortsnamen zusammenstimmen, allein diese zeigen nicht nur nicht ungefähr dasselbe, sondern ein ganz verschiedenes Aussehen. Nehmen wir z. B. eine Handvoll Namen aus Brequigny's Diplomata ad res francicas spectantia (Paris 1791), als *Calmisciaco*, *Talpusciaco*, *Sennaberias*, *Rufiniaco*, *Simpliciciaco*, *Vombraxana*, *Posciusciniaco*, *Flaviniaco* u. s. w. und stellen wir diesen gegenüber die ersten rhätischen, als *Stilves*, *Zedes*, *Telves*, *Teines*, *Tulvares*, *Taurane*, *Susulona*, *Lusina*, *Fellis*, *Fieres*, *Mules*, *Velturnes* u. s. w., so werden wir bekräftigt finden, daß diese Worte und jene nicht aus Einer Sprache stammen können. Wären die Rhätier Kelten gewesen, so würden auch die oben Seite 121 angeführten Etschländer Namen höchst wahrscheinlich nicht Priscianum, Crispianum u. s. w., sondern Prisciacum, Crispiacum u. s. w. lauten. Die Gallier haben übrigens, wie oben zu sehen, von den römischen Namen Rufinus, Simplicius, Flavinus wieder Ableitungen gebildet und es ist bemerkenswerth, daß die Rhätoromanen in späterer Zeit auf ihre Weise sogar an den deutschen dasselbe gethan. In dem Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, bearbeitet von Hermann Wartmann (Zürich 1863), I. 269, findet sich nämlich im Jahre 825 bei dem deutsch benannten Dorfe Giesingen (bei Feldkirch) auch eine *via Gisingasca* erwähnt. Dadurch

erwahrt sich, was ich Rh. Ethn. S. 168 vermuthet, nämlich daß auch Renzengast, Berg bei Nenzing und Lanzengast, Berg bei Feldkirch, nur rhätoromanische Derivate von den Ortsnamen Nenzing und Lanzing sind (Nencincasca, Lancincasca). Im neunten Jahrhundert findet sich bei Rankweil B. A. B. auch eine *via barbarisca* (im erwähnten Urkundenbuch I. 242 u. II. 12). Der Herausgeber meint, es sei darunter die alte Römerstraße verstanden; ich meine eher, es bedeute so viel als Schwabenweg. — Anderseits haben wieder die Deutschen, wie Anm. 6 erwähnt, aus dem romanischen Florinus den deutschen Ortsnamen Floriningen gebildet.

9) Buchstäblich genommen ist dies allerdings nur in den stark romanischen Gegenden südlich des Brenners der Fall. Nördlich desselben finden sich zwar, wie gesagt, noch romanische Namen in Menge, aber die Atschnamen treten da nicht so sehr hervor.

10) Es ist wirklich bemerkenswerth, daß die größeren Ansiedelungen, zumal in den Hauptthälern, mit den Anm. 6 erwähnten Ausnahmen, vorzugsweise noch rhätische Namen führen. Zumal an der Etsch und am Eisack (wie in Vorarlberg an der Ill) waren, wie es scheint, die günstigen Stellen schon meistentheils überbaut und benannt, als die Römer in's Land kamen und sie wie die Deutschen fanden dort wenig Oertlichkeiten mehr, die eine neue Ansiedelung zuließen und eines Namens bedurften. Jene rhätischen Dorfschaften können aber eben so alt sein, als Caere oder Rom. Uebrigens — je mehr man in den Seitenthälern gegen das Hochgebirge hinansteigt, desto mehr verschwindet der Rhäticismus. Dagegen nehmen neben den deutschen Namen die romanischen zu und allenthalben finden sich die Ableitungen von runca, z. B. Reut oder Gschwend, ein deutliches Zeichen, daß die Pioniere der lateinischen Civilisation noch allenthalben unbewohnten Urwald fanden, den sie auszurotten und urbar zu machen hatten. Auch finden sich in der langen Reihe der Berghöhen, Spitzen und Hörner vom Vinstgau bis in's Zillerthal nicht drei rhätische, aber sehr viele romanische Namen. Man könnte daraus schließen, daß die Rhätier der Alpenwirthschaft, Gemsjägerei u. s. w. nicht mit besonderm Eifer ergeben waren, ja, wären die Angaben der Alten

über ihre wilde Tapferkeit nicht so bestimmt, so sollte man eher glauben, sie seien ein weichliches Völklein gewesen, das sich in den warmen Thälern, namentlich in den weinreichen des Südens, bei den nahrhaften Künsten des Friedens in einem behaglichen Stillleben gefallen habe.

11) Salve = selva nach Analogie der nordtirolischen Formen Verwall = val bella, Gschnalles = casignelles u. s. w. So hört man da auch Fald, schnall, sal für Feld, schnell, selb. (Siehe Schmeller's Mundarten Bayerns S. 45.) Auch in Bündner Urkunden heißt das engadeinische Selvaplana gewöhnlich Salvaplana und in den brixnerischen findet sich für Sylvana auch Salvana. (S. Anm. 14.) Ebenso silvanus = Salvang. Uebrigens zeigen die urkundlichen Formen *Sulvanus*, *Solvanus* und die Ortsnamen Sulsen, Sulsenstein, daß das lat. silva als sulva nach Rhätien gekommen.

12) Der Romanismus in diesem wilden Hochgebirge ist meines Erachtens so überraschend, daß er wohl noch etwas näher betrachtet werden darf. Es finden sich da noch folgende Namen: Falepp (etwas weiter östlich, südlich von Schliersee), früher Valdepp geschrieben, val d'ape, Bienenthal, oder val d'Appio? — Ampels, (val d') ampoles, von ampola, churw. Himbeere, wornach auch Rh. Ethn. S. 122 Nr. 745 und S. 111 Nr. 443 zu berichtigen wäre. — Gafels, Pl. von cavolo, churw. cuvel (s. Anm. 6). Juifen, giuvo für giugo, Joch. — Zem, cima, Gipfel. — Gramai; wie aus calamosa, clamosa, cramosa Grameis (im Lechthale) werden konnte, so mochte aus calamello Gramell und daraus nach dem dortigen Dialecte (s. Schm. Mundarten S. 108) Gramai werden. — Waldharb (bei Viecht), val d'herba. — Telps, Joch, (giugo) d'alpes. — Plums, planes, sonst öfter Plons; wegen ms für nes vergleiche avazzones = Absams. Die Aussprache des Vocals ist unsicher, wie denn für Pfuns auch Pfans und Pfons geschrieben wird. — Lams, gewiß romanisch, doch kaum von lama, lamia, lamium oder lamna (Brett), sondern eher von (val de) lignes, woraus Lains werden mußte, was wieder Lams werden konnte. — Kompär von camparius? — Lalibers, früher

Alibers — „von Sulfenstain an die Rüsz in Alibers" (s. Schm. B. Wb. IV. 106; aus dem Jahre 1431) — von lutra, Fischotter, Pl. lutres. Ob das anlautende a, wie es öfter vorkömmt, eine stehengebliebene Präposition — à lutres, bei den Fischottern, oder ob der Name früher val de lutres gelautet habe und v abgefallen sei, bleibt dahingestellt. — Wenn die Schreibung „die Rüsz" verlässig, so dürfte man an (val) russa, rossa denken. — Der Sulfenstain (sulva, selva) scheint der Sollstein bei Innsbruck. — Moriz, muricia sc. casa, gemauertes Haus. — Pfins, fines. — Lafeis, l'aquosa, l'avosa? — Weilgries, val grossa? — Kaslan, casalone. — Vereinalpe und Seinsberg (bei Mittenwald) verrina? Eberalpe und signes? Zeichenberg? Seinis, Senges, Sennes u. s w. finden sich in Tirol als Bergnamen noch öfter. Gewiß waren schon zur römischen Zeit einzelne Berge bezeichnet, die bei feindlichen Einfällen durch Feuerbrände u. dgl. ein Signal geben mußten. — Schleims kommt im Engadein und in Vorarlberg als Schleins, Schlins, urkundlich *Sclines*, *Salines* vor. Diese Namen sind Rh. Ethn. 203 als rhätische behandelt, allein sie mögen leicht vom lat. salignus, Adj. von salix, herrühren. Schleims für Schleins wie Plums für Pluns.

Es sei noch bemerkt, daß das im Texte erwähnte Glairsch = glaries noch öfter vorkömmt. In der Rh. Ethn. ist dieses glarea nicht bedacht, obgleich es sehr nahe lag, für das häufige deutsche Gries auch einen romanischen Stellvertreter zu suchen. Die dort (S. 142, 144) gegebene Deutung von Gleirsch durch collures, als Derivat von colle, ist um so mehr zurückzunehmen, als männliche Substantiva Derivate in ura kaum zulassen. (Das abgeleitete manso bildet allerdings ein weiteres mansura; s. Anm. 2.) Virgloria bei Nenzing (V. A.) ist ein sehr deutliches val de glarea; ebenso Verglair bei Graun (S. 116); Glyr bei Vels (S. 127) ist ein einfaches glarea, Glarz in Villnöß (S. 130) ein Plural davon und Tschangelair in Stubai (S. 142) campo de glarea.

13) Der Alpenname *Serminit*, der mit andern romanischen, als *Vallesella*, *Rivalva*, *Monte plano* u. s. w. schon während des achten Jahrhunderts und später noch mehrere Male im Pusterthale

genannt wird (Sinnacher, I. 506, 550, 556), ist wohl, wenn nicht etwa das Slavische eine Deutung bietet, auch nur verschrieben und Serminic zu lesen. Raminig, Bach bei Latsch im Vinstgau, und Valming, Alpe im Pflerschertthale bei Sterzing = rio de Minigo, val de Minigo. Ein Priester Minigo, sicherlich romanischer Abkunft, erscheint im neunten Jahrhundert auch einmal bei Aichach in Oberbayern (Meichelbeck, Hist. Fris. II. p. 429). Eine *ecclesia Minigonis presbyteri*, jetzt Mönichkirchen, wird 861 in N. Oesterreich erwähnt. (Juvavia p. 95.) Ein anderer Minigo findet sich mitten unter germanischen und slavischen Leibeigenen um's Jahr 976 im kärnthnerischen Möllthale (Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen. (XXVII. S. 260). Dort auch bei Gmund ein *Malontina* (X.) jetzt Malentein, was deutlich ein rom. molendino ist. Ein solches Malentein findet sich auch im sonst sehr slavisch gefärbten Tefereggen, einem Seitenthale des Pusterthals. Ein *homo nobilis nomin, Minio habitans in villa Bozana* mit seiner Frau Maria und seinem Sohne Johannes kömmt um 1050 in einer Urkunde von Tegernsee vor. (M. B. VI. 34.) Auch jetzt noch ist Dominicus (Meïne) ein sehr beliebter Name bei den Ladinern in Gröden und Enneberg. Gian Meine (Hans Dominik) gilt dort sprichwörtlich für einen guten, etwas albernen Kerl. Im Codex Wangianus dagegen ist Minigo eben so selten, als in den Brixner Urkunden häufig, wobei allerdings auch in Anschlag zu bringen, daß jener eigentlich erst im zwölften Jahrhundert beginnt. Anderseits begegnet uns der Name sehr oft in churischen Urkunden und zwar noch bis in die späteren Zeiten.

14) Hier noch aus Sinnacher einige romanische Wahrzeichen, wie sie sich aus der wimmelnden Fülle bajuvarischer Namen, aus der Mitte der Udalrich, Reginprecht, Adalgoz, Kadalhoh, Wolftrigil, Orendil, Witegouwe u. s. w. herauslesen lassen.

Eigenleute mit undeutschen Namen aus den Urkunden des II. Bandes (1050—1070): Magnus, Pancratius, Stephanus, Johannes, Daniel, Judita, Salvana (Sylvana). Der letzteren Schwester hieß aber Rihkart und der beiden Vater war Orant (Horant?), ein Maurer, wahrscheinlich zu Brixen (S. 656).

Pancratius kommt übrigens auch als der Name eines Freien vor, z. B. S. 656, 660. Minigo hat sich vor der Hand verloren, dafür erscheint etliche Male Minso (S. 661, 662). Auch Ursus, überhaupt ein beliebter Romanenname, findet sich öfter. Sovejo (S. 661), ein vielleicht tausend Jahre später geborner Namensvetter des Saufejus, der einst Sissian gegründet. (Rh. Ethn. S. 126.) S. 657 begegnet uns ein *servus Philes, vulgo autem Adalpreht personatus*, ein Romane, der zum Hausgebrauch auch einen deutschen Namen angenommen. Ein Jahrhundert später kommt dann wieder ein Philes vor, wie es scheint in Gröden (III. 645). Im III. Bande finden sich in der Zeit von 1110—1140 unter den Eigenleuten noch Juda, Johannes, Benedictus, Urbanus, Abraham, Judita; unter den Freien: Stephanus, Sulvanus und auch ein Vivianus, der aber aus den Ritterromanen stammt. S. 200 erscheint ein Brüderpaar, Pancratius und Werinher — war der Vater ein Deutscher und ist Pancratius der Ueberläufer oder war er ein Romane und ist Werinher abgefallen? S. 214 kommen ein Walther und ein Hartung vor, Sohn und Enkel eines Pancratius. Doch findet sich schon dazumal in dem Dorfe Sarns, eine Stunde unterhalb Brixen, eine Oertlichkeit mit dem deutschen Namen Pärenpichl (S. 212). Auch Eichach, Stockach, oberhalb Brixen, werden bald erwähnt. Die meisten Schenkungen in dieser Zeit werden übrigens mit der Bedingung beurkundet, daß der Beschenkte einmal im Jahre den ehrwürdigen Brüdern am Dome eine reichliche Mahlzeit *(copiosam coenam, copiosum convivium, copiosum apparatum)* setze. Im Grödnerthale (Gradena) werden zwei Landwirthe Stephanus und Wildo genannt. Um's Jahr 1140 kömmt dann (S. 410) nach langer Unterbrechung wieder ein Minigo vor, ein Freier, der ein Gut bei Brixen und Weinberge bei Bozen verschenkt, dessen Söhne aber Eberhard und Trutman heißen. S. 443 bietet einen andern Minigo. Oefter kömmt auch ein Zeuge vor, welcher Walah, Walach heißt, ein Name, der sich als Walch auch jetzt noch findet und, wie Wälsch, eigentlich einen Undeutschen, hier einen Italiener bedeutet. Bemerkenswerth ist auch eine Urkunde, welche in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fällt, in welcher *Egilolfus et uxor ejus de Omras* (Ambras) *et filie ejus et latini Meribot ac*

Hegini, *Dietmar*, *Giselmar* die Güter, die sie zu Oberhofen in Oberinnthal besaßen, nach Neustift schenken (S. 441). Dieser Meribot und Hegini, Dietmar und Giselmar wären demnach wieder Romanen mit deutschen Namen und es hätte also noch am Ende des zwölften Jahrhunderts in Ambras Lateiner gegeben! — allerdings nicht so auffallend, wenn man bedenkt, daß sie in Stubai vielleicht noch ein paar Jahrhunderte länger nachgehalten. — Namen wie Tschafalles (pra de cavalles), Tschangelair (campo de glarea), wie sie in Stubai vorkommen, enthalten nämlich einen chronologischen Stoff, nur läßt er sich schwer herausziehen. Es fragt sich dabei: zu welcher Zeit ist in Tirol rom. ca in tscha übergegangen? Für Gröden kann man die Zeit dieses Uebergangs ziemlich genau bestimmen; denn die älteren Steuerregister zu Brixen, etwa aus dem sechzehnten Jahrhundert, bieten noch Cadepunt, Canderuf, Campatsch (casa de ponte, campo de rivo, campaccio), was die jetzigen Grödner Tschedepunt, Tschanderuf, Tschampatsch sprechen. Der besagte Uebergang ist also in Gröden erst seit dem sechzehnten Jahrhundert eingetreten. Und eben weil er in Stubai geradeso bemerklich ist, könnte man behaupten, auch dieses Thal habe bis zu jener Zeit romanisch gesprochen. Hiegegen läßt sich allerdings einwenden, daß der Schluß von Gröden auf Stubai nicht ganz sicher ist. Man kann nämlich beobachten, daß jener Uebergang je nach der Oertlichkeit zu sehr verschiedenen Zeiten eintrat. Im Französischen fällt er wahrscheinlich in die Zeit der Karolinger und doch hat die picardische Mundart ihr ca noch bis heute bewahrt. (G. d. rom. Spr. v. F. Diez, S. 230 u. 125.) Auch in Graubünden sprechen nur die Engadiner tscha, während die übrigen Romanschen noch an ca festhalten. — In den jetzt deutschen Gegenden und Orten rechts und links des Grödnerthales schwanken die Hof- und Flurnamen zwischen ca und tscha, d. h. die Germanisirung ist hier eben eingetreten, als der Uebergang im Anzuge, aber noch nicht ganz durchgeführt war. (S. Drei Sommer in Tirol, S. 437 und Rh. Ethn. S. 129.)

Zu den Romanen mit deutschen Namen wollen wir auch die *duo Romani proselyti*, *Amalunc et Alberich*, zählen, welche (XII.) in den Urkunden des bayerischen Klosters Ebersberg als Hofbesitzer

erwähnt werden (Oefele, rerum boic. scriptores, II. 32). Diese Einwanderer scheinen, nach ihren gothischen Namen zu schließen, aus Südtirol gekommen zu sein. Daß in älteren Zeiten auch die Grödner deutsche, jetzt ungeläufige Namen geführt, zeigen die Hofnamen Arérd, Minérd, Lenérd, Nocker, Cuenz u. s. w. = Erhard, Meinhard, Leonhard, Notger, Kunz.

15) Siehe Codex. dipl. I. S. 423 u. IV. S. 153. In der ersteren Urkunde ist übrigens *Suvendes* nicht, wie der Herausgeber zweifelnd meint, Sins im Engadin, sondern Schums bei Tschengels. *Fagundes* ist Agundes zu lesen, das Dorf Agums in derselben Gegend. Der Dechant Walter in dieser und der Dechant Johannes mit seinen zwei Söhnen in der andern Urkunde sind übrigens keine geistlichen Würdenträger, sondern eine Art Gemeindevorsteher. (S. Cod. Wang. S. 14.) In der zweiten Urkunde finden sich einige Namen von Oertlichkeiten, die wir etwas verdeutlichen wollen: *Curdoniga* = cortogna von corte; *fundäniges* = fontagnes (s. Anm. 4); *thoravün* = de rovina (rovina, was jetzt noch oft als Rubein, Rasein u. s. w. vorkommt, bedeutet einen Bergschlipf, eine Muhr oder Rüfe); *tschentenayr*, eine Wiese, von centenarius, was in alten Zeiten bekanntlich eine Richtersperson bedeutete; *da vo döss* = davos doss, hinter dem Hügel; *inserad*, nicht deutlich, oder etwa in serrata? *mareina* = marina, der Bedeutung nach ungefähr dasselbe, was rovina (Rh. Ethn. S. 196); *coloreid*, col rutto (Rh. Ethn. S. 112 u. 122); *aquale commune quod dicitur logertina* = l'aquettina; *amaldesch* ist wohl à maldesch und dieses ein rh. Maltasca, Ableitung von Males (Rh. Ethn. S. 194); die *via quae dicitur via Taertzascha*, der Weg, der nach dem Dorfe Tartsch führt, stimmt zusammen mit der *via Gisingasca* in Anm. 8; *Rinair* ist Rivair = riviera zu lesen, jetzt Risaier, ein Dorf in derselben Gegend.

16) Siehe die Abhandlung „Ueber das ehemalige Hospital St. Valentin auf der Malser Haide“ von P. Justinian Ladurner im Archiv für Geschichts- und Alterthumskunde Tirols S. 161 u. ff. Dieses Spital ist 1147 von Ulrich Primele von Burgeis gestiftet worden. Frhr. von Hormayr setzte die Mähr in Umlauf, es

habe damals eigene Statuten in romanischer Sprache erhalten. „Leider stehen mir diese nicht zu Gebote" seufzt P. Justinian; ich glaube aber, sie sind noch niemand zu Gebote gestanden.

17) Als ein bajuvarischer Nachtrag zu Schmeller's Wörterbuch betrachtet, erscheint Schöpf's Tirolisches Idiotikon im Lichte einer reinlichen, wenn auch engangelegten Arbeit. Sobald man aber erwägt, daß, wie in den wälschtirolischen Dialecten die Germanismen, so in den deutschtirolischen, namentlich an Etsch und Eisack, eben die Romanismen das Auffallende und Erklärenswerthe sind, so wird man jenes Werk sehr unzulänglich finden. Der selige Pater J. B. Schöpf, obwohl Professor am Gymnasium zu Bozen, hatte doch einen ausgesprochenen Widerwillen gegen alles Wälsche. Wenn man diesen Umstand auch einem deutschen Südtiroler verzeihen wollte, so wird man doch zugeben müssen, daß er auf den Verfasser eines Tirolischen Idiotikons nicht günstig wirken konnte. Zum Zeichen, daß wir das Buch mit ziemlichem Fleiße durchgelesen und zur Begründung jenes Urtheils bieten wir hier einige Nachträge und Bemerkungen.

Bei vielen romanischen Eindringlingen oder Ueberbleibseln fehlt selbst jeder Versuch einer Deutung, wenn diese auch noch so nahe liegt. Bei rîgel heißt es z. B. (S. 355) „in einigen Gebirgsdörfern im Etschland: Gemeindesitzung. Mir bleibt fast unerklärlich, wie diese Bedeutung sich entwickeln mochte." Ein Blick in den lang vorher erschienenen Codex Wangianus, wo die Sache (S. 461) sehr deutlich erklärt wird, würde jenes Dunkel aufgehellt haben. Rigel ist nämlich nichts anders, als das lat. regula. — „Malgrei (S. 417), eine zur Gemeinde gehörige Parzelle, Bauernhof, dürfte aus mallum, ahd. mahal, concio, und nach der Ansicht Thalers rücksichtlich des zweiten Theiles von mittellat. curia, Bauernhof, abzuleiten sein, daher malli curia, mallcurei, endlich Malgrei." Ist ganz einfach, wie schon Rh. Ethn. S. 125 dargethan, marcheria — dieses als ital. Ortsname am Oglio — von marca, Flurbezirk, Alpenweide, wovon jetzt ital. malga, Alpenhütte, mit Uebergang von r in l, wie in ***Malgareta***, ***Geltrude*** für Margareta, Gertrude (Cod. Wang. S. 281 u. 418). — Bei

„leeg (S. 380), Verein zur Einhaltung von Uferbauten,“ wagt der Verfasser zwar das lat. liga zur Vergleichung herbei zu ziehen, aber nicht offen zu sagen, daß das deutsche Wort nur das lateinische ist. — Bei „wàl (S. 796), Rinne zum Bewässern der Felder,“ fehlt die Ableitung von aquale, churw. ual (Rh. Ethn. S. 218). Nicht ohne Interesse, daß sich an der Etsch eine Form festgesetzt, die zur jetzigen churwälschen stimmt, während die Grödner aghèl sprechen. — Bei „Praschlet (S. 54), Mässe der in den Kufen gemosteten Trauben,“ fehlt die Erklärung aus graspato (von graspo, Traubenkamm), welches metathetisch zu prasgato wurde. — Bei kemenàten (S. 310) das keltische Kempten, Cambodunum, bei hard, Wald (S. 245), ein lat. arta, Engpaß, bei walsch (S. 798) das vorarlbergische Walserthal herbeizuziehen, war gar kein Anlaß. — Die Sylbe oven, ofen in einigen Ortsnamen ist nicht, wie S. 480 vermuthet wird, aus dem ältern ouwen, auen hervorgegangen, sondern Wälschenofen und Deutschenofen heißen in den Urkunden *Colonia nova latina, teutonica* und können nicht anders als daher erklärt werden. Auch Weichenofen bei Innsbruck ist vicus novus. — Lagrein (S. 359), Trauben- und Weinsorte, hängt nicht mit Lagrima Christi und nicht mit Lagerwein, sondern mit Val lagarina, Lägerthal, wie das Thal an der Etsch abwärts von Trient heißt, zusammen. — Das ultnersche pfraiglen (S. 502), abmagern, aushungern, kommt wohl vom lat. fragilis. — „pofel (S. 513), das letzte Gras auf den Wiesen,“ ist das churw. bual (bovale), „Oehmdweide, drittes Heu,“ bei Carisch S. 20. — Bei gleif, f., Anhöhe, Hügel (S. 194), war doch auch das lat. clivus zu erwähnen, obgleich das Genus nicht zusammen stimmt. — Pfatten und Wattens, Ortsnamen (S. 804), hängen mit dem lat. vadum ebensowenig zusammen, als Sarnthal (S. 581) mit vallis serena. — Gunne im Oberpusterthal (S. 224), Grube, Vertiefung, ist das lat. cuna (Rh. Ethn. S. 37) und gungk im Vinstgau, Weideplatz zwischen Hügeln, ist dasselbe, nur liegt ein cugna zu Grunde. Vgl. Anm. 4. — Hier mag auch gelegenheitlich bemerkt werden, daß die Etymologie Czech = Zoch nicht, wie S. 830 vermuthet wird, von mir herrührt. — Auch die Zusammenstellung und Deutung der Romanismen in den Mundarten

der deutschen Südtiroler wäre eine anziehende Aufgabe für einen strebsamen Etschländer.

18) Solche Ausdrücke sind: Pergel, Weinlaube, vom ital. pergola, dessen Herkunft allerdings auch zweifelhaft; Puntaun, Gang im Weingarten, der brückenartig mit Latten überdacht ist, pontone; Torkel, torcolo; Praschglet, graspato; Prail', Preßbalken an der Kelter, lat. prelum; dann die Namen der verschiedenen Stangen und Latten des Rebengerüstes: Guntanelle, v. lat. contus, Stange? Manail, manella, Händchen; Marzan, wozu Schöpf das ital. marza, Pfropfreis, vergleicht (nach andern wäre Marzan nicht eine Stange, sondern eine Traubengattung); Stellaun, stela, stelone. Madrail, Ausläufer, Gabel an den Reben, madrella, Mütterchen? Ferner die Weinmaße Ihrn, urna, Bazeide, v. mlat. baccea (Diez, Wörterb. II. 99). Auch die Getreidemaße Star, sextarius und Mutt, modius, mögen erwähnt werden. Der saltuarius der Pandecten, saltarius der long. Gesetze, ursp. ein Waldaufseher, ist der jetzige Saltner, der Flurschütz der Weinberge im Etschlande. Das Wort kommt in tirolischen und bündnerischen Urkunden häufig vor. Ob sich der „Saltner" auch in Graubünden erhalten, ist mir unbekannt.

19) Ich habe mir das Vergnügen erlaubt, diese Namen auf den Karten zusammenzusuchen und gebe hier ein Verzeichniß, in welchem aber wohl manche fehlen mögen, theils weil ich sie übersehen habe, theils weil die Karten sie nicht angeben. Es finden sich also

1) zwischen Etsch und Mincio: Pacengo, Bussolengo, Pastrengo, Marengo;
2) zwischen Mincio und Chiese: Padenghe, Pozzolengo;
3) zwischen Chiese und Oglio: Gottolengo, Zurlengo, Ovanengo, Rodengo, Farsengo, Berlingo, Betengo;
4) zwischen Oglio und Adda: Licengo, Zanengo, Polengo, Ticengo, Romanengo, Offanengo, Ricengo, Pamenengo, Martinengo, Pebrengo, Morengo, Farsengo, Isengo, Vibelengo, Pianengo, Ossolengo, Marcelengo;
5) zwischen Adda und Ticino: Pusterlengo, Massalengo;

6) zwischen Ticino und Sesia: Orsengo, Olengo, Pisnengo, Morghengo, Agnalengo, Barengo;
7) zwischen Sesia und Doria Baltea: Busnengo, Ghislarengo, Castellengo, Petinengo, Quitengo, Mortiengo, Valdengo, Bolengo, Pertengo;
8) südlich vom Po zwischen Piacenza und Turin: Gossolengo, Marengo, Armengo, Marconengo, Oddalengo.

Von den bei Diez aufgeführten sind unter diesen Namen nur etwa Cianingo = Zanengo (Nr. 4), Audolingo = Oddalengo (Nr. 8) und Rodingo = Rodengo (Nr. 3) wieder zu erkennen. Uebrigens sind wenige darunter, die nicht in Bayern oder Schwaben ihre Doppelgänger fänden.

Diese Gattung von Namen erstreckt sich also von Verona bis nach Turin, sendet einige Ausläufer über den Po, hört aber auf, wo die Alpen angehen. Zwischen den letzten etschländischen Namen auf ing (Anm. 6) und den ersten italienischen auf engo ist eine Unterbrechung von etwa dreißig Wegstunden. Wenn ihre große und früher gewiß noch größere Anzahl in der lombardischen Ebene darauf hindeutet, daß zur Zeit der longobardischen Einwanderung dort vieles Land öde lag und daher zu neuen Ansiedelungen und zu neuen Namen Gelegenheit gegeben war, so müßte man umgekehrt annehmen, daß die nördlich liegenden Alpengegenden (jetziges Wälschtirol, Veltelin u. dgl.) als seit Jahrhunderten aufgesuchte Zufluchtsorte so dicht bevölkert waren, daß überhaupt zu neuen Anlagen sich kein Raum und zu neuen Namen keine Veranlassung mehr fand. (Vgl. übrigens die nächste Anmerkung.)

20) Daß die jetzigen Namen Zivignago, Viarago und Arcignago im Thale der Fersina, östlich von Trient, von deutsch Siebenach, Vierach und Arzenach herkommen und daß letzterer von Arz = Erz abzuleiten sei, darüber ist wohl kein Zweifel nöthig. (Cod. Wang. S. 431.) Auch Rieslach in Pinè an der Silla ist eher der Vater als der Sohn des ital. Rizzolago. Indessen ist diese Gegend noch bis in sehr junge Zeiten deutsch gewesen. Lisignago im Fleimserthale könnte leicht unser *Liuzenaha*, jetzt Leizach, sein, ein Flüßchen, das bei Bayerischzell entspringt; *Tolzaga* (Cod. Wang.

S. 468. XIII.), jetzt Tozzaga im Val di Sole = (val d') holzaha? Es finden sich solcher Namen in Wälschtirol etwa ein Dutzend. In der Lombardei sind sie ziemlich häufig und es müßte allerdings noch genauer nachgesehen werden, ob sich in dieses heutige — ago — aga nicht keltisches acum mit deutschem aha zu theilen habe. (Vgl. Rh. Ethn. S. 25.)

21) Eine weitere Spur von Gothismus findet J. Grimm (Gesch. d. d. Sprache S. 1031) in der bayerischen und tirolischen Mundart (vom Achensee bis gegen Salzburg), welche r vor d, t, z wie sch ausspricht; also weaschden = werden, uscht = Ort, woscht = Wort, heaschz = Herz u. s. w. (Schm. Mundarten Bayerns S. 140). Grimm vergleicht goth. uzd mit jenem uscht. Schönwerth will auch in der Sprache der Oberpfälzer bedeutende Anklänge an den gothischen Vocalismus finden. Es ist übrigens kaum zu behaupten, daß diese Spuren und Anklänge auf die italischen Gothen hindeuten. (Siehe auch Quitzmann, Die älteste Rechtsverfassung der Baiwaren. Nürnberg, 1866. S. 405.)

22) Diese Sporaden führen sämmtlich noch doppelte Namen — einen italienischen und einen deutschen. So Luserna — Lusarn, Lavarone — Lafraun, Caldonazzo — Golnatsch, Torcegno — Durchschein, Roncegno — Rundschein, Folgaria — Füllgreit u. s. w. Manche glauben, die italienischen Formen seien erst aus den deutschen entstanden, allein dies ist nicht richtig; die Ortschaften waren schon vorhanden, als die Germanen einrückten. Füllgreit wird von einigen als Viel Gereut erklärt, aber es ist doch nur aus dem italienischen Folgaría hervorgewachsen und dieses ist aus filicaría (von filex, Farnkraut) entstanden. Die jetzt ganz italienischen Einwohner von Torcegno und Roncegno werden noch — gegen den italienischen Sprachgebrauch — nach deutscher Weise i Torcégneri, i Roncégneri genannt. Ebenso sagt man im Nonsberg i Cleseri, i Funderi, i Sfruzzeri u. s. w., um die Einwohner von Cles, Fondo, Sfruzzo zu bezeichnen. Auffallend sind übrigens in Wälschtirol Gentilia wie Valsuganotto, Primierotto, Tajotto, Dardenotto, Ossanotto u. s. w. Auch die Einwohner von Badía (abbatía) in Enneberg heißen Badioten. Ist diese Form aus der

Levante, von den Korfioten, Zantioten herübergenommen? oder geht sie auf das alte italo-etrusco-rhätische ates in Arpinates, Padinates, Focunates zurück? (Vgl. Rh. Ethn. S. 228.) Letzteres wohl schwerlich, da in Wälschtirol noch die unverdorbenen Gentilia Telvate, Strignate, von Telve, Strigno vorkommen. — Ein Mann aus dem Nonsberge, Val di Non, heißt Nónes, Pl. Nónesi — auffallend wegen des Accents — einer aus dem Sulzberg, Val di Sole, Solandro. Davon könnte allerdings der Name des nahen vinstgauischen Fleckens Schlanders abgeleitet werden, (vico de) Solandres, nur auf andre Art als Thaler annimmt. — Mocheni heißen die deutschen Bauern an der Fersina spottweise bei den Italienern, angeblich nach dem Worte m a c h e n, was jene Landleute beständig im Munde führen und als Hilfszeitwort geradeso gebrauchen sollen, wie die andern deutschen Dialecte das Verbum t h u n.

23) Solche Metathesen sind z. B. im Dialect von Trient: crumpar für comprare, drent für dentro, prea (preta) für petra. Im Churwälschen: coven von cannabis, fravi von faber, druver von adoperare, schlonda von scandula, tlavà, clavò von tabulatum, Heustall. Im Grödnerischen: grum für clum aus cumulus, calons für canales, Wasserröhren, slap von erysipelas u. s. w. Durch Metathese ist auch der grödnerische Name Schneves für Seben entstanden; nur setzt er statt des gewöhnlichen urkundlichen *Sabiona*, *Sebana* ein Sebanes voraus, was aber kaum vorkommt. Sinnacher bringt einmal (III. S. 579) im zwölften Jahrhundert *Scheneves*, was er, wohl irrig, auf Schöfens bei Matrei deutet. Eher könnte man an das verfallene Schloß Schöneben in Villnöß denken, welches Staffler III. S. 996 erwähnt. Wenn aber jenes *Scheneves* Seben sein soll, so bleibt immerhin auffallend, daß der Urkundenschreiber die alten, ehrwürdigen Namensformen bei Seite gesetzt und dafür eine grödnerische angewendet haben sollte.

24) Sehr viel Neues bringt zu dieser Frage die mir erst während des Druckes vom Verfasser freundlichst zugesandte zweite Abtheilung der oben S. 171 erwähnten Schrift des Herrn von

Attlmayr, welche in der Zeitschrift des Ferdinandeums, 3. Folge, 13. Heft, erscheint. Es geht daraus ganz klar hervor, daß die sieben und die dreizehn Gemeinden eigentlich nur die Ausläufer einer dichten deutschen Bevölkerung waren, welche ehedem in der Ebene, in der Umgebung von Vicenza saß. Es lautet demnach sehr wahrscheinlich, daß man noch im vierzehnten Jahrhundert in Vicenza deutsch und italienisch unter einander gesprochen habe, wie dazumal zu Trient. Selbst noch in den Monti berici, südlich von Vicenza, finden sich deutsche Ortsnamen. Alles dies bestätigt nur die oben aufgestellte Ansicht, daß diese Völker nicht aus Bayern gekommen, sondern übergebliebene Longobarden sind.

25) Man darf dabei in Erinnerung bringen, daß um 460, zu Kaiser Majorians Zeiten, die Alemannen sich ganz Rhätien unterworfen haben sollen. — Suevis tunc juncti Alemani aderant, Alpes raeticas omnino regentes (Jornandes c. 55). Stälin, Wirtemb. Gesch. I. 147. Wenn diese Regenten sich zu erhalten wußten, so wäre anzunehmen, daß man in Rhätien, abgesehen von den Romanen, schon alemannisch sprach, ehe es an die Gothen kam und daß erst die Bajuvaren diese Mundart aus dem Brennerwege und dem Pusterthale weggedrängt und auf die westlichen Landestheile beschränkt haben. Einem bajuvarischen Ohre scheint noch heutiges Tages jeder Tiroler mehr oder weniger zu schwäbeln.

26) z. B. die an der Etsch und am Eisack vorkommenden Namen Kaschines, Valetes, Vernaunes, Verdings, Partinges weisen deutlich auf rhätorom. casines, vallettes, vallignones, vallettignes, pratignes — kommen sie aber etliche Stunden südlicher im Nonsberg oder im Fleimserthale vor, so heißen sie casine, vallette, vallignoni, vallettine, pratini. Deßwegen kann auch Trafoi am Ortles nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, tres fontes sein, was dort Trafunz geworden wäre, sondern es ist (val de) trifolio, grödn. trefoi, Kleethal.

Am Schlusse dieser zunächst dem tirolischen Romanismus gewidmeten Anmerkungen mag noch bemerkt werden, daß sich an denselben als zwei engverbundene Seitenflügel der ehemalige Romanismus im Salzburger Land und der in Vorarlberg anschließen. Die Nachweise über ersteren finden sich in Kleinmayerns Juvavia, die über letzteren in manchen Churer Urkunden, hauptsächlich aber in dem oben erwähnten Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, welches viele, für diese Frage höchst interessante Mittheilungen enthält. Leider ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen.

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.